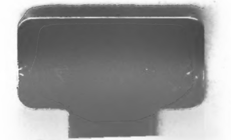
MISCELLEN AUS DER NEUESTEN AUSLÄNDISCHEN LITERATUR: E. PERIOD. WERK...





Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Ein periodisches Werk, politischen, historischen, statistischen, geographischen und literarischen Inhalts.

Vierzehnter Band.

Jena,
bei August Schmid und Compagnie.
1818.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des 14ten Bandes.

Seite

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Jahrgang 1818. Erstes Heft.

Neueste Nachrichten über die Insel Novahevah, vorzüglich in Hinsicht auf deren Besetzung Namens der Vereinigten Staaten und nachher Namens Großbritanniens.

Nach dem Englischen des Marinelieutenants, Hrn. Shillibeer. *)

Nachstehender Auszug aus einer anziehenden mit Beifall aufgenommenen Reisebeschreibung *) schließt sich in Hinsicht seines Hauptgegenstandes, — der successiven Besitznahme der bedeutensten

*) A Narrative of the Briton's Voyage, to Pitcairn's Island. By Lieut. J. Shillibeer. Taunton. 1817.

*) Interessante Auszüge aus diesem Werke befinden sich im Etnographisches Archiv. Heft I. und II.

unter den Marquesa's-Inseln durch Americaner und Engländer, — an die in den Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur (7 B. 1816 S. 316 u. f.) aufgenommenen Resultate der Berichte des Capitains Porter und Lieutenants Gamble über den nämlichen Gegenstand. Bei manchen bedeutenden factischen Abweichungen wird, wie gewöhnlich, so auch hier die Wahrheit ohne Zweifel in der Mitte liegen; nur durch Vergleichung beider Darstellungen darf man sich bei dem Mangel näherer officieller Nachrichten über diesen in mehrerer Hinsicht nicht uninteressanten Gegenstand, derselben am gewissesten zu nähern hoffen.

Am vierzehnten Tage unserer Abreise von Norborough trafen wir bei Novahevah oder der Sir Henry Martin's-Insel ein, nachdem wir in diesem Zeitraume eine Entfernung von mehr als dreitausend Meilen zurückgelegt hatten. Als wir uns dem Hafen Anna Maria näherten, kam ein Boot auf uns zu von anscheinend Europäischer Bauart, und wirklich fand es sich, daß es einem

von den auf den Wallfischfang ausgefahrnen, von der Americanischen Fregatte Essex genommenen Schiffen angehört hatte, und im Besitz eines gebornen Engländers Namens Wilson war, der vor zehn Jahren ein Englisches Kauffahrteischiff verlassen und seit jener Zeit seinen Aufenthalt auf dieser Insel genommen hatte. *)

Wir ankerten vor der Einfahrt und segelten am nächsten Morgen früh mit dem Seewinde in diesen reizenden Hafen ein, wo wir an einer kleinen Bay vor Anker gingen, welche der Americanische Fregatten-Capitain David Porter bei seiner Anwesenheit besetzt hatte; wovon weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird.

Wilson erzählte, unsre Erscheinung in der Nähe der Insel habe große Beunruhigung unter den Einwohnern hervorgebracht, weil sie in den Ankommenden den zurückkehrenden Capitain Por-

---

*) Porter erwähnt in dem angeführten Berichte dieses Wilson, dessen Nachrichten über des erstern Anwesenheit auf der Insel auf Hrn. Shillibeer's Darstellung bedeutend eingewirkt zu haben scheinen, auf eine für W's. Character nichts weniger als vortheilhafte Weise. A. d. R.

ter zu sehn und seiner Rache Preis gegeben zu werden fürchteten, indem sie zur Wiedervergeltung für seine gegen sie ausgeübten Grausamkeiten mehrere von seinen Leuten zu Tode gesteinigt hatten. Schon waren sie aus dem Thale geflohen, als man ihnen die Nachricht brachte, unser Schiff gehöre einer andern Nation an, worauf sie sogleich zurückkehrten, so daß bei unsrer Annäherung die Küste mit einer Menge Volks bedeckt war, die als Freundschaftszeichen Palmenzweige schwenkte.

Als das erste Boot sich dem Lande näherte, liefen dreißig Eingeborne ins Wasser, um es zu empfangen, und zwar mit so viel Gewandtheit und Kraft, daß es wirklich an den Strand getragen wurde; eine Scene, deren Anschauen belustigender war, als die Theilnahme an derselben seyn mochte. Der Capitain machte sogleich dem Könige einen förmlichen Besuch, und ward mit der größten Freundlichkeit und allen möglichen Freundschaftsversicherungen, so wie mit dem Versprechen jeder erforderlichen Hülfsleistung empfangen. Se. Majestät erkundigten sich, wie viel Schweine, Brodfrucht und Cocusnüsse wir bedürften, und wie groß die Anzahl der Damen sei, welche auf beiden Schiffen erforderlich wären, weil er zweifelte, ob

sein eignes Thal die nöthige Menge liefern könne, und ob er nicht etwa in ein benachbartes Königreich schicken müsse, um die fehlenden anzuschaffen. Seine Höflichkeit ward vollkommen gewürdigt, und ich zweifle, ob unter den königlichen Personen der heutigen Welt ein höherer Grad von Gefälligkeit zu finden seyn möchte. Nachdem die ersten Förmlichkeiten vorüber waren, und ein freundschaftlicher Verkehr mit den Einwohnern in Gang gebracht war, fiel jeden Tag etwas Neues vor. Doch, bevor ich Bericht davon abstatte, werde ich eine kurze Uebersicht von der örtlichen Lage der Insel geben. Sie ist eine der bedeutendsten und fruchtbarsten in der ganzen Gruppe zwischen dem 8° und 10° südlicher Breite, und dem 138° 15′ und dem 140° 25′ westlicher Länge. Ihr Entdecker war Don Alvera Mendana de Neyra, der ihnen im Jahr 1595 den gemeinschaftlichen Namen der Marquesas-Inseln gab, zu Ehren des damaligen Vice-Königs von Peru, Mendoça Marquis von Canete, unter dessen Auspicien er auf diese Entdeckungsreise abgesendet war. In der Folge sind diese Inseln sehr häufig durch verschiedene Schiffe bereiset worden, und man versichert, Ingraham, ein Americaner habe zuerst die Insel Novahevah entdeckt, ein Umstand, worauf vermuth-

lich des Capitains Porter pomphafte und lächerliche Ansprüche gegründet waren; allein die Inseln, welche Ingraham sah, sind diejenigen, deren der französische Seefahrer Le Marchand erwähnt, und die in einer kleinen Entfernung nordwestlich von den Marquesasinseln liegen. Die Insel Novahevah, ein Wort, dessen Bedeutung ich nicht erfahren konnte, ward vom Lieutenant Hergest die Sir Martinsinsel genannt, ein Name, unter welchem sie jetzt allgemein bekannt ist. Sie ist in mehrere Bezirke oder Thäler abgetheilt, deren jedes funfzehnhundert bis zweitausend Einwohner und einen eigenen erblichen König hat. Diese Volksstämme sind häufig mit einander im Kriege, doch selten kommt es zu einer allgemeinen Schlacht oder zu bedeutendem Blutvergießen, aber dennoch sind ihre Fehden gegenseitig verderblicher für das Ganze, als der Verlust einiger Getödteten seyn würde; denn häufig gehen sie Nachts in einen benachbarten District und berauben alle Brodfrucht- und Cocosbäume ihrer Rinde, eine Beschädigung, die sie fünf Jahre lang unfruchtbar macht. Da die Früchte dieser beiden Baumgattungen das allgemeine Nahrungsmittel sind, so bringt eine Verheerung dieser Art dem unglücklichen Districte unfehlbaren Mangel, so daß die Bewohner desselben

von den benachbarten Dörfern in Hinsicht ihres Unterhalts abhängig werden. In mehreren Districten sahe ich eine außerordentliche Menge von Bäumen, mit denen diese barbarische Operation vorgenommen war, und deren Bewohner nicht nur zur Auswanderung genöthigt wurden, sondern auch die Unterstützung ihrer Nachbarn erflehen mußten.

Der Hafen Anna Maria, in der Landessprache die Bay von Tuhuouy genannt gehört zu einem der bedeutendsten Bezirke, dessen Bewohner sich Pytees nennen. Jenseits der Gebirge wohnen die Hawpas, und die Einwohner des Thals an der Comptrollers-Bay nennen sich Typees; die letztern sollen der kriegerischeste Volksstamm auf der Insel seyn, auch giebt man die Mitglieder desselben für Menschenfresser aus, doch weiß ich nicht, wie sie zu diesem unnatürlichen Rufe gelangt sind, denn bei meiner Streiferei in das Innere ihres Landes konnte ich nicht die mindeste Spur von Cannibalismus unter ihnen wahrnehmen. Die Sitten und Gewohnheiten dieser Volksstämme gleichen sich in allen Stücken, doch sind vielleicht die Bewohner des Thals von Tuhuouy die civilisirtesten, da in dem dortigen Hafen von Zeit zu Zeit Schiffe landen, um Sandelholz für den Chinesischen Markt einzutauschen.

Dieß Thal ist von einer hohen, fast unzugänglichen Bergkette umgeben, welches das Königreich begrenzt. Jedes Königreich ist wieder in Unterbezirke abgetheilt, deren jedes ein, dem Könige tributaires Oberhaupt hat, der zu jeder Zeit bereit ist, seine Krieger auf dem Schall der Muschel zum Kampfe zu führen.

Soviel ich in Erfahrung bringen konnte, ist die Behauptung ungegründet, daß sie der Gottheit, die sie unter der Benennung Eatooa anbeten, Menschenopfer darbringen. Hat diese Sitte je unter ihnen Statt gefunden, so muß es in sehr alten Zeiten gewesen seyn, denn sie macht keinen Theil ihrer zahlreichen Volkssagen aus. Außer der höchsten Gottheit beten die Insulaner mehrere untergeordnete Götter an, namentlich hat jede Familie ihren eignen, wozu sie irgend einen berühmten Anverwandten auswählen, den sie wegen seiner Tugenden oder großen Handlungen der göttlichen Ehre würdig halten. Ihm weihen sie Bilder, plump, aber erfinderisch in Holz ausgeschnitten, und mehrentheils auf ihren Krücken oder Stelzen angebracht, denn auf diese Bilder gestüzt, glauben sie, kein Unfall könne sie treffen; und sind sie dennoch durch irgend einen Zufall so unglücklich, auf sie gelehnt, zu straucheln, so leben

sie selten lange nachher, denn wenn der Priester den Zorn der Familiengottheit nicht zu besänftigen vermag, hungern sie sich mit einer Ruhe und Ergebung ohne Gleichen zu Tode.

Bei allen Religionsceremonieen zeigen sie die größte Andacht, und nie nahen sie einem gottgeweihten Platze ohne Zeichen der tiefsten Ehrfurcht. Die Weiber entblößen die Brust, und die Männer das Haupt. Vor dem bösen Geiste oder Veheené-ihee hegen sie nur geringe Furcht, in der festen Ueberzeugung, daß die Seele, wenn sie den Körper verlassen hat, in einer andern Welt ihren Platz unter den Eatooa's einnehmen werde, je nachdem ihr Leben gut oder schlecht in dieser Welt gewesen ist. Nichts übertrifft ihren Aberglauben; beständig sehen sie Atoowa's, oder Geister, und selbst im Schlafe, wähnen sie, verlasse die Seele den Körper, um sich unter den, ihr verwandten Geistern auszuruhen.

Die Moraïs oder Begräbnißplätze, in denen ich nach den Beschreibungen mehrerer Seefahrer etwas Schönes zu finden erwartete, sind nichts weiter, als große Haufen unregelmäßig aufgehäufter Steine, auf deren Spitze ein kleines Haus steht, worin die Ueberreste des Königs, seiner

Familie und der vornehmsten Volkshäupter aufbewahrt werden. Hier werden auch die Opfer dargebracht, und da der Ort geweiht (Taboo) ist, dürfen ihn die Weiber, die sich große Beschränkungen gefallen lassen müssen, bei Todesstrafe nicht betreten. Ihre öffentlichen Versammlungsplätze stehen weit über den Morais und fassen gemeiniglich tausend bis zwölfhundert Menschen. Sie sind gleichfalls geweiht und folglich den Frauenzimmern verboten, denen man nie die Einmischung in politische Angelegenheiten verstattet.

Allgemeine Sitte ist es unter den Einwohnern und ihren Oberhäuptern, mit Personen, wofür sie ein besonderes Wohlwollen hegen, Brüderschaft zu schließen, die sich unter andern in einem gegenseitigen Namenwechsel zu Tage legt. In der That kann für einen Fremden nichts vortheilhafter seyn, als eine ähnliche Verbindung mit einem Volkshaupte. Letzteres stellt vermöge derselben seinen Tayo oder Bruder bei allen Stücken sich gleich, berechtigt ihn zu Allem, was sein Haus oder Bezirk vermag, und seine Leute beweisen dem Tayo die nämliche Ehrfurcht. Patokee, ein berühmter Häuptling, trug mir eine solche Brüderschaft an; sobald ich sie angenommen hatte, setzte er mir seinen Hut, als Freundschaftszeichen auf den Kopf. Es ist

eine sehr einfache Kopfbedeckung, verfertigt aus einem Palmblatt, aber stets werde ich sie in Ehren halten. Die Vortheile, die mir meine neue Verbindung gewährte, waren nicht zu berechnen; mein adoptiver Bruder leistete mir unausgesetzt Gesellschaft, und kam selten, ohne mir irgend ein Geschenk zu bringen. Nichts versagen diese Insulaner ihrem Tayo, und selbst die Geliebte ihres Herzens würden sie ihm mit der größten Bereitwilligkeit abtreten. Man sollte glauben, daß in einem Lande, wo weibliche Keuschheit so wenig geachtet wird, die Vaterliebe und Gattenzärtlichkeit nur sehr gering seyn könnte, und daß die Weiber eben so unempfänglich für andere Gefühle als für das der Keuschheit wären; allein ungeachtet ihrer Bereitwilligkeit, ihre Weiber uud Töchter den Umarmungen Fremder zu überliefern, werden die Marquesas-Insulaner von den zartesten Gefühlen der Freundschaft und Vaterliebe beseelt. Oft sah ich sie ihre Kinder mit allen nur erdenklichen Zeichen der Zuneigung herzen, und von der Anhänglichkeit der Weiber an ihre Gatten erlebte ich folgendes Beispiel. Einer unsrer Marine-Officiere hatte mit einem jungen Manne von äußerst anziehender Gesichtsbildung und schöner Gestalt, dessen Gattin gleichfalls mehr als gewöhnliche Reize

besaß, Brüderschaft geschlossen. Die Aufmerksamkeiten, die er dem jungen Insulaner bewies, flößten diesem das Verlangen ein, England zu besuchen, wozu ihm die Erlaubniß versprochen war. Kaum hatte seine Gattin sein Vorhaben vernommen, so kam sie eines Abends, als wir am Strande lustwandelten, mit den unsinnigsten und wildesten Gebehrden auf uns zu, und mit einem unglaublichen Wortflusse, wovon wir bloß die Worte „Vahana picatanee" (mein Mann nach England) verstehen konnten, wechselte sie mit lautem Weinen und Lachen; sie zerraufte ihr Haar, schlug sich an die Brust, warf sich auf die Erde, tanzte, sang und schnitt sich endlich an mehreren Orten mit einem Haifischzahn, den sie bis dahin verborgen gehalten hatte und den wir ihr nicht eher entreißen konnten, als bis sie sich bereits stark damit beschädigt hatte. So fuhr sie in ihrem Wahnsinne fort, ohne daß wir die Ursache davon erfahren haben würden, hätte nicht ein Otaheiter, der von den Missionairs etwas Englisch gelernt hatte, uns solche mitgetheilt. Kaum hatten wir sie beruhigt, durch die Versicherung, daß ihr Gatte nicht die Erlaubniß erhalten solle, ohne ihre Einwilligung die Insel zu verlassen, so ward sie eben so freundlich gefällig als zuvor; auch schien sie ihre Wun-

den nicht zu achten. Mehrere bei dieser rühren-
den Scene gegenwärtige einheimische Zuschauer leg-
ten deutlich an den Tag, daß ihnen das Mitge-
fühl keineswegs fremd sei. Auch das Alter wird
nirgends höher geachtet und verehrt als hier. —

Ich bin ganz entschieden der Meinung, daß
die Sitte, mehrere Weiber zu haben, sich lediglich
auf die Volkshäupter beschränkt, und daß das Volk
im allgemeinen sich mit einem Weibe begnügt;
eine Meinung, welche durch des Missionairs
Crook Reisebeschreibung unterstützt wird.

Die Novahevaner halten gleich den Bewoh-
nern der benachbarten Inseln keine regelmäßigen
Mahlzeiten, auch werden die Weiber nicht zur Zu-
bereitung der Speisen gebraucht, diejenigen ausge-
nommen, die sie selbst essen. Schweinefleisch dür-
fen sie gar nicht genießen, doch sind sie nur um
so begieriger darauf und diejenigen, welche an
Bord kamen, genossen es mit der größten Eßlust.
Die Insulaner essen gewöhnlich nicht viel zur Zeit,
doch sehr häufig, und ihre Gerichte bestehen haupt-
sächlich aus gerösteter Brodfrucht, rohem Fische,
Ahéenüssen, einer Wurzel, die den Yam ähnelt,
und gebratenem Schweinfleisch. Auch haben sie
zahmes Geflügel, doch nicht in großer Menge,

und scheinen das Fleisch desselben nicht sehr zu lieben. Ihre Schüsseln oder Schalen werden aus Flaschenkürbissen oder Cocosschalen und ihre Messer und Gabeln aus der äußern Rinde des Bambus verfertigt; doch werden diese Werkzeuge nur selten gebraucht.

Der Anzug der Männer besteht lediglich aus dem Ame oder einem Gürtel um die Hüften, der zwischen die Beine durchgeht und vorne befestigt ist, und in einem Hute von Palmblättern, dessen Einfachheit zu ihren männlichen Gestalten sehr wohl steht. Sie halten sehr viel von Ohrenverzierungen, welche bei den Männern aus Muscheln oder einem Holze bestehen, welchem sie mittelst einer Erdart eine schöne weiße Farbe geben. Die Weiber ziehen Blumen vor, die man zu allen Jahrszeiten findet; Wallfischzähne werden in so hohem Werthe gehalten, daß ein einziger guter Zahn dem größten Besitzthum gleich gilt; gewöhnlich sind sie daher nur das Eigenthum der Volkshäupter, die sie zur Halsverzierung gebrauchen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Art von Krone, kunstreich verfertigt von einem hellfarbigem Holze, worauf mittelst der harzigen Feuchtigkeit des Brodfruchtbaums kleine rothe Beeren und eine Menge

Federn befestigt sind. Hiezu kommen große Büschel von Menschenhaaren, die sie um Hand- und Fußgelenke, so wie um den Hals binden, doch gewöhnlich nur dann, wenn sie in den Kampf gehen. Das Tättowiren wird unter ihnen als eine Art des Anzuges betrachtet, ohne welchen die Männer mit Verachtung angesehen werden. Dieß ist mit den Weibern nicht so sehr der Fall und sie tätowiren sich nur sehr wenig. Ihr Anzug besteht aus einem Stück Zeug um die Hüften, ähnlich einem kurzen Unterrocke, und aus einem Mäntelchen, befestigt auf der linken Schulter, das quer über dem Busen hängend auf der rechten Hüfte ruht und nachlässig bis auf die Knie oder Waden herabhängt, je nachdem es der Geschmack des Frauenzimmers mit sich bringt. Sie haben durchgehends schwarzes Haar, welches einige lang herunterhängend, andere kurz aufgebunden tragen. Allgemein ist ihr Geschmack am Blumenschmuck, und sie wissen ihre Blumenketten mit einer so eleganten Einfachheit zu winden, daß sie nicht wenig zur Erhöhung ihrer persönlichen Reize beitragen, die durchgängig sehr anziehend sind. Der Schönheit ihrer Gesichtszüge kömmt das Ebenmaß ihrer Gestalt vollkommen bei. Sie sind von einer glänzenden Kupferfarbe und bei denen, die auf unser

Bitten das Salben mit Oel und Einreiben mit Baumwurzeln unterließen, war die Röthe der Haut deutlich wahrzunehmen. Bei ihren Besuchen am Bord des Schiffes schwammen sie mit Zurücklassung ihrer Kleidungsstücke vom Strande ab, unterließen aber nie einige Blätter um die Hüften zu befestigen. In diesem Zustande der Natur pflegten sie sich täglich darzustellen, ohne den mindesten Argwohn, daß sie die Schamhaftigkeit dadurch beleidigten. „Unser erster weiblicher Besuch," so erzählt der oben angeführte Missionair, in seiner Reisebeschreibung, „bestand aus sieben schönen jungen Weibern, die ganz nackend und nur mit einigen Blättern um die Hüften bedeckt um das Schiff herschwammen, doch wurden sie nicht eher aufgenommen, bis mehrere Männer an Bord gekommen waren, deren einer, das Oberhaupt der Insel um Aufnahme seiner Schwester bat. Sie hatte eine schöne Gesichtsfarbe, mit einer lieblichen gesunden Röthe auf den Wangen, und gleich ihren Gefährtinnen ein solches Ebenmaß des Körperbaues, daß sie dem Maler und Bildhauer zum Modell dienen konnte. Unser Otaheitisches Mädchen, das ziemlich hübsch von Gesicht und Gestalt war, wurde durch diese Weiber sehr verdunkelt, und fühlte, wie ich glaube im

hohen Grade die Ueberlegenheit der letzteren; dagegen übertraf sie dieselben an Liebenswürdigkeit der Manieren und besaß in höherem Grade die Sanftmuth und das Zartgefühl des schönen Geschlechts. Sie schämte sich, ein ganz nackendes Frauenzimmer auf dem Verdeck zu sehen und gab ihr einen vollständigen Otaheitischen Anzug, welcher die Besuchende sehr gut kleidete und diejenigen, welche noch im Wasser um das Schiff her plätscherten, aufmunterte, nur noch dringender um Aufnahme zu bitten. Aus Mitleiden bewilligten wir sie. Doch fanden die Neuangekommenen sich zum Theil in ihren Hoffnungen getäuscht, denn es gelang ihnen nicht so gut wie ihrer Vorgängerin, sich einen Anzug zu verschaffen; im Gegentheil ließen ihnen die boshaften Ziegen auf dem Schiffe nicht einmal ihre grünen Blätter, und wenn sie sich wandten, wurden sie auf einer andern Seite von ihnen angegriffen und waren auf diese Weise bald gänzlich nackend."

Ich muß gestehen, daß ich beim frühern Lesen dieser Stelle ungeachtet der Ehrwürdigkeit des Verfassers fast geneigt gewesen war, ihr den Glauben zu versagen; doch kaum waren wir einige Stunden vor Anker gewesen, als ich selbst von ei-

ner ähnlichen nachher oft wiederholten Scene Zeuge war.

Das Tättowiren verursacht einen äußerst heftigen Schmerz und zeigt, was diese Insulaner zu erdulden fähig sind. Bei manchen ist es so häufig geschehn, daß kein Fleck ihrer natürlichen Farbe zu sehn ist. Die hervorgebrachten Figuren sind phantastisch, aber nicht ohne Geschmack, und gerade Linien werden so viel als möglich vermieden. Der Grad des Tättowirens bezeichnet den Rang und die niedern Classen oder Toutou's sind gewöhnlich nur auf einer Seite ihres Gesichts mit der Gestalt eines Fisches, eines Vogels oder dergleichen bezeichnet. Die Figuren, womit die Weiber geziert sind, haben mehrentheils nur die Größe einer Hand. Bei vielen Personen, vorzüglich verheiratheten, sind die Lippen mit Streifen versehn, doch ist diese Sitte nicht allgemein. Die Männer sind lang gewachsen, wohl gebildet, muskulös und kraftvoll gebaut; sie besitzen sehr viele Lebhaftigkeit und Fassungskraft, so daß ich, obwohl ihrer Sprache unkundig, dennoch weit weniger Mühe hatte mich ihnen verständlich zu machen, als mir je in einem ähnlichen Falle vorgekommen war. Von allen Dingen, die ihnen zu Gesichte kamen, suchten sie sich zu unterrichten,

und fast jeder, der an Bord kam, maaß die Länge des Schiffs, zählte die Kanonen, Masten, Verdecke u. dergl.

Ihre Hauptbelustigungen bestehen im Tanzen, Schwimmen, Ringen und Uebungen mit dem Wurfspieße oder der Schleuder, in welchem Allen sie große Fertigkeit besitzen. Ihre Waffen bestehen in Keulen, Lanzen, und Schleudern. Pfeile und Bogen sind unter ihnen nicht eingeführt.

Da die Personen des Königs Taboo oder geheiligt ist, und Alles, was er berührt, gleichfalls diese Eigenschaft erhält, so wird er, um die Unzuträglichkeiten abzuwenden, denen seine Unterthanen sonst dadurch ausgesetzt seyn würden, jederzeit auch von einem Manne auf dem Rücken getragen. Er hat eine Muschel zum Blasen um den Hals hängen und trägt auf dem Haupte ein kleines Diadem von Blättern. Mehrere der vornehmsten Volkshäupter und eine Anzahl von Bedienten sind stets in seinem Gefolge. In seinem, an der Seeseite liegenden Pallaste, einer offnen Hütte, die sich durch nichts, als durch ihre Größe von den übrigen unterscheidet, sitzt oder liegt er unter einem Baldachin. Eines seiner Zimmer war Kunstreich mit den äußerst rein und gut erhalte

nen Skeletten von Schweineköpfen verziert. Die Thiere, denen sie angehört hatten, waren in großer Anzahl beim Tode der Mutter des Königs geopfert, und zu ihrem Andenken waren die Köpfe derselben, rund umher im Zimmer befestigt. Dennoch trug er kein Bedenken, zwei der besten Schweineköpfe für ein altes Scheermesser hinzugeben.

Anstatt der Lichter brennen die Insulaner die Kerne einer Art Nüsse, die sie auf ein langes Stück Bambus reihen, und die bei wenigem Rauche und einem keinesweges unangenehmen Geruche, vermöge ihrer öhlichten Natur eine vortreffliche Flamme hervorbringen.

An vierfüßigen Thieren haben die Marquesas-Insulaner bloß Schweine und Ratzen. Die letzteren sind sehr groß und in Menge vorhanden. Die Schweine laufen wild umher und sind von vortrefflicher Gattung. Ich nahm eine trächtige Sau mit nach England, deren Junge mich jetzt in den Stand setzen, diese Gattung dort zu vervielfältigen. Als die Eingebornen unsre Kuh sahen, nannten sie sie ein gehörntes Schwein. Das Schlachten der Schweine bewerkstelligen sie durch Erwürgen derselben mit einem Stricke, nehmen dann

die Eingeweide heraus, füllen den Leib mit großen Blättern und legen den Körper auf einen Haufen heißer Steine, wodurch das Haar abgesengt und zugleich das Fleisch gebraten wird. In der Comptrollersbai bereiteten die Typees eigends für uns ein Schwein auf diese Weise. Wäre es etwas stärker gebraten gewesen, so hätte man sich kein wohlschmeckenderes Gericht denken können.

Der Cava ist ein berauschendes Getränk, bereitet aus den Blättern und Wurzeln einer Pflanze die von Frauenzimmern der geringeren Classe gekäuet wird, mit Cocosnußmilch gähret, und dann abgekläret wird. Bloß der König und einige Vornehme können sich den Genuß dieses Getränks verschaffen. Es bringt scrophulöse Auswüchse auf der Haut und Augenentzündung hervor, welches sich insbesondere bei dem alten Könige zeigte.

Es herrschen selten Krankheiten unter dem Volke, welches wohl größtentheils der Einfachheit ihrer Nahrungsweise und ihrer großen Reinlichkeit zuzuschreiben ist. Wenigstens dreimal des Tages ist es ihnen Bedürfniß, sich zu baden. Es giebt unter ihnen Personen, die sich der Wundarzneikunst widmen und die in der Heilung von Knochenbrüchen erfahren und glücklich sind. Ich war

Zeuge der Einsetzung eines gebrochnen Beinkno-chens. Die Operation geschah mit der größten Sorgfalt und Vorsicht. Einer dieser Wundärzte ward auf seine Bitte mit Lanzetten versehen.

Auf unseres Schiffscapitains, Sir Thomas Staine, Ersuchen veranstaltete der alte König ein Lustgefecht, wobei alle verschiedenen Evolutionen dargestellt wurden. Die Stelle der Keulen vertrat ein ziemlich starker Stock, die des Speers und der Schleudersteine, Bambusröhre und kleine Brodfrüchte. So bewaffnet zogen etwa dreihundert Insulaner auf die Ebene. Der König ward bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in einer schönen Sänfte getragen, die wir am Bord für ihn verfertigt hatten. Er ertheilte den Anführern Befehl zur Formirung der beiden kämpfenden Heere. Dreißig der ausgezeichnetsten Krieger, mit Keulen bewaffnet, bildeten die erste Linie, die zweite bestand aus Lanzenträgern, und die Schleuderer wurden auf die Flügel gestellt. Das Gefecht begann mit einem Zweikampf zwischen zwei Anführern, welche die größte Kraft, Geschicklichkeit und Gewandtheit an den Tag legten. Jetzt ward das Zeichen zum Vorrücken gegeben; es erfolgte ein furchtbares Kriegsgeschrei. Die Schleuderer griffen zuerst an, mußten sich aber zurück-

ziehen; so wie beide Theile sich einander näher rückten, nahm die Verwirrung zu; Mann focht gegen Mann, mit Keulen und Lanzen, während die Schleuderer von Ferne standen. Endlich ward auf der Muschel geblasen, beide Theile zogen sich zurück, und die Schleuderer deckten den Rückzug, indem sie so lange fortfuhren zu schleudern, bis sie ihre Gegner nicht mehr erreichen konnten, welches sie jedoch aus einer unglaublich großen Entfernung bewirkten. Dann stellten beide Theile sich wieder in ihrer anfänglichen Ordnung auf und ruheten auf den Waffen. Manche Streiter geriethen durch die erhaltenen Schleuderwürfe sehr in Wuth; Andre wurden zu Boden geschlagen, doch ward niemand beschädigt. Das Ganze war ein sehr belustigendes Schauspiel.

Die hauptsächlichsten Bäume sind der Brodfrucht- und Cocos-Baum, indem sie das Hauptnahrungsmittel der Einwohner liefern; übrigens giebt es noch eine Fülle von Pflanzen und Blumen, die dem Botaniker ein reiches Feld zur Forschung darbieten, so wie auch mehrere schöne Flüsse, aus denen sich die Schiffe in jeder Jahrszeit ohne Schwierigkeit mit frischem Wasser versehen können; endlich sind mehrere mineralische Quellen

vorhanden, deren Eigenschaften ich jedoch nicht näher anzugeben vermag.

Die Landessprache ist nichts weniger, als hart und hauptsächlich aus Vocalen gebildet. Die Art zu zählen ist sehr unregelmäßig, und ihr Zahlensystem geht bloß bis zwanzig. So heißt z. B. Atackee — Eins, Ahoowa — Zwei und Omnahoo — Zwanzig. Ahoova Omnahoo — Vierzig. *)

Die wunderbaren Geschichten, welche die, in der Fregatte Essex zu Kriegsgefangenen gemachten Americanischen Officiere uns bei unserer Anwesenheit in Valparaiso über die Wildheit der Bewohner des Innern der Insel erzählt hatten, machten meine Neugier im höchsten Grade rege;

---

*) Man vergleiche hiemit die ausführlichen Nachrichten über die Sprache der Sandwich-Inseln in Archibald Campbells Reise um die Welt (Seite 133 u. ff. der, in Jena bei Aug. Schmid und Comp. 1817 herausgekommenen Uebersetzung) die Sprachen der Marquesas- und Sandwich-Inseln haben in den Wurzelwörtern eine unverkennbare Verwandtschaft; doch hat die letztere nicht den oben angeführten Mangel im Zahlensystem. A. d. R.

ich machte mich daher eines Morgens, begleitet von zwei andern Officiren, meinem Tayoo oder Bruder als Wegweiser und unserm Otaheitischen Dollmetscher auf den Weg. In den beiden letzten Tagen vor unserer Abreise war viel Regen gefallen, und unser Pfad dadurch fast unwegsam geworden, so, daß wir vorzüglich die steilen Berge bei der Schlüpfrigkeit des Bodens unmöglich hätten ersteigen können, wenn uns nicht die Baumwurzeln zu Stufen gedient hätten. Um neun Uhr Morgens erreichten wir den Gipfel des Berges. Hier weilten wir, und während wir einige Erfrischungen einnahmen, betrachteten wir die mannichfaltigen Naturschönheiten, und romantischen Scenen, die sich unsern Augen von allen Seiten darboten. Wir hatten noch drei Meilen zurück zu legen, bevor wir den Wohnsitz der angeblichen Menschenfresser erreichen konnten. *) Bald stießen wir auf einige Bewohner einer Bergebene, über welche wir passirten; sie brachten uns Cocos-Nüsse,

---

*) Der Capitain Porter, weit entfernt, die Novahevaner für Menschenfresser auszugeben, sucht vielmehr das Gegentheil factisch darzuthun. M. s. Miscellen aus der neusten ausl. Litt. am angef. O. S. 328 u. 329. A. d. R.

und bezeugten uns ihre Freude und Freundschaft durch allerlei seltsame Handlungen und Gebehrden, die uns um so angenehmer waren, da sie uns auf eine günstige Aufnahme von Seiten der Typees schließen ließen. Der Wohnsitz dieses Volksstamms ist ein äußerst fruchtbares, der größten Verbesserungen fähiges Land. Allenthalben sieht man zahlreiche Brodfrucht- und Cocosbäume, und außerdem findet man hier mehrere Sandelbäume.

Es war beinahe Mittag, als wir das Ziel unserer Wanderung (von 10 Meilen vom Hafen aus) erreichten, und von jenem furchtbaren Volke, welches Capitain Porter besiegt und der Americanischen Flagge tributair gemacht zu haben behauptet, aufs gütigste aufgenommen und bewirthet wurden. Alle schienen sich zu freuen und drückten ihr Vergnügen bei unserm Anblick auf verschiedene Weise ars. Einige tanzten, andre sangen, knieten nieder, umarmten uns, und nahmen allerlei lächerliche Handlungen vor, die sich nicht beschreiben lassen. In allen Dingen kamen sie unsern Wünschen zuvor, reichten uns Cocos-Nüsse zu unsrer Erfrischung, und beschenkten uns mit Keulen, Lanzen, Schleudern u. dergl. die sie durch einen von ihren Leuten an unser Schiff bringen ließen. Sie untersuchten aufs genauste Alles, was wir bei

uns hatten, und verwunderten sich sehr über die Weiße unserer Haut. Mehrere lüfteten mir Brust und Arme, und einer war so ungläubig, meine Hand zu waschen, um zu vergewissern, ob sie auch weiß bemalt sei. Dieß geschah an dem öffentlichen Versammlungsorte, wo wir von mehr als fünfhundert Menschen umgeben waren, und ich muß gestehen, daß mir eine so genaue Untersuchung eben nicht anstand. Allein einer der mich begleitenden Officieren, der nebst meinem dritten Gefährten sich eine ähnliche Untersuchung gefallen lassen mußte, machte derselben bald ein Ende, indem er eine Pistole in die Luft losschoß. Sobald dieß geschah, fiel die ganze Versammlung zu Boden und blieb in dieser Stellung, bis sie glaubte, der Schuß habe seine Bestimmung erreicht. Eben war sie im Begriff, sich zu erheben, als eine zweite Pistole losgefeuert wurde, und die nämliche Wirkung hervorbrachte. Die ganze Scene war so scherzhaft, daß es gänzlich unmöglich gewesen seyn würde, sich des Lachens zu enthalten. Den Tag über mußten wir auf Bitten der Einwohner die Pistolen noch mehrmals losschießen, doch hielten sie sich stets in angemessener Entfernung. Uebrigens waren feindselige Gesinnungen von ihrer Seite undenkbar, denn bei unsrer geringen Zahl hätte eine

einzige Lage aus ihren Schleudern sie in den Besitz unserer Personen setzen können.

Auf dem üppigen Boden, der bei einiger Bearbeitung die schönsten Früchte hervorbringen könnte, wird nichts erzeuget, als die, zum Unterhalt der Einwohner nöthigen, fast von selbst wachsenden Bäume. Man sieht kein einziges Zuckerrohr, zu dessen Gedeihen die ganze Insel geeignet ist. Auf den Gebirgen sah ich einige Vögel von schönem Gefieder, doch nicht in großer Menge.

Aufs bitterste beklagte sich dieß arme, aber gutmüthige Volk über das barbarische Verfahren des Capitain Porter. Man zeigte uns den Ort, von wo aus er mit verheerender Hand vordrang, und, nicht zufrieden, die Dörfer zu verbrennen und die Bäume zu vernichten, mit kaltem Blute vierzehn wehrlose Einwohner erschießen ließ. *) Als sie von Portern sprachen, zeigte sich die heftigste Wuth in allen ihren Zügen. „Te keena Porter matee, matee Typee“ (der grausame Porter ermordete die Typee's) so erschallte es

---

*) Nach Porters Bericht am angef. Orte S. 326 bis 328) scheint es zweifelhaft, ob die getödteten Einwohner wehrlos waren. A. d. R.

rund umher im Kreise. Bei der, ihnen mitgetheilten Nachricht, daß er zum Kriegsgefangenen gemacht sei, drückte sich die allgemeine Freude in den scheußlichsten Gesichtsverzerrungen aus, und Alles zeigte, daß das Benehmen jenes Officiers mit der Würde eines civilisirten Volks keinesweges vereinbar gewesen seyn konnte, daß mithin die Nachrichten, die wir im Hafen Anna Maria über ihn vernommen hatten, keinesweges übertrieben gewesen waren.

Ich suchte aufs genauste zu vergewissern, ob nicht etwa irgend ein Grund zur Rechtfertigung seines Verfahrens vorhanden gewesen sei; allein ich konnte nichts in Erfahrung bringen, was nur im mindesten zu seiner Entschuldigung hätte gereichen können. Die Einwohner brachten ihm eine Fülle von Cocosnüssen und den größten Theil ihrer Schweine. Er forderte mehr, als sie ohne Benachtheiligung ihrer Aufzucht entbehren konnten; aber auch dieß mußten sie ihm bewilligen, um fernerem Blutvergießen vorzubeugen. *) Nach

*) Die Typees mußten den Frieden mit einer Lieferung von 400 Schweinen ankaufen. (Ebend. S. 333.)

Vollbringung dieser That kehrte Porter im Triumph zum Hafen zurück, beladen mit Trophäen und Beute, die er in dieser, für die Americanischen Waffen so unrühmlichen Mordscene erobert hatte. Nach seiner Rückkehr ließ er in seiner Cajüte einen Thron errichten, von welchem herab er die Huldigung des Volks annahm, welches er der Americanischen Flagge zinsbar gemacht hatte. Wilson, unser Dollmetscher, der selbst gegenwärtig gewesen war, versicherte mir, Porter habe sich bei dieser Gelegenheit „König" genannt; welches von Seiten des Bürgers eines republicanischen Staats doppelt lächerlich gewesen seyn würde. *)

Da der Tag schon weit vorgerückt war und keiner von uns Verlangen trug, die Nacht an einem, von den unsrigen so entfernten Orte zuzu-

---

*) In seinem Bericht (Ebendas. S. 333) sagt Porter hierüber nichts weiter, als daß „die feierliche Besitznahme der Maddisons Insel für die Vereinigten Staaten erfolgt, und die Erklärung darüber von ihm ausgefertigt, unterschrieben, besiegelt und in einer Flasche unter mehreren Förmlichkeiten in die Erde eingegraben sei!" Diese Flasche ists, die, wie weiter unten erzählt wird, von der Mannschaft des Briton ausgegraben wurde. A. d. R.

bringen, so traten wir den Rückweg an, bis auf den Gipfel des Berges begleitet von einer großen Volksmenge. Sehr zufrieden mit meiner Reise und der erlangten Ueberzeugung von dem Ungrunde der Sagen, die ich früher über die Typees gehört hatte, kehrte ich an Bord zurück.

Bevor ich nachstehend über die Vorfälle zu Tuhuony, während der „Essex" im Hafen lag, und das Schicksal der Prisen, welche diese Fregatte mitnahm, eine kurze Uebersicht mittheile, will ich einige Paragraphen des Documents ausheben, welches der Capitain Porter unter der Flaggenstange in einer Flasche verwahrt eingraben ließ, die unsere Leute wieder aufgruben; sie enthielt außerdem eine Silber- und zwei Kupfer-Münzen der Vereinigten Staaten. Das Document lautete folgendermaßen.

Erklärung des Capitains Porter.

„Es wird hierdurch der Welt kund gethan, daß ich, David Porter, Capitain in der Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerica und gegenwärtig Befehlshaber der Fregatte Essex, Namens der besagten Vereinigten Staaten von der Insel, von den Einwohnern Novahevah genannt, gewöhnlich bekannt unter den Namen Sir Henry

Martyn's Inesl, von nun aber Maddisons-Insel genannt, Besitz genommen habe; daß ich ferner auf Ersuchen und mit Hülfe der freundschaftlich gesinnten Volksstämme, wohnhaft im Thale von Tuhuony und der in den Gebirgen wohnenden, von mir besiegten und unserer Flagge zinsbar gemachten Stämme, das Dorf Maddison, bestehend aus sechs bewohnbaren Häusern, einer Seilerbahn, Bäckerei und andern Zubehörungen habe erbauen und zum Schutz desselben ein Fort, eingerichtet für sechszehn Kanonen, wovon viele aufgefahren sind, errichten lassen, auch demselben den Namen Fort Maddison beigelegt habe."

„Geschenke, bestehend aus einem bedeutenden Belauf an Erzeugnissen der Insel sind von jedem Volksstamme derselben, die entferntesten nicht ausgenommen, dargebracht worden." Hier zählt der Capitain die sämmtlichen Stämme auf und fährt dann fort: „unser Recht auf diese Insel, gegründet auf die erste Entdeckung, auf Eroberung und Besitz, kann nicht streitig gemacht werden; allein es haben die Einwohner, um sich jenen freundschaftlichen Schutz zu sichern, den ihre wehrlose Lage so sehr heischt, um Zulassung in die große Americanische Familie angesucht, deren rein repu-

blicanische Staatsverwaltung sich so sehr der ihrigen nähert; um daher diese Absichten zu ihrem eignen Vortheile und Glücke aufzumuntern und zugleich unsre Ansprüche auf eine in so mancher Hinsicht wichigte Insel zu sichern, habe ich es auf mich genommen, ihnen zu versprechen: daß die von ihnen gewünschte Aufnahme gewährt werden und unser Oberhaupt auch das ihrige seyn soll; wogegen sie mir die Zusage gegeben haben, daß diejenigen von ihren Brüdern aus den Vereinigten Staaten, die künftig etwa hieher kommen würden, eine gastfreie und freundliche Aufnahme unter ihnen genießen, mit allen Erfrischungen und Vorräthen, welche die Insel darbietet, versehen werden sollen, und daß sie selbige gegen ihre Feinde beschützen, auch so weit es in ihrer Macht steht, die Brittischen Unterthanen, die ihnen als solche bekannt sind, abhalten wollen, sich bis zum Abschluß des Friedens zwischen beiden Nationen unter ihnen aufzuhalten."

Der Rest dieses vom Capitain und allen Officieren der Fregatte unterzeichneten Documents ist ohne Interesse. Es geht daraus hervor, daß der Capitain bei seiner Ankunft für nöthig erachtete, eine Anhöhe zu besetzen und auf derselben eine Batterie zum Schutz der im Thale arbeitenden

Leute zu errichten. Außer der Stadt oder dem Dorfe Maddison errichtete er eine Mauer, deren in der obigen Erklärung nirgends gedacht wird. Sie umschloß sein Lager und steht noch jetzt als dauerndes Denkmal seiner Barbarei. Gleich nach seiner Abreise ward das Fort demolirt und das Dorf Maddison verbrannt; allein die Mauer hat ungeachtet seines Stillschweigens über diesen Gegenstand einige Ansprüche auf Aufmerksamkeit. Sie ist etwa fünf Fuß hoch, von Steinen erbaut, umfaßt ein längliches Viereck, etwa sechshundert Yards ins Gevierte, und wurde von den Englischen Gefangenen errichtet, die in der Hitze des Tages und schändlich mit Ketten beladen zur Maurerarbeit oder zum Zutragen der Steine gezwungen wurden. Um dieß näher zu erklären, werde ich mich der Worte des Herrn Watson, Capitains eines von den auf den Wallfischfang ausgesegelten, vom Essex genommenen Schiffen bedienen. „Ja, mein Herr, sagte er," in diesen Ketten" — hiebei zeigte er mir diese Werkzeuge der Tyrannei, —" „habe ich manche Tracht Steine herbei gebracht und kommen sie je in den Hafen Anna Maria, so werden sie vermuthlich eine Mauer sehen, welche ich aufführen half. Männer mit Peitschen führten die Aufsicht über uns, auch durften wir diese

an der Kette befestigte Kugel nicht unter dem Arm tragen, sondern mußten sie nachschleppen." Er erzählte mir noch andre Grausamkeiten, die man gegen ihn verübt hatte, doch halte ich dieß Beispiel für hinreichend, um von der Menschlichkeit des Capitain Porter einen Begriff zu geben. Indeß wird es hier der Ort seyn, dem damaligen ersten Lieutenant des Essex, jetzt Capitain, Lownes, das Zeugniß zu geben, daß er sich stets gegen die Gefangenen sehr edelmüthig benommen und ihr Mißgeschick, so weit seine Kräfte verstatteten, gemildert hat.

Der Essex segelte von Novahevah ab und ließ seine Prisen unter dem Befehl des Lieutnant Gamble *) zurück; eines Officiers der noch grausamer und unbarmherziger als der Capitain selbst gewesen seyn soll, er blieb einige Zeit nach der Abfahrt des Essex im Hafen; da aber sein Benehmen mehrere Desertionen veranlaßte und seine

---

*) Man vergleiche mit der nachstehenden Erzählung den amtlichen Bericht des Capitain Gamble vom 15. August 1815 an die Admiralität zu Washington, wovon der Hauptinhalt in den Miscellen aus d. n. ausl. Lit. am angeführten Orte pag. 333 u. f. mitgetheilt ist. —

Mannschaft dadurch geschwächt wurde, beeilte er seine Abreise; er setzte den Greenwich zu seiner Aufnahme in Bereitschaft und hatte die Gefangenen an Bord des Schiffs gebracht, wo er sich aufhielt. Diese ergriffen die erste Gelegenheit, einen Aufstand zu erregen; Herr Gamble ward ergriffen, in Ketten gelegt und erhielt sechs Dutzend Hiebe zur Vergeltung derer, die er ihnen muthwilliger Weise so oft hatte aufzählen lassen. Die Engländer nebst einigen Americanern, die sich zu ihnen gesellten, stachen sogleich in See, nahmen Hr. Gamble mit sich, und als sie das Land beinahe aus dem Gesicht verloren hatten, setzten sie ihn in ein Boot mit zerbrochenem Ruder und hießen ihn zurückkehren, wenn er könnte. Auch schoß man nach ihm und verwundete ihn bedeutend. Dennoch gelang es ihm, die Insel wieder zu erreichen; doch fand er seine Lage sehr beunruhigend; indem seine Mannschaft durch Desertion sehr zusammengeschmolzen und kein einziger Eingeborner auf seiner Seite war. Er sandte daher ein bewaffnetes Boot ans Land, um das wenige, was dort noch übrig war, abzuholen, auch den Hafen und Wilson zu plündern, der sich geweigert hatte, gegen die Eingebornen seine Partei zu nehmen. Allein während sie hiemit beschäftigt waren, ward

das Boot durch die Brandung auf den Strand getrieben, und die Mannschaft, ängstlich besorgt, es wieder flott zu machen, ließ gedankenlos ihre Waffen zurück. Plötzlich stürzte ein Trupp Eingeborner aus einem Hinterhalt auf sie zu und tödtete drei Mann; den Uebrigen gelang es, sich schwimmend ans Schiff zu retten, jedoch nicht ohne einige starke Quetschungen, die sie durch Steinwürfe erhalten hatten. Hr. Gamble's Lage ward jetzt äußerst gefährvoll, und da er einen Angriff vom Lande aus fürchtete, steckte er den Greenwich in Brand, kappte die Ankertaue seines Schiffs und stach in See. Er richtete seinen Lauf nach Owaihy, wo er eben zu rechter Zeit ankam, um von der Brittischen Sloop „Cherub" genommen zu werden, die ihn nach Valparaiso in Sicherheit brachte.

Mit Zustimmung sämmtlicher versammleten Volksstämme, die Typees ausgenommen, welche erklärten, daß sie keine fremde Macht anerkennen wollten, ward am Tage vor unserer Abfahrt die Insel Namens Sr. Brittischen Majestät in Besitz genommen. Vom Briton und Tagus geschahen Freudenschüsse, und die Brittische Flagge ward auf dem königlichen Pallaste ausgesteckt. Am folgen-

den Morgen früh lichteten wir die Anker und segelten nach der Insel Christiana ab.

Nachtrag zur Geschichte der Französischen Invasion in Rußland.

(Schluß.)

Uebrigens zeugte der Wohlstand, in welchem sich alle seine Untergebenen befanden, von dem humanen, wohlthätigen Character ihres Herren. Alle ließen seiner Güte und Freimüthigkeit das größte Lob widerfahren. Diese armen Leute gaben ihm in der letzten unglücklichen Zeit einen großen Beweis ihrer Anhänglichkeit. Als die Franzosen sich nahten, versammelte er alle seine Leute, und nachdem er jedem einige Stücke seines Silber-Geräthes zugestellt hatte, befahl er ihnen selbige zu verbergen, wie sie nur könnten. Als er im Monat October wieder in ihre Mitte kam, fehlte auch nicht das kleinste Stück. Das war noch nicht genug. Diese Unglücklichen waren ebenfalls in die Nothwendigkeit versetzt worden, die Flucht zu ergreifen, aus Liebe zu ihrem Herren hatten sie alle

mögliche Sorgfalt getragen für dessen Lieblings-Leibeigne, sie litt bei ihnen an nichts Mangel, und sobald sie erfuhren, wo ihr Herr sich hinbegeben hatte, verschafften sie ihr Pferde und hinlängliches Geld, um sich zu ihm zu begeben. Dieser Herr schien inzwischen auch sehr stolz auf diese Beweise der Anhänglichkeit zu seyn, und daraus schlossen wir, daß sie nicht sehr häufig angetroffen werden mögen.

Es giebt Herrschaften, in deren Häusern sich eine noch zahlreichere Dienerschaft befindet, als hier. Man führt einige an, wo die Zahl gegen fünf bis sechshundert steigt. Diese Leute leben unter einander und haben kein anderes Bett, als den Fußboden oder die Erde; überhaupt ist das Bette in Rußland kein streng nothwendig erforderlicher Hausrath. Sie sind entblößt von allen Bequemlichkeiten des Lebens. Gerade in dieser Menge aber von Leibeigenen findet der Russische Fürst das Mittel, seine Vergnügungen, sein Theater und seine Concerts herzustellen, mit einem großen Troß Bedienten seine Vorzimmer zu besetzen, stets offene und wohlbesetzte Tafel für alle seine Freunde zu haben und überhaupt einen Aufwand zu machen, den man nur in diesem großen Reiche ge-

wahrt. Die Menge der für einen einzigen Zweck bestimmten ist unglaublich, eben so die Arbeiten, die sie verrichten müssen. Der Graf Apraxin hat in weniger, als zweiundzwanzig Monaten seinen prachtvollen Pallast in Moscau wieder aufbauen lassen, zu dessen Erbauung einst 22 Jahre erforderlich waren. Wir sehen ihn mit allen seinen Kuppeln, Säulengängen und innern Verzierungen, gerade so, wie er vor dem Brande war und bereits bewohnt von 4 — 500 Personen.

Diese schnellen Schöpfungen sind ganz nach dem Geschmack der Russen. Als der König und die Königin von Preußen nach Petersburg kamen, erbaute man in weniger als 14 Tagen gegen 14 aneinanderhängende Gemächer, versehen mit Bildhauerei, Malerei, Vergoldung und andern Zierrathen; und, was noch weit mehr ist — der ungeheure Pallast von St. Michel, zuletzt die Residenz des Kaisers Paul, wurde zu bauen beschlossen, gebaut und bewohnt, alles in weniger als drei Jahren.

Am 26. Jun. war die Hitze außerordentlich; der Thermometer stand auf auf 22° Rheoum. Wir gingen indessen erst des Abends aus, und zwar besuchten wir die Spaziergänge des Walles. Hier sahen wir eine Menge Menschen in den verschieden-

sten Trachten. Den Russen in seinem blauen Caftan mit seiner Frau, deren Haare mit Perlen durchflochten sind; den Griechen mit seinem langen Gewand von blauer oder rother Seide; den Perser in seiner spitzen Mütze, mit blumigten Unterkleid und herabwallendem Oberkleid; den Bukharischen Kaufmann, den Tataren aus Kasan, den Mongalen in seiner eigenthümlichen Tracht, und den Türken, den man nie lächeln sieht, reich gekleidet, mit langsamen Schritten spazieren gehend und stets von ernster, majestätischer Miene. Unter allen Spaziergängern zog aber bloß ein junger Elegant, nach der neusten Englischen Mode gekleidet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; diese Tracht war hier seltener, als alle übrigen.

Nach den leeren Straßen Moscau's zu urtheilen, sollte man nicht meinen, eine so große Menge Menschen auf der Promenade zu treffen. Man versicherte überdieß, daß dieses noch nichts sei gegen die vorhergehenden Jahre. Der orientalische Handel hatte aber auch eine große Menge fremder Kaufleute schon wieder herbeigeführt; dieser Handel gewann täglich neues Leben.

Kein Handelszweig bringt so viel ein, als der, welchen die Russen mit den Bukharen führen. Die Gegenstände desselben sind: seidene Zeuge, Lamm-

felle, Reiß, Rhabarber, trockene Früchte, Salpeter, Türkisse, Lapis-lazuli und Caschmir-Schawls, von denen es welche von 5000 — 6000 Rubel an Werth giebt. Die Bukharen nehmen dagegen Zucker, Caffee, Tücher, Leder, Indigo, kleine Eisen-Fabrikate aus der Fabrik von Tula. Sie beschränken ihre Handelsverbindungen nicht allein auf Moscau; mehrere von ihnen haben sich niedergelassen in Astrachan und in andern Orten dieser Gegend. Die bedeutendsten Geschäfte aber werden auf der Messe von Makarieff, *) die im Monat Juli gehalten wird, abgeschlossen. Eine sehr große Menge Bukharen begeben sich in Caravanen dahin, indem sie die Wolga herauf kommen. Man sagt, daß auf dieser Messe mehr als hunderttausend Menschen zusammenkämen, und daß die Geschäfte, welche hier abgemacht werden, sich auf mehrere Millionen Rubel belaufen. Die Bukharen sind gewerbsfleißige und friedliche Tartaren unter einem unabhängigen Khan, der in Buk-

*) Dieß Jahr (1817) ist die Messe nach Nizenci-Novogorod verlegt worden. Die Stadt Makarieff ist zweimal angesteckt worden, im Jahr 1815 und 1816, zufällig oder absichtlich.

hara seine Residenz hat, einer nicht weit von Samarkand entfernten Stadt. Das Land, welches zwischen dieser Gegend und dem Russischen Gebiete liegt, setzt einem directen Handel die größten Hindernisse in den Weg, es ist nämlich ganz ohne alles Wasser und stets von den Kirgisen feindlich überfallen. Obgleich die Caravanen beträchtlich sind, weil sie meistens aus 200 — 300 Kameelen bestehen, so werden sie doch häufig durch diese Räuber angegriffen, die keinen Glauben und kein Gesetz haben. Das einzige Mittel unangetastet durch die Wüste zu kommen, ist, daß man ihren Schutz kauft, bevor man sich auf den Weg begiebt.

Die Kirgisen ziehen in beträchtlichen Armee-Corps; sie haben nicht allein den Russen Widerstand geleistet, welche in der letzten Zeit sie aus dieser Gegend vertreiben wollten, sondern sie haben dieselben sogar abgehalten, bis zum See-Aral zu gelangen. Diese Schwierigkeiten nöthigten die Russische Regierung, diesen Handel in den Händen der Bukharen zu lassen; keineswegs verlor sie aber den Vortheil ihrer Unterthanen aus dem Auge und man bot deßhalb fortwährend jeder Handelsgesellschaft, die eine Million Rubel anlegen würde, um einen directen Handel mit der Bukharei zu

eröffnen, eine Bedeckung von 1000 Mann an; aber noch niemand hat sich dazu finden wollen.

Außer dem gewöhnlichen Handel würden in diesen orientalischen Ländern sich noch Speculationen von ganz besonderer Art machen lassen. Ein Russischer Kaufmann unternimmt eine Reise, in der Hoffnung, die Juwelen aufzufinden, die eine auf der Flucht besiegte Partei hinterlassen hat, oder, welche während der verschiedenen Revolutionen, welche Persien und die benachbarten Länder so lange Zeit verwüsteten, von den unglücklichen Landesverwiesenen vergraben worden sind. Ein Anderer bringt Smaragde und Corallen zu den Usbeks, die von undenklichen Zeiten her die Gewohnheit haben, die Stirne und die Augen ihrer Verstorbenen mit reichen Kostbarkeiten zu schmücken. Ich habe einen Russischen Kaufmann gekannt, der eine sehr vortheilhafte Reise mit einer Ladung Cashemir-Wolle gemacht hatte. Er nahm seinen Weg über Palatiesk und durchschnitt mehrere Tage lang einen großen Theil der Wüste, geführt von zwei braven Usbekschen Tartaren, die für ihre Bemühung nicht mehr, als jeder einen Ducaten verlangten. Er war mit seiner Speculation so zufrieden, daß er eben im Begriff stand, sie mit seinem Sohn zu erneuern.

Es wird vielleicht sonderbar scheinen, daß die Usbeks Ducaten zur Bezahlung ihrer Mühe verlangt haben; aber man muß wissen, daß diese Geldsorte so durch den Handel verbreitet worden ist, daß sie in allen Handelsgeschäften und fast an allen Orten der Erde die gebräuchlichste ist.

Dieser nämliche russische Kaufmann sagte uns, daß die 20 Franc-Stücke mit Französischem Stempel, obgleich von sehr gutem Golde, doch in diesen entfernten Ländern weit schwieriger in Cours zu bringen wären, und stets viel verlören, weil sie weniger bekannt wären, als die Holländischen Ducaten. Er hatte den Namen Bonaparte in den Wüsten der Tartarei aussprechen hören, und während der Fortsetzung seiner Reise war ihm eine Lebensgeschichte desselben zu Gesichte gekommen, übertriebene und lügenhafte Erzählungen seiner Unternehmungen und Thaten enthaltend und sich schließend mit seiner Vermählung im Jahr 1810. Dieß Buch war in Arabischer Sprache geschrieben, — diejenige Sprache, welche alle Personen vom Stande in jenen Ländern sprechen. — Es war, wie dieser Kaufmann erzählt, in Paris gedruckt und mehrere hundert Exemplare davon nach Alep geschickt worden; von wo aus sie sich in den Orient verbreitet hatten. Hatte er die Absicht,

hierdurch den täuschenden Ruhm seines Namens zu verbreiten, oder stand dieß mit irgend einem Plan künftiger Eroberung dieser entfernten Gegenden in Verbindung? — Beides ist gegenwärtig schwer zu entscheiden.

Die letzte kaiserl. Ukase, die jedem Fremden, der sich in Moscau niederlassen will, die Nothwendigkeit auflegt, sich naturalisiren zu lassen, steht ohne Zweifel der Wiederherstellung des Handels dieser Stadt sehr im Wege. Die Politik verlangte aber unerläßlich diese Maßregel, rücksichtlich der angewandten Bemühungen ausländischer Agenten, dieses Land zu desorganisiren. Verschiedene Befehle, die ganz auf die nämliche Rücksicht hinauslaufen, wurden auch in St. Petersburg erlassen, aber die Regierung adoptirte doch nicht gänzlich die nämliche Maßregel für die zweite Hauptstadt.

Wir machten eines Tages einen kleinen Ausflug nach dem Kloster Devitchi, sonst das Gefängniß der Prinzessin Sophie, Schwester Peters des Großen. Kein Sprachgitter wehrt den Zutritt, und wir untersuchten nach Belieben alle Theile dieses düstern Gebäudes. Die schwarzgekleideten Nonnen hatten in der Dunkelheit, wel-

che stets in den Russischen Kirchen herrscht, das Ansehen wandelnder Schatten. Es war gerade die Vesper, — der klägliche Ton aller dieser weiblichen Stimmen, gemischt mit dem Gesang der Priester, machte einen Eindruck auf uns, der schwer zu beschreiben ist.

Die Nonnen verwalteten einen Theil des Gottesdienstes, indem sie einige Seiten der heiligen Schrift ablasen; die Priester befanden sich am Eingang der Sacristei, in welche der Eingang den Frauenzimmern verboten ist.

Die Klostergebäude rühren noch aus den Zeiten der Groß-Herzöge her, waren sonst verproviantirte Forts gewesen, die eine Belagerung auszuhalten im Stande waren. Auf dieses nahmen die Franzosen, in militairischer Hinsicht, Rücksicht. Seine Lage in dem durch den Fluß gebildeten Winkel an der westl. Seite der Straße, unter dem Berg Sparrow, machte dieß Kloster zu einem unerläßlich nothwendig zu besitzenden Punct. Sie legten eine 4000 Mann starke Besatzung hinein, um die Straße zu decken, und die Russen zu verhindern, sich selbst an diesem Puncte festzusetzen.

Es scheint, als hätten die Officiere dieser Division sich hier mit aller möglichen Artigkeit be-

kommen, denn sie gingen sogar so weit, daß sie vor den Heiligen-Bildern das Zeichen des Kreuzes machten und zwar eben so andächtig, wie ihre Wirthinnen. Auch schlug die gute Igoumena (Äbtissin), als der Marschall Davoust den Antrag machte, die Hälfte seiner Leute durch eine gleiche Anzahl Verwundeter ablösen zu lassen, dieses Ansinnen ohne Bedenken ab. Sollte sich ein Verdacht erheben gegen die Äbtissin und ihre Nonnen, so fühlen wir uns verpflichtet zu bemerken, daß diese Damen uns weder jung noch schön vorkamen.

Ein andermal besuchten wir die verschiedenen Klöster, die am Ufer der Moskwa, im untern Theil der Stadt liegen, alle merkwürdig durch ihre Lage und Schönheit. Sie sind meistentheils im Styl des heiligen Andreas-Klosters, zu St. Petersburg, aus rothen und weißen Backsteinen erbaut. Mit Ausnahme eines einzigen schienen sie uns alle von geringem Alter zu seyn.

Nach solchen Excursionen kamen wir allemal mit beklemmten Herzen zurück. Nichts kann mehr zur Trauer stimmen, als diese immerwährenden Bilder der Zerstörung. Man kann sich wohl ein Bild einer zerstörten Stadt entwerfen, aber auf

einer Fläche von 9 □ Meilen (lieues) jeden Schritt auf Ruinen stoßen, das ist eine Schrekkensscene, die keine Phantasie hinlänglich auszumalen im Stande ist. Die Einwohner haben zwar ihre Wohnungen ziemlich schnell wieder aufgebauet, aber was vermag die Arbeit zweier Jahre! *) Die wenigen Wohnungen, die aufgerichtet worden sind, scheinen Oasen in dieser weiten Einöde und verändern um Weniges die Scene allgemeiner Zerstörung, die man vor Augen hat.

Nach einem officiellen Bericht soll Moscau vor dem Brand 6591 aus Holz, und 2567 aus Backsteinen gebaute Häuser gehabt haben. Als die Franzosen die Stadt räumten, waren noch 2100 hölzerne und 526 andere übrig. Die ungeheuern Verluste, welche der Adel des Gouvernements von Moscau durch die Invasion der Franzosen erlitten hat, haben sie für einige Zeit außer Stand gesetzt, ihre Stadt wieder aufzubauen. Die Fürstin v. K... schätzt ihren Verlust auf 2,095 Sclaven und auf

*) Nach den neusten Nachrichten ist Moscau fast ganz wieder aufgebaut; im Monat Juni 1817 war ungefähr der 10te Theil der Häuser noch aufzurichten; das betrifft hauptsächlich die in den Vorstädten, deren Eigenthümer wenig Reichthum besitzen.

zwei Millionen Rubel an Häusern, Meubeln und Thieren. Alle andere haben verhältnißmäßig große Verluste gehabt, und man begreift, daß die Palläste Moscau's sich in einigen Jahren noch nicht wieder erheben können; auch sind alle, ausgenommen der des Grafen Apraxin und des Hrn. von Balachoff, noch in dem nämlichen Zustand, in welchen sie der Brand versetzt hat, z. B. die Palläste von Paschkow, Menczykoff, Puschkin, Troubetskoi, Scheremeteff, Aschkow, Orlow, Dolgoruki, Panin, Besborotko, Durassow, Soltikoff, Hagarin u. s. w.

In den niederern Classen waren die Kleinhändler und Wirthe die ersten, die ihre Häuser wieder aufbauten, was sich leicht begreift, da die Natur ihres Gewerbes es ihnen nothwendig machte, sich bald wieder zu etabliren. Das Hotel des teutschen Speisewirths, bei welchem wir logirten, war eins von denen, die zuerst wieder hergestellt worden waren; in der ganzen Straße waren keine Häuser weiter. Die Spuren des Feuers waren noch sichtbar an Fenstern und Thüren.

Die ganze Summe der bis zum Monat Juli 1814 wieder aufgebauten Häuser bestand aus 1280 hölzernen und 1312 steinernen.

Man ist vielleicht neugierig, das Resultat der in England zu Gunsten der Bewohner Moscau's errichteten Subscription zu kennen: sie ist nicht so angewendet worden, wie es ohne Zweifel diejenigen erwarteten, die dazu beigetragen haben. Der gemeine Mann ist hier Leibeigener und besitzt nichts Eigenthümliches. Das Subscriptionsgeld wurde deßhalb unter gewisse Herren vertheilt, die sich in der dringendsten Noth befanden, und in gewisser Hinsicht haben diejenigen, denen es eigentlich bestimmt war, verhältnißmäßig auch Nutzen davon gehabt, da es ihnen eine Abforderung ihres Vermögens erspart hat, die gewiß ihre Herrn nicht verfehlt haben würden, ergehen zu lassen.

Die Zahl der Einwohner Moscau's ist jetzt, wo die Sommerwärme ihnen erlaubt, in den Straßen, oder in den Ruinen ihrer Häuser zu bivouaquiren 170,000; aber diese Zahl ist nur momentan. Es sind jetzt nur halb so viel hier, als ehemals vor dem Brand — schreckliche Folgen der unmäßigen Ruhmsucht eines einzigen Menschen! — Wie viele unschuldige Schlachtopfer wurden plötzlich alles dessen beraubt, was sie besaßen! Murat und der Marschall Mortier hatten ihre Palläste den Unglücklichen zum Asyl geöffnet; Bo-

naparte selbst empfand etwas von menschlichem Gefühl, wenigstens sagt man es. Er schien das Ende der Leiden herbeizuwünschen, die auf den unglücklichen Einwohnern lasteten. Die menschliche Natur bleibt weder im Guten noch im Bösen consequent; denn der Bösewicht fühlt Gewissensbisse zu Zeiten, und der Tugendhafte zuweilen auch Anwandlungen des Lasters. Bonaparte widerrief nach 8 Tagen den Plünderungsbefehl. Der Marschall Mortier erhielt den Befehl, eine Municipalität zu errichten. Es wurden Syndici ernannt, um eine Liste über die Zahl der Armen zu machen; man versprach ihnen Rationen; die Französischen Chirurgen mußten auf gleiche Weise die Kranken beider Nationen behandeln, und Hr. Toutoulmine wurde beauftragt, einen Rapport über das Findelhaus zu geben, welches, man weiß nicht wie, den Flammen nicht zur Beute geworden war, und zugleich die Mittel anzugeben, wie seinen Bedürfnissen abgeholfen werden könne.

Diese nothwendigen Bemühungen waren nicht ohne Erfolg. Obgleich die neue Municipalität auf tausend Schwierigkeiten stieß in der Erfüllung ihrer Pflichten; obgleich die Civil- und Militair-Behörden sie auf keine Weise zu respectiren schienen; obgleich die den Armen versprochenen Ratio-

nen ihnen nicht gegeben wurden; obgleich die Hospitäler ohne Nahrungsmittel und ohne Arzenei gelassen wurden: so bewirkten doch die Folgen der ergriffenen Maßregeln eine große Verbesserung des Zustandes der Stadt. Nach Ablauf der dritten Woche begannen die Einwohner den Anschein einer Ruhe zu genießen.

Jetzt richtete das Volk seine Gedanken zum Himmel. Bis auf diesen Augenblick war, seit dem unglücklichen Tag, wo die Franzosen einrückten, keine Messe gehalten worden. Man glaubte eine Kirche öffnen zu müssen. Nach langen Nachsuchungen fand man einen Geistlichen, den Allmosenier des Garde-Cavallerie-Regiments, der den Gottesdienst hielt. Die Anstalten dazu wurden mit der gehörigen Feierlichkeit getroffen; man stellte eine Wache vor die Kirche. *) Lange vor der bestimmten Stunde fand sich die Volksmasse auf dem Platz ein, und sobald die Thüren geöffnet wurden, stürzte sich die Menge in den Tempel. Augenzeu-

---

*) Es war die Kirche, welche Eupla-Diacona heißt. Einige Zeit vor dem Kriege war durch eine Ukase die Einreißung von 33 Kirchen, von den gegen 2000 sich in Moscau befindlichen, befohlen worden. Der Aberglaube

gen haben uns versichert, nichts sei rührender gewesen, als diese kirchliche Feier. Es traf sich, daß es gerade der Tag des Festes des heiligen Alexanders war, und die Mougiks fühlten neue Hoffnungen aufleben.

Diese unglückbringenden Invasions-Kriege haben außerdem, daß sie eine Menge physischer Uebel herbeiführen, auch stets die Entwickelung der schlechten Volksneigungen zur Folge; der Bauer wird treulos, um sich am Soldaten zu rächen, er gewöhnt sich eben so an Räubereien, und nicht ohne viele Mühe gelingt es den Gesetzen, ihre Wirksamkeit wieder zu erhalten; die Soldaten durften sich nicht vereinzeln ohne von den Mougiks ermordet zu werden und dieß oft mit ausgedachter schauderhafter Grausamkeit. Man hat sogar Beispiele, daß diese Grausamkeit so weit ging, daß sie die Soldaten in ihre Hütten einluden, um daselbst eine Mahlzeit zu genießen, und wenn diese zutrauensvoll sich der Freude überließen, so bemäch-

---

schrieb diesem Umstand alles Unglück der Einnahme der Stadt zu. Der Kaiser hat das Gelübde gethan, zum Andenken an die Wiederbefreiung Rußlands eine Kirche zu erbauen.

tigten sich die benachbarten Bauern der vor der Hütte zusammengestellten Gewehre, warfen sich über die Soldaten her und ermordeten sie sämmtlich auf das unbarmherzigste.

Viele auf Fouragiren ausgegangene Abtheilungen wurden auf diese Weise von den Bauern umgebracht, die dadurch ein verdienstliches Werk zu thun glaubten; mit Schmerz müssen wir bemerken, daß selbst diejenigen, die uns diese That umständlich erzählen, gleiche Ansicht hierüber mit ihnen theilen. So sehr bestätigt sich die Wahrheit, daß die Kriege vorzüglich den Menschen roh machen und ihm die ersten Begriffe von Recht und Unrecht rauben.

Eine große Menge von Anecdoten, als Belege des Muthes der Bauern, sind hier im Umlauf. Man hat uns erzählt, daß ein Leibeigener des Grafen Romanzow, welcher durch den Schuß eines Westphälischen Husaren verwundet wurde, so gut er nur konnte in seine Hütte kroch. Sein Feind, in der Hoffnung, einige Beute zu finden, folgte der blutigen Spur seines Schlachtopfers; er fand den Unglücklichen in seiner Hütte ausgestreckt mit dem Tode kämpfend; ohne darauf aber weiter Rücksicht zu nehmen, begann er, alles

zu durchsuchen, und als er eben im Begriff war, seine Taschen zu füllen, so ergriff der Russe, alle seine noch übrige Kraft zusammennehmend, die Axt und spaltete den Kopf seines Mörders, auf dessen Körper er einen Augenblick nachher verschied. *) Anfangs October wurde es schlecht Wetter. Zu dieser nämlichen Zeit verdoppelte die täglich wachsende Thätigkeit der Russischen Armee, die bei Caluga ihre Stellung genommen hatte, Bonaparte's Aengstlichkeit. Er wendete alle bekannten

---

*) Der beifolgende Auszug eines Briefes, von einem Verwalter an seinen Herrn in St. Petersburg geschrieben, kann eine Idee geben von dem Geiste, welcher die Russen im Jahr 1812 beseelte. „Die Franzosen sind zu uns gekommen, sie haben uns Heu, Hafer, Brod und Vieh genommen. Wir haben indessen noch hinreichend für den Winter übrig behalten. Auf einigen Ihrer Güter haben sie große Verwüstungen angerichtet. Ungefähr vor 3 Wochen kamen sie auch in das Dorf .... in der Absicht es anzuzünden, aber mit Gottes Beistand haben wir sie gleich tollen Hunden todt geschlagen. Wir haben bei ihnen vielen Kirchenschmuck gefunden, unter andern auch ein Perlen-Halsband; alles dieses habe ich unserer Kirche gegeben. Wir wollen nichts, was den Franzosen gehört hat. Wir haben damit genug und wollen nicht die Rache Gottes auf sie herabrufen."

Mittel an, den Geist der Soldaten zu beleben und sie davon abzuhalten, über ihre Lage nachzudenken. Er brachte nun die nämliche Kriegslist in Anwendung, deren sich die Russen, bevor sie Moscau verließen, bedient hatten; der Friede ward zugesichert und man sprach von einer zweiten Gesandtschaft an den Kaiser Alexander. Die öffentlichen Belustigungen wurden vervielfacht. Ich habe eine Schauspielankündigung vom 12. October — sechs Tage vor der Räumung — gesehen! Aber Alles war umsonst. Das Gerücht des von Benningsen gewonnenen Sieges bei Taroutina machte die Soldaten sehr tiefsinnig. Man entdeckte an dem Betragen der Französischen Officiere eine ganz veränderte Stimmung. Dieser Frohsinn, diese Neigung, sich mitzutheilen, die sie so wesentlich auszeichnet, schien sie gänzlich verlassen zu haben. Man hörte sie sagen: „Wir sind verloren, es ist aus mit uns!“ Sie zwangen sich, die Unterhaltung fortzusetzen, aber sie sprachen nicht mehr von politischen Gegenständen, außer in halben Worten unter einander.

Bald wurde der Rückzug zur gebietrischen Nothwendigkeit. Er ließ ein unglückliches Ende voraussehen. Demungeachtet erwachte auf einmal Bonaparte's Geist, der betäubt zu seyn schien.

Die Abtheilungen der Verwundeten erhielten Befehl, ihren Marsch nach Smolensk zu nehmen; man ließ für diesen ganzen Marsch für 20 Tage Zwieback backen. Diese Anstalten wurden bald in der ganzen Stadt bekannt. Den 18. October, vier Uhr Nachmittags hörte man den Generalmarsch schlagen und nach Verlauf einer Stunde wendeten sich die meisten Regimenter nach Süden. Der Marschall Mortier hielt indessen Moscau noch mit 5000 Mann besetzt. Er versammelte mehrerer Sicherheit halber alle seine Leute im Kremlin; denn es war zu vermuthen, daß die Russische Armee nicht säumen würde von der Bewegung der Franzosen Kenntniß zu nehmen; und wirklich drang 2 Tage darauf eine Kosackenabtheilung in die Stadt und rückte bis in die Pwerskoi vor, aber die Franzosen trieben sie wieder zurück. Kurz darauf wagte es der General Witzingerode, begleitet von einem einzigen Adjutanten, nach Moscau hinein sich zu begeben. Kaum war er auf dem Boulevard, als er eine Französische Cavallerie-Escadron gewahrte. Er bediente sich jetzt einer Kriegslist: indem er sein weißes Schnupftuch als Parlementär-Fahne in die Höhe hob, wendete er sich an den commandirenden Officier, sagte, daß er von der Russischen Armee gesandt sei, und ver-

langte sogleich ins Hauptquartier geführt zu werden. Er wurde demnach in den Kremlin geführt. Aber der Marschall Mortier war nicht der Mann, den man mit einem solchen Vorwand täuschen konnte. Er wunderte sich höchlich, wie ein General en Chef sein eigner Botschafter seyn könne und sagte ihm, daß er ihn als Kriegsgefangenen betrachte. Witzingerode wurde unter einer Bedeckung zu Bonaparte gebracht; und man behauptet, daß dieser, ärgerlich über die unglückliche Wendung der Dinge, den General vor ein Kriegsgericht hätte stellen wollen, welches ihn verurtheilt haben würde, weil er die Waffen gegen seinen König und sein Vaterland getragen hätte. — Der General Witzingerode ist aus dem Westphälischen gebürtig. — Man weiß bereits durch welches außerordentliche Ereigniß er dem ihm bevorstehenden Schicksal entging.

Man war noch nicht hinlänglich im Klaren, ob die Franzosen den Plan hatten, sich in Moscau zu halten, oder nicht. Eine mit vieler Mühe angelegte Verschanzung an der Kitage-gorod gegenüber liegenden Seite des Kremlins, die Versperrung und Abschneidung der Straßen, die nach dem Fluß führen, verursachten den Einwohnern über die zu Grunde liegenden Absichten viele Un-

ruhe. Aber die Anstalten zur Sprengung des Kremlins, die unmöglich Geheimniß bleiben konnten, öffneten Jedermann die Augen. Wo ja noch Ungewißheit übrig geblieben war, da wurde sie auf die fürchterlichste Weise aufgeklärt, als am 23. October zwei Uhr des Morgens die erste Explosion gehört wurde und sodann die drei andern, welches das Siegel auf die eitele Schmach drücken sollte, die Bonaparte der russischen Nation anzuthun gedachte. Die Französische Arriere-Garde, welche, um ihre Absicht zu verbergen, mehrere Stunden lang Bewegungen gemacht hatte, begann ihren Marsch den 22. um 8 Uhr des Abends. Beim anbrechenden Tag gewahrte man keine Spur Französischer Truppen außer der Verwüstung, die sie auf Befehl eines Barbaren angerichtet hatten.

Im Lauf dieses denkwürdigen Tages — den 23. Oct. — nahmen die Cosacken Besitz von der Stadt. Aber weit entfernt, daß ihre Ankunft eine wohlthätige Veränderung für die unglücklichen Einwohner hätte herbeigeführt, waren sie vielmehr neuen Verfolgungen ausgesetzt. Die Cosacken fingen, nachdem sie Meister der Stadt waren, vorerst zu plündern an, hierauf begannen sie, vom Pöbel dazu aufgemuntert, in allen Häusern die

Französischen Soldaten aufzusuchen, wo man nur vermuthen konnte, daß welche zurück geblieben wären.

Die Personen, denen die Franzosen, während ihrer Anwesenheit, Beweise von Wohlwollen zu erkennen gegeben hatten, wurden jetzt der Gegenstand des Zorns dieser Wüthenden. Eine Menge Cosacken ging in das Haus des Hrn. Beketow an der Brücke der Schmiede; sie prügelten die Frauenzimmer und brachten die sich daselbst befindlichen Mannspersonen um. Nach diesem schönen Auftritt begaben sie sich, vom ganzen Janhagel begleitet, nach Zemlenye-gorod, in die Französische Colonie. „Nehmt dieses Nest von Verräthern, schrie ein Mougik, dieses Nest voll Spione, die wir schon zu lange in unserer Stadt ernährt haben; tödet sie alle, ohne Ausnahme. „Diese Barbaren waren eben im Begriff ein fürchterliches Blutbad anzurichten, als der ehrwürdige Geistliche der katholischen Kirche sich ihnen entgegenstellte und sie beschwor ihn anzuhören. Er machte ihnen begreiflich, wie unschuldig er und seine Herde an den Unglücksfällen seien, deren erste Opfer sie ja geworden wären. Und so brachte er es dahin, daß sie sich wieder wegbegaben und das Volk mit sich nahmen. Diese Stunden der Verwirrung und

Anarchie waren grausam zu verleben; jeden Augenblick wurde die Lage der Bürger fürchterlicher. Endlich kam der General Benkendorf mit drei Bataillons und stellte einigermaßen die Ruhe wieder her, deren diese unglückliche Stadt so sehr bedurfte. Sonnabends früh erschien ein Polizeibeamter, Hr. Hellmann; jetzt begann jedermann wieder freier Athem zu schöpfen und die Ordnung wurde nach und nach hergestellt.

Ich will nicht vergessen, einen schönen Zug eines Russischen Officiers, *) der Französischer Kriegsgefangener und in Moscau zurückgeblieben war, zu erwähnen. Der Abzug der Arriere-Garde hatte ihm die Freiheit wieder gegeben; er logirte im Findelhaus, wo sich Französische Verwundete befanden. Um sie zu sichern, trat er in den Saal, den Arm in der Binde und rief ihnen zu: „Soldaten, ihr seid alle meine Gefangenen; die Armee hat ihren Abzug genommen und ich fordere euch auf, euch zu ergeben!“ Was! wir ergeben uns nicht: zu den Waffen! Und in der That erhoben sich mehrere dieser Tapfern von ihren Bet-

*) Herr von Krikoff, Officier unter den Garde-Jägern.

ten, kleideten sich an, bewaffneten sich und wollten fortgehen. Der Officier widersetzte sich ihrem Entweichen, stellte ihnen die Gefahr vor, in die sie sich begeben würden, wenn sie sich außerhalb des Saales zeigten. Demungeachtet war es ihm unmöglich einige von ihnen zurückzuhalten, welche im Augenblick ermordet wurden, als sie sich auf der Straße zeigten. Dieser traurige Anblick machte die andern nachgebender, sie ergaben sich zu Gefangenen. Hierauf stieg ihr Retter herab, ging den Cosacken und dem Volke entgegen und sagte dem Cosacken-Anführer: „Ich erkläre ihnen hiermit, daß die Verwundeten, welche sich hier befinden, Gefangene sind; niemand hat das Recht, sie anzurühren.“ Man bestand darauf; der Cosacken-Anführer drohte, Gewalt anzuwenden: aber die edelmüthige Festigkeit des Russischen Officiers brachte es endlich dahin, daß diese Unglücklichen gerettet wurden.

Da wir einmal der Cosacken erwähnt haben, muß ich zugleich bemerken, daß es nicht unumgänglich nothwendig ist, von dieser Nation zu seyn, um in den Corps der Russischen Armee zu dienen, welche diesen Namen tragen, eben so, wie es nicht unerlässlich ist, daß man in Ungarn geboren seyn muß, um Oesterreichischer Husar zu

werden. Während des letzten Krieges hat man in Rußland eine Menge Regimenter errichtet, die gerade wie die Cosacken bewaffnet und equipirt waren. Ich erinnere mich, bei meiner Durchreise durch Twer, ein von der Armee zurückkehrendes Cosacken-Regiment gesehen zu haben, welches man auf der Stelle verabschiedete, da es aus lauter Eingebornen dieser Provinz bestand. Es waren Korn-Bauern, Kutscher, Bedienten, Schiffer ꝛc. die kein anderes Recht auf den Namen „Cosack" hatten, als dasjenige, welches ihnen ihre langen Piken, ihre eben so wilden Pferde und ihre Liebe zur Räuberei verliehen.

Es ist heute d. 4. Julius, der Tag der feierlichen Procession im Kloster der Jungfrau. Das Bild dieser Heilands-Mutter, schlug, wie man weiß, mit Blindheit eine Tartarische Armee, welche Moscau überfallen wollte. Man bat uns dringend, allen den Feierlichkeiten mit beizuwohnen, welche diesen Tag Statt finden; wir hatten aber schon alle Anstalt zur Abreise gemacht und begaben uns deßhalb auf den Weg nach Smolensk.

Die ersten Gegenstände, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen, waren die Ueberbleibs-

sel der bei Poclonigorad aufgeworfenen Verschanzungen. Anfänglich waren die Russen Willens, nach der Schlacht von Mojaisk, hier von neuem das Glück der Waffen zu versuchen. Die Straße läuft über eine Anhöhe, auf welcher sie drei furchtbare Batterien errichtet hatten. Rechts und links machten dichte Wälder diese Position sehr fest; demungeachtet gab der Russische General den Plan auf, im Angesicht Moscau's ein neues Treffen gegen die siegreiche Armee zu wagen.

Die unglückliche Stadt Mojaisk ist nur noch ein bloßer Steinhaufen. Die Russen steckten es auf ihrer Flucht in Brand, und die Franzosen verbrannten vollends auf ihrem Rückzug, die wenigen noch übrigen Häuser. Hier faßte Bonaparte den bestimmten Entschluß, den Rückzug über Moscau zu machen, nachdem er durch die Schlacht von Malojaroslawetz sich außer Stand gesetzt sah, sich einen Weg durch die südlichen Provinzen zu bahnen. Die große Russische Armee marschirte gerade über Krasnoi, um ihm den Weg abzuschneiden, während Platow und Miloradowitz Befehl hatten, ihn zu verfolgen. Ersterer griff die Arriere-Garde bei Mojaisk an und brachte ihr eine Schlappe bei.

Da die Gefilde von Borodino *) nur 6 Werste entfernt lagen, so waren wir begierig, einen Ort, der so berühmt geworden war, in Augenschein zu nehmen. Bemerkenswerth ist es: dieser Ort wurde nicht zufällig zum Kampfplatz bestimmt; er war lange vorher dazu auserlesen und deßhalb mit Sorgfalt befestigt worden. Der General Beningsen, der dieß zu besorgen hatte, brachte damit mehrere Wochen zu.

Bei der Fortsetzung unseres Weges kamen wir erst in das kleine Dörfchen Tatarinosa, wo Koutousow sein Hauptquartier aufschlug; nicht lange nachher befanden wir uns an der Stelle, wo das Centrum der Russischen Position gewesen war. Es ist eine natürliche Terrasse, die sich 30 — 40 Fuß erhebt, sich in einem sanften Abhang endigt und sich gegen eine Meile (lieue) weit erstreckt; ganz unten fließt die Kalogha, ein kleiner Fluß, der sich in die Moskwa ergießt. Der rechte Flügel der Russen war so gedeckt, daß kein Angriff auf

*) Die Russen gaben der Schlacht von Mojaisk den Namen „von Borodino.“ So heißt ein Dorf, zwei Meilen von der Moskwa. Zwischen diese nbeiden Puncten liegt das Schlachtfeld. —

ihn Statt fand; ihr linker Flügel war durch einen tiefen Holweg geschützt, hinter welchem sich eine Anhöhe erhob, auf welcher sie drei Redouten anlegten. Zwei Hügel, auf gleiche Weise mit Kanonen gespickt und von ihren besten Truppen besetzt, beherrschten ringsum die Gegend.

Die Franzosen hatten die auf der andern Seite der Kalogha gelegene Anhöhe besetzt und bildeten eine Linie, die sich gerade dem Russischen Centrum gegenüber anfing und bis zum Ende ihres linken Flügels fortlief. Das von ihnen besetzte Terrain erhob sich, aber nicht hinlänglich, um daß ihre Kanonen die Ebenen hätten beherrschen können. Ihren rechten Flügel stützten sie auf zwei furchtbare Batterien, deren Parapets noch unversehrt waren — in der Nähe von Alexyno gelegen, wo wir vorüber kamen. —

Den letzten Tag der Schlacht wurden die Redouten, welche den linken Russischen Flügel deckten, genommen. Die Franzosen änderten hierauf ihren Plan und richteten ihren Angriff auf das Centrum der Russischen Armee. Trotz der doppelten Reihe von Kanonen, welche Tod ausspieen, trug doch die Französische Tapferkeit den Sieg davon. Den andern Morgen früh, bemächtigten sie

sich des Dorfs Borodino, dessen Brücke abzubrechen, die Russen nicht Zeit gehabt hatten. Nachdem sie die Kalogha passirt hatten, machten sie drei verzweifelte Angriffe auf die Anhöhen. Jedesmal wurden sie zurück geworfen. Hierauf, indem sie nochmals ihren Plan änderten, warfen sie sich von neuem auf den linken Flügel der Russen. Dieser Flügel war sehr geschwächt worden, durch den Verlust der Höhe, deren wir schon erwähnt haben. Was für ein Grund die Russen davon abhielt, sie wieder zu nehmen, das können wir uns nicht erklären, und zwar um so weniger, da die Französischen Kanonen viel zu weit entfernt waren, um auf diesem Punct ihre Truppen zu unterstützen, und da ein Russisches Corps, welches in dem dahinterliegendem Holze stand, diesen Angriff, wie es scheint, recht leicht hätte ausführen können. Sei dem nun, wie ihm wolle, die Besitznahme dieses wichtigen Punctes gab den Franzosen ein entschiedenes Uebergewicht und den dritten Tag dieses merkwürdigen Treffens waren sie Meister vom Schlachtfeld. Des Nachts begannen die Russen ihren Rückzug, ohne verfolgt zu werden. Der Verlust beider Armeen war ungeheuer; 63000 Leichname bedeckten die Ebene; keine Schlacht der neuern Zeit weist ein so schreckliches Blutbad auf.

Wenn man die zahlreichen Schwierigkeiten berücksichtigt, welche den Franzosen entgegenstanden, die Lage der feindlichen Redouten, die Tiefe des Holweges, über welchen sie setzen mußten, die Hindernisse, welche die Natur und Kunst ihnen entgegenstellte, die äußerste Tapferkeit, mit der sie empfangen wurden bei jedem Angriff; so kann man den Erfolg nicht genug bewundern und man muß zugeben, daß die Schlacht von der Mo'skwa eine von denen ist, auf welche sie am meisten stolz seyn können.

Beim Herabsteigen von Gorrha nach dem Dorf Borodino gewahrten wir eines Fremden, welcher am Ufer der Kalogha saß. Er schien uns in tiefes Nachdenken versunken. An einem nicht besuchten Ort dient ein ungewöhnliches Zusammentreffen statt der Vorrede. Wir thaten einige Fragen an ihn, die er mit vieler Höflichkeit beantwortete. Er theilte uns mit, daß er aus Polen gebürtig sei und unter der Division Sebastiani die Schlacht von Mojaisk mitgemacht habe. Bei einem Angriff auf's Russische Centrum von einer Kugel getroffen, wurde er auf dem Schlachtfeld gelassen, von den Russen zum Kriegsgefangenen gemacht und nach Archangel gebracht. Jetzt hatte er seine Freiheit erhalten und kehrte in sein Va-

terland zurück. Er hatte nicht durch diese Gegend reisen wollen, ohne das Blut-Feld noch einmal zu besuchen. Gerade an der Stelle, wo wir uns befanden, war er blessirt worden und hatte hier bereits eine Stunde gesessen, indem er an seinem Geiste das Bild der Vergangenheit vorüber gehen ließ. Er konnte sich nicht davon losmachen; das, was er vor Augen hatte, hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß alle seine Ideen zerrüttet waren. Wenn er die Gefilde betrachtete, die jetzt so ruhig, so ganz verschieden von den wilden Scenen waren, denen sie unlängst noch zum Schauplatz dienten: so glaubte er, daß Alles, was sich hier zutrug, nur ein Traum sei. Nachdem wir durch diese neue Bekanntschaft alle nur möglichen Nachrichten erhalten hatten, setzten wir unsere Reise fort, doch besuchten wir noch, aus großem Interesse für diese merkwürdige Gegend, den Ort, wo der Russische linke Flügel gestanden hatte. Die auf der Höhe, — deren wir Erwähnung gethan haben — errichteten Werke fanden sich noch vor. Der Holweg, welcher diesen Posten von der Armee selbst trennte, war durch eine starke, bei Semenoski aufgestellte Batterie beherrscht worden, die ihn fast seiner ganzen Länge nach bestrichen hatte, und das Terrain zeigt noch die deutlichen

Spuren des fürchterlichen Kampfes, der an diesem Puncte Statt gehabt hatte; aber weiterhin nach den Redouten zu vervielfachten sich diese Spuren der Verheerung immer mehr. Das Innere war buchstäblich mit Mützen, Hüten, Säbelscheiden, Feldkesseln, Französischen und Russischen Uniformstücken bunt durcheinander bedeckt, und wahrscheinlich lag jedes noch an der Stelle, wo der Besitzer gefallen war.

Das 18. Bülletin der Franzosen, drückt sich, indem es dieser Werke erwähnt, so aus: „sie wären nur halb gemacht gewesen, ohne Pallisaden, ohne spanische Reuter." Und doch waren sie der Schlüssel zur ganzen Position. In eben dem Maß, in welchem es möglich war, hierüber ein Urtheil zu fällen, scheint auch das ausgesprochene nicht ohne Grund zu seyn. Man nimmt in der That nicht wahr, daß man sich gehörig gegen den Angriff eines Cavallerie-Corps, welches über die Parapets setzte, vorgesehen hätte. Wir dürften noch hinzufügen, daß, nach dem Augenschein und dem gegenwärtigen Zustand des Ortes zu urtheilen, man schon vermuthen kann, daß die Französische Cavallerie hier eingebrochen seyn müsse.

Eine kleine Strecke weiter ist die Stelle, wo der General Montbrun durch eine Kugel getö-

det wurde. Er war ein Officier, der sich durch seine Tapferkeit die Achtung aller seiner Cameraden erworben hatte. Ein einfacher Pfahl, mit einem Bretchen, auf welchem sich eine Innschrift befindet, ist dahin gesetzt worden, wo er begraben liegt. Diese Innschrift ist mit Dinte geschrieben und verdient mitgetheilt zu werden. Hier folgt sie, wie wir sie gelesen haben:

Hier liegt
Der General Montbrun.
Vorübergehender, von welcher Nation
Du auch seiest,
Ehre diese Asche!
Es sind die Ueberbleibsel eines der tapfersten
Unter allen Tapfern
Auf der Welt,
Des General Montbrun.
Der Marschall des Reichs, Herzog von Danzig,
Hat ihm dieses geringe Denkmal errichtet.
Sein Andenken ruht in allen Herzen
Der großen Armee!

Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans.

Nach dem Französischen des Herrn le Brun de Charmettes.

Vorwort.

Die Rettung Frankreichs aus der Hand der Engländer, und die beschleunigte Lösung eines Jahrhunderte hindurch immer neu entbrannten Nationalgrolles und Streites durch dieß wunderbare Mädchen, gehört unter jene Offenbarungen des waltenden Weltgeistes, deren frische, unfehlbar und unmittelbare Wirksamkeit zwar nirgends in der Geschichte fehlt, aber doch in der vielfachen Durchkreuzung von Ursachen und Wirkungen meistens unkenntlich geworden, ja untergegangen scheint, indem sie eigentlich nur sich aus diesem bunten Gewirr von Begebenheiten in ihre Unmittelbarkeit zurückgenommen und nun den Glauben des beschei-

denen Menschengeistes anspricht, fordert und bestätigt. Unklaren Eiferern, welche nur die rückgebliebene Schlacke im Auge haben, werden diese Offenbarungen Zauberei; vermessenen, dünkelhaften Deutern, welche ihren Verstand zum Maße des Göttlichen machen, Schwärmerei und Aberglaube. Indeß giebt es unläugbar in der Geschichte noch andere, und für die Menschheit wichtigere, anziehendere Geheimnisse als die der Cabinets, die wohl zuweilen durch jene offenbar zu Schanden werden. Ausmittelung solcher Geheimnisse, wie die sogenannte Urgeschichte ein fortgesetztes der Art ist, d. i. nicht Erklärung — welcher nüchterne Geist maßte sich dieß an? — sondern Erhebung in das anerkennende Bewußtsein ist ein nicht unbedeutendes Verdienst, indem es dem historischen Mißtrauen, Skepticismus genannt, welches nothwendig mit der zunehmenden menschlichen Willkühr und Eigenmacht wächset, einen Glauben gegenüber stellt, der eines, früher oder später eingreifenden,

„Bis hieher und nicht weiter!“ gewiß und froh ist. Ansichten dieser Art verdanken wir, nach Jean Hordal, Edmont Richer, Lenglet du Fresnoy, de l'Averdy, Chaassard etc. die neuslich erschienene Histoire de Jeanne d'Arc, surnommée la pucelle d' Orléans, tirée de ses propres déclarations, de cent quarante-quatre dépositions de témoins oculaires, et des manuscrits de la bibliothèque du roi et de la Tour de Londres; par M. le Brun de Charmettes, sous préfet de Saint-Calais. A Paris. 1817. 4 Vols. 8. woraus hier mit Berücksichtigung des Neuen und minder Bekannten eine fortlaufend zusammenhängige biographische Skizze der Jungfrau von Orleans den Lesern vorgelegt werden soll. Darf sich Charmettes berechtigt glauben, sein Werk Geschichte der Johanna d'Arc, von ihr selbst erzählt zu nennen, so läßt sich wohl an dem Interesse dieser Mittheilung nicht zweifeln.

Die Jungfrau.

Zwischen den Herzogthümern Bar und Lothringen dehnt sich eine fruchtbare, an Waldungen Flüssen und Triften reiche Gegend aus. Hier, in einem lachenden, von der Maas bespülten Thale, zwei Wegstunden nördlich von Neufchateau, drei südlich von Vaucouleurs, erheben sich das Dorf Greux und der Flecken Domremy, letzterer unfern dem ersten und im funfzehnten Jahrhundert dessen Zubehör. Hirten, Ackerleute und einige Fischer bewohnten diesen ländlichen Aufenthalt. Seit langer Zeit schon hatte sich dort ein ehrlicher Landmann aus Sefonds, Jacques d'Arc, angesiedelt, und lebte mit seinem Weibe Isabelle Romée ein still ehrliches, frommes, einfaches und fleckenloses Leben. Von drei Knaben und zwei Mädchen ward Johanne ihm im Jahr 1410 geboren. In der Religion ihrer Väter schlicht erzogen, nur zu Nähen und Spinnen angehalten, wuchs sie einfältig, keusch, gehorsam, sanft, geduldig, und in aller Gottesfurcht heran. Oft wenn man sie nach geendeter Arbeit suchte, traf man sie knieend und andächtig betend in der Kirche, mit gefaltenen Händen hingestreckt vor dem Kreuze des Erlösers. Wenig mischte sie sich in die Ju-

gendreigen ihrer heitern Gespielinnen; aber überall lebte und glühte jenes religiöse Gefühl in ihr, und oft, wenn die Glocken aus dem fernen Dörfchen herüber zu ihr auf die Weide drangen, ward ihr die Trift zur Kirche, wo sie niedersank und betete. Unfern von Domremy lag eine kleine Capelle Unserer lieben Frau, Marienfidel genannt, wohin die Landjugend jährlich wallfahrtete, und ihre Andacht verrichtete. Diese heilige Stätte besuchte Johanna jeden Sonnabend Nachmittags, allein, oder auch in Gesellschaft; zündete dort Weihlichter an und betete. Ja nicht selten zog sie dieß fromme Geschäft dem Jäten, Heerdehüten ꝛc. vor. Eben so schloß sie sich auch den Zügen ihrer Gespielinnen an, wenn diese im Maimond nach dem, unterhalb eines Eichenwaldes bei Domremy, in uralten Zeiten angepflanzten schönen Maien-Damen oder Zauberbaum am Schwarzdornbach, einer großen schattenreichen Buche, wallfahrteten und an diesem durch fromme Gebete den Feien entrissenen Baum den sogenannten Maimann machten, sangen, tanzten, aßen, dann am Quell Blumen unter Gesang pflückten, und sein Heilwasser tranken. Auch sie hing da ihre Blumenkränze und Kronen zuweilen auf, öfter aber doch an dem Liebfrauenbilde von Domremy. Alles liebte sie ihrer Herzensgüte

wegen. Als sie herangewachsen, waren ihre Beschäftigungen mehr auf das Innere des Haushalts gerichtet, obwohl sie auch jetzt noch zuweilen die Heerden mit austrieb, ja wohl gar des Vaters Pferde auf die Weide ritt. Damals dröhnten die Schwingungen des großen unseligen staatischen Zwistes der Burgundischen und Armagnacs bis in die niedern Hütten hinab. Alle Bewohner von Domremy waren mit Leib und Seele Armageacs, oder Anhänger Carls VII. von Orleansischem Geblüt, so wie sich dagegen durch die Erklärung der benachbarten Marceyer oder Maxeyer für den Herzog von Burgund auch in diesem engen Gebiet eine Spannung unterhielt. Bei dem noch nicht ausgestorbenen Rittergeiste wurden daher oft selbst unter den Kindern beider Ortschaften gar ernste Kriegsspiele gehalten. Johanna, wie tödtlich sie auch schon damals die Burgundischen haßte, und oft die Kinder mit blutigen Köpfen heimziehen sah, nahm doch nie Theil an diesen kindischen Feldzügen. Aber Liebe zu Gott und ihrem Vaterlande waren die Hauptzüge ihres Gemüths.

Sie mochte ungefähr dreizehn Jahr alt seyn, als sie einst an einem Sommertage gegen Mittag in Vaters Garten war. Auf einmal strahlte ihr zu ihrer Rechten, von der Dorfkirchseite herüber

ein glanzvolles Licht entgegen, und eine unbekannte Stimme vernahm ihr Ohr. Troz allem Schreck, der die Jungfrau faßte, tönte ihr die hehre Stimme, die sie zum Kirchengehen, zur Güte und Rechtschaffenheit ermahnte und ihr des Himmels Schutz verhieß, doch so lieblich, daß sie dieselbe für Gottes Stimme hielt und in begeistertem Dankgefühl eine reine Jungfrau zu seyn gelobte.

Ein andermal, auf der Trift, ertönte ihr dieselbe Stimme und unbekannte Wesen an Gestalt und Haltung erschienen ihr. Darunter war ein geflügelter, mit bekränztem Haupt, der recht ehrlich und gut aussah, der Erzengel Michael, wie sie nachher erfuhr, umgeben mit großer Klarheit. Sie sah alles mit ihren leiblichen Augen. Und der Erzengel sagte, Gott erbarme sich Frankreichs, sie müsse dem König beistehen, müsse Orleans Belagerung (welche vier oder fünf Jahre nachher Statt fand) aufheben, und Carl VII. troz aller Feinde, wieder auf den Thron seiner Väter setzen. Die Jungfrau zerschmolz in Thränen, und sprach, sie sei nur ein armes Mägdlein, das weder reiten, noch Heere führen könne. Aber der Erzengel sagte, sie solle nichts fürchten, sondern zu Robert von Baudricourt, dem Feldhaupt-

mann zu Vaucoulleurs, nachmaligem Marschall von Frankreich, gehen. Derselbe werde sie zum König führen, man werde ihr Leute geben und ohne Hindernisse werde sie diese Reise vollenden. Die heil. Katharine und Margarethe, ihr zu Rath und Führung auserlesen, würden sie heimsuchen, ihnen solle sie glauben und gehorchen. Das sei der Wille Gottes. Noch zweifelte Johanna etwas.

Doch die versprochenen Heiligen blieben nicht aus. Mit reichen und köstlichen Kronen auf dem Haupte, mit sanfter und demüthiger Stimme nahten sie ihr, und sprachen und riethen ihr, und immer unter derselben Gestalt, in denselben Kleidern, immer von Licht umflossen. Sie kannte sie schon an der Stimme, wenn sie im Anzuge waren, neigte sich tief, wenn sie nahten, und bat um Verzeihung, wenn sie das zuweilen vergaß; wenn sie schieden, zerfloß sie in Sehnsuchts-Thränen und küßte den Boden, wo sie gestanden. Zum Lohn forderte sie nur das Heil ihrer Seele, und nur dieß ward ihr verspochen. Kerzen zündete sie der heil. Katharina an, aber lange nicht soviel, als sie wohl wünschte. Je mehr sie heranwuchs, desto dringender wurden die Mahnungen. Zwei bis dreimal wöchentlich ward ihr geboten zu gehen,

und endlich konnte sie es nicht mehr, wo sie war, aushalten. Wiewohl sie, um nicht etwa ein Hinderniß durch die Burgundischen zu erfahren, sorgfältig ihre Geschichte selbst dem Vater verschwieg, konnten doch der Reiseanstalten wegen, unwillkührliche Andeutungen dieses erfüllten Gemüths nicht ausbleiben. Und gegründet war allerdings ihre Besorgniß, vorzüglich in Hinsicht des Vaters; denn er hatte im Jahr 1426 geträumt, wie ihr die Mutter sagte, daß Johanna mit dem Heere zöge, und geäußert, wenn er das je erleben sollte, würde er sie selbst ersäufen.

So stand es um Johanna, als plötzlich Burgundische Heere die Gegend überschwemmten und im Anzuge auf Domremy waren. Alles floh verzagt nach Neufchateau; auch Vater Jacob und seine Familie wurden von einer ehrlichen Frau daselbst vier bis fünf Tage beherbergt. Johanna half in der Wirthschaft treulich, ohne jedoch ihre Andachtsübungen zu versäumen. Aber, je ferner sie von Vaucouleurs, dem Ort ihrer Bestimmung war, desto unerträglicher ward ihr Neufchateau, so daß sie krank zu werden besorgte. Nachdem nun die Burgunder, vom Raube gesättigt, die Gegend verlassen, zog endlich auf Johannens Bitten Jacob wieder nach Domremy, wo auch

die Kirche in Flammen aufgegangen war. Wie mußte der Anblick der Verwüstungen gegenüber der frischen Erinnerung aus den blühenden Kinderjahren auf Johannens Herz wirken! Noch immer sann sie auf ihre Abreise, als ihr diese Hoffnung aufs neue verkümmert ward. Ein Jüngling, der vergebens um ihre Hand warb, behauptete, sie habe ihm die Ehe versprochen und bedrohte sie mit Klage, vielleicht auf ihrer Eltern Anlaß. Denn diese riethen ihr, es so weit nicht kommen zu lassen. Aber wie gehorsam und nachgiebig sie sonst war, dießmal war sie unbeweglich, ging, von ihren Stimmen — wie sie es nannte — die sie anflehte, ermuthigt, selbst nach Toul, jenes Vorgeben zu widerlegen und gewann auch wirklich den Proceß.

Jetzt dachte sie ernster an ihre höhere Sendung. Zu dem Ende besuchte sie ihren Oheim, Durand Laxart, zu Petit-Burey, zwischen Domremy und Vaucouleurs und bat ihn, sie unter dem Vorwande, daß sein damals schwangeres Weib des Beistandes bedürfe, von ihren Eltern zu erbitten. Es gelang; aber kaum war sie acht Tage bei ihm, so erklärte sie, sie gehe nach Vaucouleurs, von da zum Dauphin nach Frankreich, den sie krönen lassen müsse. Laxart, besorgt um

das Mißliche ihres Vorhabens, benachrichtigte zuvor Baudricourt allein vom Begehr des Mädchens. B. emfing ihn übel und rieth, das Mädchen gehörig zu ohrfeigen und zu ihrem Vater zu bringen. Doch sie stand im Begriff, in des Oheims Kleidern allein zu gehen, als dieser sie zu begleiten sich entschloß.

Um Himmelfahrt 1428 kam sie in Vaucouleurs an, trat bei einem Stellmacher ab und ließ sich bei Baudricourt melden. Ihr Gesuch, zum König gebracht zu werden, ward abgeschlagen; doch ward sie vorgelassen, kannte B. unter allen, und sagte, sie sei von ihrem Herrn gesendet, der Dauphin solle sich halten, der Herr wolle ihn zum König, sie werde ihn, trotz allen Feinden zur Weihe führen. Baudricourt war unglaubig und entließ sie ohne Hoffnung. Obgleich ihre Stimmen ihr dreimalige Abweisung verkündet hatten, war sie doch tief betrübt und nur durch Beten und Beichten zu trösten. Selbst die fleißigste Arbeit konnte ihre peinliche Ungeduld nicht mäßigen. Sie müsse, behauptete sie, zum Dauphin; es sei sein Vortheil, und alte Wahrsagung, daß Frankreich, wie durch ein Weib (Isabeau von Baiern) gestürzt, so durch eine Jungfrau aus

Lothringens Grenzgauen werde aufgerichtet werden. Von nun an glaubten ihr viele und auch Baudricourt schwankte. Um gewiß zu werden, ging er eines Tags mit dem Pfarrer Fournier zu ihr. Fournier, mit der Stola bekleidet, beschwor sie, wenn sie bös sei, zu weichen, wenn gut, zu nahen. Johanna nahte sich ihm knieend. Dennoch kehrte sie endlich mit ihrem Oheim nach Petit-Burey zurück, aber nur, um in der Fastenzeit nochmals mit ihm nach Vaucouleurs zu gehen. Es geschah. Als sie Baudricourt noch immer unschlüssig fand, wollte sie sich schon allein auf den Weg zum Dauphin machen; nur fühlte sie, daß dieß unanständig sei. Da klagte sie, mit Bezug auf die Unerläßlichkeit ihrer Sendung und die nur durch sie mögliche Rettung Frankreichs, ihre Noth einem zufällig bei ihrem Wirth getroffenen Edelmann, Johann von Novelopont. Dieser, von der herrlichen Zuversicht und Offenheit des Mädchens ergriffen, versprach ihr mit Handschlag, sie unter Gottes Geleit selbst zum König zu führen. Auf seine Frage, wann? erwiderte sie: lieber heut als morgen, und bat sich Mannskleider aus, die sie auch erhielt.

Von nun an verwendete sich Johann und ein anderer Edelmann Bertrand von Poulengy,

den sie schon früher angezogen hatte, für ihre Sache. Das Gerücht von dem Wundermädchen und seiner göttlichen Sendung verbreitete sich immer mehr. Selbst der unheilbar kranke Carl, Herzog von Lothringen, ließ sie zu sich rufen, und befragte sie um ihre Sendung und seine Krankheit. Ueber den ersten Punct sprach sie wenig; über die Krankheit wisse sie nichts zu sagen; doch wolle sie für ihn beten, wenn er sie zum König bringen lasse. Der Herzog entließ sie beschenkt.

Länger konnte nun Johannens Aufenthalt zu Vaucouleurs ihren Eltern nicht verborgen bleiben, wie bis dahin der Fall gewesen zu seyn scheint. Eilig reiseten sie ihr nach. Da sie sie aber nicht trafen, weil sie eben beim Herzog war, auch übrigens alles Gute von ihr hörten, so reiseten sie wieder heim, und nun bat Johanna schriftlich um ihre Verzeihung, die sie auch von den ehrlichen, ihrem König treu ergebenen Landleuten bald erhielt.

Endlich genehmigte auch Baudricourt, man weiß nicht, auf welchen Anlaß, ihre Abreise. Die Chronik von Orleans sagt, weil sie ihm die Niederlage des Königs vor Rouvray verkündet, und noch schwerere, wenn er sie nicht ziehen lasse. Sobald die Bürger Baudricourts Genehmigung

erfuhren, beeiferte sich Alles, sie mit Mannskleidern, Pferd und Stiefeln auszurüsten. B. selbst gab ihr, wie es scheint, doch immer unglaubig, nur ein Schwert, und befahl, sie sicher zum Könige zu geleiten. Ihre Begleiter waren Johann von Novelopont, auch von Metz genannt, Bertrand von Poulengy, ihr Bruder Peter, Colet von Vienne, ein Abgesandter des Königs, Richard ein Schütz, Julian, Poulengys Bedienter und Hans Bonnecourt, Johanns Bedienter. Mit heldischem Vertrauen auf Gott, mit der unwandelbarsten Zuversicht, daß sie dazu geboren sei, unter der ermuthigenden Eingebung ihrer Stimmen, zog sie am 13. Febr. 1428, umdrängt von den besorgten Einwohnern, ab. Selbst ihre Begleiter fürchteten und lernten auch nur allmälig sie achten, als sie von ihrer Schönheit zu unziemlichen Wünschen verleitet, doch stets von ihrer Zucht und Sittsamkeit mit stummen Vorwürfen zur Bescheidenheit verwiesen wurden. So konnte Johanna sicher in ihren Mantel gehüllt, zwischen beiden schlafen. Aus Furcht vor den Burgundern und Engländern reiseten sie die erste Nacht rastlos und kamen Tags darauf zn Saint-Urbain, an der Marne an, wo sie in der Abtei übernachteten. Auf mehrern geheimen Umwegen,

über die Marne oberhalb Joinville, die Aube um Bar sur Aube, die Seine bei Bar sur-Seine, die Jonne vor Auxerre, zogen sie, Johanna unerschrocken, mehr aus Nachgiebigkeit, oft zum Anhören einer Messe einladend, ihren Gefährten Trost und Freude einsprechend, über Auxerre nach Gien, der ersten Französischen Stadt. Wie froh begrüßte sie die Stadt! wie strömte der Trost ihrer gnadenreichen Sendung aus ihrem vollen Herzen in die Brust der Getreuen! Und wie der Sonne Dunstbild, ehe sie selbst aufgeht, schritt die frohe Botschaft von ihr vor ihr her nach Orleans. Sie aber über die Loire vor, nicht ohne Anfechtung nach Fierbois, fünf bis sechs Wegstunden von Chinon. Von hier, wo sie in der Katharinenkirche brünstigst betete, meldete sie brieflich dem König, daß sie 150 Wegstunden gemacht und ihm Erfreuliches zu verkünden habe; ob ihr erlaubt sei zu kommen? Die Antwort war günstig; noch an dem Tage kam sie in Chinon an, nach elftägiger Reise.

Der Augenblick ihrer Erscheinung am Hof war günstig. Orleans, des Reichs letztes Bollwerk, leistete noch schwachen Widerstand; dem König fehlte es an Geld und Leuten. Nur die Weissagung von einer gottgesendeten Jungfrau lebte in

Aller Mund und Herzen. Jetzt, Ende Februars 1428, trat die schöne, wohlgebildete sechszehn bis siebenzehnjährige Jungfrau auf. Eine mäßige Stirn, große hellbraune Augen, sanfte Schwermuth im Blick, leicht geschwungene Brauen, verhältnißmäßige schmale Nase, ein kleiner Mund mit feinen rothen Lippen, stark bezeichnetem Untertheil und spitzem Kinn, um den weißen wohlgebauten Nacken das reiche kastanienbraune Haar über die Schultern herabwallend, Offenheit, jungfräuliche Unschuld und Engelreine mit sanfter Schwärmerei, sanfter einschmeichelnder Rede gepaart — so trat sie, von Johann von Metz und Bertrand aufgeführt, vor die Räthe und Hofleute. Kurz war ihr Bescheid auf alle, auch prüfende, Fragen; Orleans Rettung, des Königs Krönung ihr Geschäft. Sie ward im Schloß Couldray beherbergt. Alle Prüfungen fielen für sie bewährend aus. Am 27. endlich, drei Tage nach ihrer Ankunft, ward ihr Gehör gewährt. Auf dem Gange nach Hof verkündete sie einem frevelgelüstigen Reiter den nahen Tod. Eine Stunde darauf ertrank er.

Trotz manchem Schwanken ward sie vorgelassen. Sie versuchend trat Carl bei Seite. Es war nach der Tafel, schon etwas spät. Funfzig

Kerzen brannten; mehrere, prächtiger selbst, als der König, gekleidete Herrn, über dreihundert Ritter im Saal umher. Graf Vendome führte sie vor. Mit bescheidenem Anstand trat sie den sicher herausgefundenen König an: „Gott segne Euch, edler König!" — „Ich bin nicht König" sagte Carl; „dieser da." — „Um Gott! mein edler Fürst, Ihr seid es und kein andrer." Darauf gab sie ihm Kunde ihrer Sendung, und als er sie bei Seite gezogen, sprach sie: „Ich sage Dir in meines Herrn Namen, du bist Frankreichs wahrer Erbe und Königssohn, und er sendet mich zu dir, dich nach Rheims zu führen, damit du dort Krone und Weihe erhaltest, so du willst." Auch offenbarte sie ihm ein Gebet, das nur er, der Beter und Gott kannte. Der König glaubte an ihre Macht; aber von wannen sie ihr geworden, das schien noch der Prüfung bedürftig. Sie ward Wilhelm Bellier, dem Haushofmeister übergeben.

Das Gerücht hatte Johann Herzog von Alençon herbei gezogen. Er fand sie beim König, und als sie erfuhr, wer er sei, hieß sie ihn willkommen und sagte: „je mehr Prinzen königlichen Geblüts, desto besser!" Tags darauf, nach gehaltener Messe, ging der König mit ihr, dem Her-

zog und la Tremouille auf sein Zimmer. Da verlangte sie, daß der König sein Reich dem Himmelskönige darbringe, der es ihm, wie seinen Vorgängern, wie ursprünglich wieder geben werde. In jedem Vorkommniß, wo es ihren Beruf galt, nahm sie sich überaus würdig, wiewohl sie im übrigen ganz das einfache Hirtenmädchen war. Unter andern Prüfungen ward sie auch nach Poitiers, in das Französische Parlament gebracht. Hier waren im Hause einer Frau La Macée Rechtsgelehrte und Gottesgelehrte versammelt, sie zu vernehmen. Sie gingen in ihre Wohnung. Johanna setzte sich zu ihnen und that ihnen auf alle Fragen wundersamen Bescheid mit ungemeiner Gegenwart des Geistes. Als man besonders Zeichen und Wunder verlangte, sagte sie: „bei meinem Gott, nicht um Zeichen und Wunder zu thun, bin ich nach Poitiers gekommen. Führt mich aber nach Orleans; dort sollt ihr sehen, weßhalb ich gekommen.“ Dann verkündete sie, daß die Engländer geschlagen und die Belagerung von Orleans aufgehoben, der König in Rheims geweiht, Paris dem König wieder würde unterworfen werden und der Herzog von Orléans aus England zurückkehren werde. So bestand sie in allen Proben, und ward selbst als reine Jungfrau erfunden. Ueber den allen waren zu großer Trauer Johan-

nens drei Wochen verflossen. Endlich ward der Herzog von Alençon nach Blois gesendet, dort Zufuhr bereit zu halten, welche Johanna unter Anführung des Ritters von Aulon nach Orléans bringen sollte. Sie selbst mußte zu Tours warten bis alles fertig war, bekam aber von Carl einen Stab, wie er einem Heerführer gegeben zu werden pflegte: Johann von Aulon als Schildträger, Imigot als Edelknabe, Guienne und Ambleville als Herolde, einen Haushofmeister und zwei Diener. Ihr Capellan ward, durch verlangte Empfehlung ihrer Mutter, Johann Pasquerel. Auch erhielt sie vom König eine eigene Rüstung und das auf ihre Angabe in der Katharinenkirche zu Fierbois hinter dem Altar ausgegrabene, an fünf eingegrabenen Kreuzen kenntliche Schwert; von den Geistlichen daselbst eine rothsamtne Scheite mit Lilien, die sie aber mit einer ledernen vertauschte. Auch eine Fahne verlangte sie, im weißen mit Lilien durchstickten Felde den Erlöser auf seinem Richtstuhl in den Wolken, die Weltkugel in der Hand, um ihn anbetende Engel, darunter einen mit einer Lilie, die Gott segnete, die Umschrift Jesus Maria.

Ehe sie noch vom König schied, sagte sie ihm, was sich auch ganz genau (am 6. Mai) bestätigte,

sie werde vor Orleans verwundet werden, darum aber nicht unthätig bleiben. Unterdessen hatte der Herzog von Alençon alles zur Einführung der Lebensmittel vorbereitet, nur fehlte es an Geld für diese und das Geleite. Der König schaffte es herbei. Jetzt reisete Johanna von Tours nach Blois, mit ihr der Erzbischof von Rheims, Kanzler von Frankreich, Herr von Gaucourt, Obristhofmeister des Königs und Johann Pasquerel als Beichtvater. Bald kamen auch die befehligten Marschälle Rayz und Sainte Sévere von Boussac und Lahire an. Zwei bis drei Tage verweilte sie zu Blois. Eine Anzahl Priester mußte auf ihr Verlangen mit einer eigends bestimmten Fahne sie in das Feld begleiten, und dort Morgens und Abends der heiligen Jungfrau Lobgesänge singen, wobei sie selbst andächtig mitsang und betete. Von ihren Kriegern forderte sie ebenfalls Frömmigkeit und Andacht. Auch traf Florent von Illiers, Feldhauptmann von Châteaudun, mit einer Schaar Edler ein, und verkündete denen von Orleans die Ankunft der Jungfrau am 28. Apr. 1429. Acht bis zehn Tage zuvor hatten die Engländer die Kirche St. Jean le Blanc am linken Flußufer, oberhalb der Tournellen, befestigt, und so die Schanze und Festungs-

kette um die Stadt geschlossen. Laufgräben zogen sich von einem Wall zum andern. Furchtbar umdrängt war Orleans. Da sendete Johanna den Engländischen Heerführern vor Orleans durch einen Herold folgenden Brief.

† Jesus Maria. †

König von England, und du, Herzog von Bedford, der sich Regent von Frankreich nennt, du, Wilhelm von Pole, Graf Suffolk, Johann von Talbot, und du, Thomas, Herr von Scales, der sich Stellvertreter besagten Herzogs von Bedford nennt, thut Rechenschaft dem König des Himmels; gebt der Jungfrau von Gott, dem König des Himmels, gesendet, die Schlüssel aller guten Städte heraus, so ihr in Frankreich genommen und beraubt habt. Sie ist mit Gott hier angekommen, das königliche Blut wieder zu fordern. Sie ist ganz bereit, Frieden zu machen, wenn ihr derselben Recht thut, Frankreich herausgebt, und was ihr genommen, bezahlt. Und ihr, Bogener, Kriegsgefährten, so edle als andere, die ihr vor Orleans liegt, geht mit Gott heim; und thut ihr nicht also, so wartet auf Kunde von der Jungfrau, die euch in kurzem sehen wird, zu eurem großen Schaden. König von England, wo-

fern du nicht also thust, so bin ich Kriegshauptmann, und wo ich deine Leute in Frankreich treffen werde, werde ich sie fortgehen heißen, sie mögen wollen, oder nicht. Und wollen sie nicht gehorchen, so werde ich sie tödten lassen. Ich bin von Gott dem König des Himmels, hieher gesendet, euch aus Frankreich zu jagen. Wollen sie gehorchen, so werde ich sie begnadigen. Und wähnet nur nicht, daß ihr das Reich Gottes, des Himmelsköniges, und Sohnes der heiligen Maria behalten werdet; mein König Carl wird es bekommen der wahre Erbe; denn so will es Gott der König des Himmels und hat sich durch die Jungfrau offenbart. Er wird in Paris in guter Begleitung einziehen. Wollt ihr der Kunde von Gott und der Jungfrau nicht glauben, so werden wir, wo wir euch finden, darein schlagen und eine Niederlage liefern, wie sie seit tausend Jahren in Frankreich nicht so groß gewesen. Und glaubet gewiß, der König des Himmels wird der Jungfrau mehr Macht senden, als ihr derselben und ihren Kriegern von allen Sturmplätzen nicht entgegen führen könnt, und dann wird sich zeigen, wer mehr Recht hat, als der Gott des Himmels. Dich nun, Herzog von Bedford, bittet und ersucht die Jungfrau, daß du mich nicht zur Vernichtung

aufforderst. Thust du ihr Begehr, so kannst du auch in ihren Verein kommen, wo die Franzosen das Schönste thun werden, was je für die Christenheit geschehen. Und antworte, wenn du Frieden machen willst, in die Stadt Orleans. Willst du nicht also, so bedenke deinen großen Schaden. Geschrieben am Sonnabend in der heiligen Woche (26 März 1428.)

Der Orleansentsatz.

Am 27. Apr. 1429, als alles bereit war, brach Johanna mit den Marschällen Ste. Sevère und Rayz, dem Admiral von Culan, Hr. von Gaucourt, Ambroise de Lore, La Hire und anderen nach Orleans auf. Sie wollte über Beauce, um da einzuziehen, wo die Belagerer ihre stärkste Macht hatten. Kühn und gefährlich schien dieß Wagniß, und doch hatte der König befohlen, der Jungfrau in allem zu gehorchen. Also ward nur ihre Unkunde des Landes der Ausweg. Man ging über die Sologne. Alles blühte umher in diesem Garten Frankreichs. Voran zogen, auf Johannens Befehl, die Priester, mit Veni creator spiritus und andern heiligen Gesängen. Ueberall war Johanna, zur Frömmigkeit ermahnend, selbst vorleuchtend. Am dritten

Tage kamen sie in die Gegend um Orleans. Nun erst erkannte sie aus dem Lauf der Loire, daß man sie getäuscht. Doch ging es weiter durch das Loirethal nach dem Flußufer, etwas oberhalb des Engländischen bei der Kirche St. Jean-le-Blans errichteten Thurms. Wäre man, wie sie wollte, bei Blois über die Loire am rechten Ufer zwischen dem Thurm von St. Laurent und dem Londner gegangen, so hätte man mancherlei Schwierigkeiten vermieden. Einmal aber jenen Weg gewählt, rieth Johanna jenen Thurm zu stürmen. Auch das wagte man nicht. Unterdeß landete Dunois. Ihm sagte sie, „Gottes Rath sei der sicherste, seine Hülfe, die sie bringe, die beste.“ Nach gehaltenem Rath ging man wieder an der Loire zurück bis dem Dorf Checy gegenüber zwei Wegstunden östlich von Orleans, wo Dunois eine kleine Besatzung hatte. Auch hier widrige Winde. Aber Johanna verkündete kaum, daß sie sich schlagen würden, als es auch schon geschah. Da landete Dunois schnell, vorüber dem Hafen bei der Kirche St. Loup, den die Engländischen inne hatten, Checy gegenüber. Von hier brach er mit Johanna und den übrigen Heerführern Abends halb sieben Uhr zu Lande nach dem morgendlichen Thore von Orleans auf. Um acht Uhr stand

die Jungfrau am Thor, völlig gerüstet auf einem weißen Pferd, vor ihr her die weiße Fahne, ihr zur linken der Bastart von Orleans, hinter ihr Gefolge, ihr entgegen Krieger, Bürger und Bürgerinnen aus Orleans mit Fackeln, alle fröhlich, als ob ein Engel käme. Sie ward beim Schatzmeister des Herzogs von Orleans, Jacques Boucher, beherbergt. Ganz bewaffnet, ohne abzusteigen, zu essen und zu trinken war sie den Tag über zu Pferde gewesen. Von dem ganzen ihr bereiteten Abendessen nahm sie nur etwas Wein und Wasser in einer silbernen Schale mit fünf bis sechs Brodschnitten. Darauf legte sie sich schlafen mit Frau und Tochter.

Tages darauf stimmte sie für Sturm, wards aber überstimmt, weil man erst den Anzug des Heeres abwarten wollte. Florent d'Illiers und La Hire theilten ihre Ungeduld und wagten mit ihren Leuten und einigen Bürgern einen Ausfall. Er glückte nicht ganz. Nun sendete Johanna zwei Waffenherolde Ambleville und Guienne an Talbot, Suffolk und Scales mit einem Brief, desselben Inhalts, wie der erste. Erzürnt behielt man Guienne zurück. Als Johanna dieß erfuhr, sagte sie zum Herold: „jetzt kehre wieder zurück und zweifle nicht,

du wirst deinen Gefährten wieder mitbringen. Sag Talbot, wenn er sich rüste, werde auch ich mich rüsten; er solle sich vor der Stadt einfinden, und, wenn er mich fangen könne, mich verbrennen lassen; wenn ich ihn aber schlage, die Belagerung aufheben und heimziehen." Dunois ließ sogleich mehrere Engländische Herolde festhalten.

Gegenüber der Engländischen Schanze war eine Französische, Belle-Croix genannt, so nahe, daß man mit einander sprechen konnte. Dort forderte Johanna gegen Abend die Engländer heraus. Neugier zog alles herbei; sie aber befahl ihnen im Namen Gottes, abzuziehen. Doch Glacides und seine Rotte höhnten und schmähten sie; besonders der Bastart von Granville. Ihm kündete sie an, daß sie dort bald von dannen müßten, und zog sich rasch in die Stadt zurück. Es schien, als wäre der Geist von den Engländischen von nun an gewichen. Denn als Tags darauf Dunois, d'Aulon und andere des Heeres Ankunft beschleunigten und die Jungfrau mit La Hire und einigen Leuten sie zu decken, zwischen der Stadt und St. Laurent hielt, wagten die Engländer sich nicht heraus. Auch hier bei Croix Morin ermahnte sie wieder zum Abzug; doch vergebens.

Unterdeß war sie nicht müßig. Am 2. Mai ritt sie aus, umdrängt von Bürgern, die sie, ihrer keuschen und frommen Sitte wegen, herzlich liebten, die Werke der Engländer zu besehen. Am 3. zog endlich das Heer wieder von Blois ab, am rechten Flußufer hinauf, und rückte am 4. schleunig an die Stadt heran. Sobald man es von den Thürmen im Anzug sah, bestieg Johanna das Pferd, es nebst den Lebensmitteln, welche es für Orleans mitbrachte, zu schützen. Kein Englandischer wagte sich heraus; ein unbesiegbares Staunen, eine Grabesstille herrschte im Heere, als ob alle fest gezaubert wären. Da rückte das Heer unter lautem Jubel der Bürger ein und Johanna beruhigte sie, daß binnen fünf Tagen kein Engländer vor den Mauern mehr seyn werde.

Nach Tisch meldete Dunois, daß Fastolf mit einem Verstärkungsheer bereits in Jenville stehe. „Bastart," rief sie, um nicht aufs neue hintergangen oder durchkreuzt zu werden, „Bastart, im Namen Gottes befehl ich dir, mir Fastolfs Ankunft sogleich zu melden; denn zieht er heran, ohne daß ichs weiß, so laß ich dir das Haupt vor die Füße legen. „Ihr fester entschiedener Ton bei diesen Worten verfehlte seine

Wirkung nicht. Als aber sie selbst wie Dunois kaum sich ein wenig zu Ruh gelegt, sprang sie plötzlich auf, wie von Stimmen geweckt, rief nach ihrer Rüstung, stürzte halb bewehrt die Treppe hinab, befahl ihrem Edelknaben zu satteln und ließ sich nun erst vollends rüsten. Mittlerweile entstand großer Lärm, daß die Feinde die Franzosen sehr schädigten. Da stürmte sie, ohne zu warten, hinab; kaum daß sie die vergessene Fahne nachzubringen befahl, bestieg sie das Pferd und sprengte, daß die Funken stoben, nach dem Burgunder Thor. Erst dort, wo der Gedrang der fliehenden Franzosen sie hemmte, holte d'Aulon und ihr vierzehnjähriger Knappe sie ein. Ohne ihren, oder Dunois Befehl hatten einige Heerführer einen wilden und tapfern Sturm auf St. Loup gewagt, der aber so unglücklich ausgefallen war, daß ihr schon viele Verwundete begegneten. Sie nun rasch durch die Flüchtigen, mit der Fahne gerad auf den Thurm. Dunois stieß zu ihr. Sie befahl nochmals zu stürmen. Die Engländer vertheidigten sich drei Stunden tapferlichst. Zürnend über die Kühnheit der Franzosen sendete Talbot aus dem Pariser und andern Thürmen in der Nähe eine große Menge Zuzug. Unterdeß lärmten in Orleans die Sturmglocken; Saint, Sévère, Graville,

Coulonges und andere, im Ganzen 600 Mann ruckten in Ordnung heran, die Engländer erwartend. Diese aber flohen, erschreckt von der Führerin und ihrer Menge nach dem Thurm. Er ward genommen, und was sich nicht ergab, niedergehauen, 114 Todte, 40 Gefangene, 200 Flüchtige waren der Erfolg. Einige vertheidigten sich noch aus dem Glockenstuhle der Kirche; als sie sich aber nicht länger halten konnten, legten sie Priesterkleider an, die sie vorfanden, um so zu entgehen. So wurden sie vor die Jungfrau gebracht, welche sie schützte. Als sie das Schlachtfeld und die Menge der erschlagenen Engländer sah, weinte sie bitterlich, daß sie ohne Beichte gestorben wären und ließ Beichte und Dankfest allen Kriegern anbefehlen. Die Franzosen brannten alles nieder, und Johanna zog mit den Heerführern wieder in Orleans ein.

Am folgenden Tage — es war Himmelfahrt, 5. Mai — ward großer Kriegsrath beim Kanzler gehalten. Johanna war bei der Frau des Kanzlers, und wurde herbeigerufen. Als man ihr den Entwurf nur zur Hälfte entdeckte, daß man nämlich den großen Thurm bei Beause stürmen wolle, fragte sie nach dem übrigen, was man

ihr verschwiegen, auf der andern Seite gegen die Sologne zu ziehen, wenn diese jenen zu Hülfe zögen. Sie verwarf diesen Anschlag nicht, ließ aber sogleich einen Befehl an das Heer ergehen, daß keiner ungebeichtet zu stürmen wagen sollte, und daß man alle loose Dirnen entfernte. Noch ließ sie desselben Tages zum drittenmal ihre Aufforderung durch einen Pfeil in das Engländische Lager schießen, nur mit dem Zusatz: „zum dritten und letztenmale schreib ich euch, fortan nicht mehr. Unterz. Ihs Maria Jungfrau Johanna. Ich würde euch meine Briefe auf anständigere Weise senden; aber ihr haltet meine Herolde zurück, meinen Guienne. Sendet mir ihn zurück, so sende ich euch dafür einige Gefangene; denn nicht alle sind todt." Dunois glaubte diese Forderung mit angedrohter Ermordung aller gefangenen Engländer, selbst der Herolde schärfen zu müssen. Doch Niemand wagte der Ueberbringer zu seyn. Da sagte die Jungfrau zu Ambleville, „er solle gehen, ihm werde nichts widerfahren, er werde aber seinen Freund gesund und wohl zurück bringen." Es geschah, obgleich mit schimpflichen Drohungen gegen die Jungfrau.

Am 6. früh beichtete sie bei Pasquerel und hörte die Messe. Alles war schon Abends

zuvor zum Sturm des Thurms St. Jean=le=Blanc bereitet, welches für die Franzosen ein wichtiger Posten war. Mit 4000 Mann zog sie aus. In Kähnen setzte man über die Loire und sammelte sich verabredetermaßen auf der kleinen Insel, St. Jean=le=Blanc gegenüber. Als Glacides dieß sah, ließ er St. Jean=le=Blanc abbrennen, und seine Leute mit Geschütz sich in die Augustinerbastei und die Tournellen werfen. Schon wollten die Französischen Anführer wieder abziehen, als sie vor der Augustinerbastei mit einer kleinen Schaar ihre Fahne aufpflanzte. Vor der zuziehenden Menge Feinde mußte sie jedoch weichen, und auf die Insel zurück. Hier aber sprang sie, das Pferd am Zaum, in einen Nachen, La Hire mit ihr und ließ sich an das Ufer setzen. Das Roß besteigend rief sie: „im Namen des Herrn, rennen wir dreist die Engländer an!" Somit legten sie die Lanzen ein und rennten so furchtbar gegen die Feinde an, daß diese erschrocken flohen. Nun stürmten die frühen Flüchtigen ihres Gefolgs der Jungfrau nach und der Feind ward in seine Wehren getrieben mit starkem Verluste. Da saß sie nun auf dem Wall vor der Augustinerbastei, ihre Fahne aufgepflanzt. Um sie sammelten sich immer mehr Franzosen. Auch

Glacides ermuthigte die seinen. Der Kampf war blutig. D'Auton und Alfonso de Partada drangen zuerst in die Verpfählung, eine Menge Krieger ihnen nach. Mitten im Kampf war Johanna gewandt, heldisch begeistert und furchtlos, wiewahl am Fuß verwundet. Endlich siegten die Franzosen in Gewaltandrang, nahmen die Bastei und metzelten die Vertheidiger zumeist nieder. Vielen vorgefundenen Gefangenen meist Hirten und Landleuten war die Jungfrau ein Rettungsengel. Um nicht etwa die Krieger durch Beutelust am Ende selbst Beute werden zu lassen, wurde das Werk niedergebrannt.

Vor Schlafengehen, nachdem man ihr einen gefaßten Kriegsrath mitgetheilt, bemerkte sie, daß auch sie im Rathe gewesen und den Rath des Herrn bestehen werde. Ihrem Beichtvater befahl sie, morgen mit Tagsanbruch aufzustehen und immer um sie zu bleiben, denn es werde ein heißer Tag seyn, und sie über der Brust vor dem Thurm verwundet werden. Hierauf legte sie sich schlafen. In der Nacht brannten die Engländer alles bis auf die Bollwerke und Schlösser der Tournellen ab.

Am 7. früh schickte die Heldin sich an, gegen den Entschluß der Führer aber mit Einstimmung

der Bürger zum Sturm der Tournellen zu führen. Ohne sich durch (vielleicht listige) Einladung zu einer eben gefangenen Else abhalten zu lassen, ritt sie nach dem Burgunder Thor; ihr strömten mehrere Krieger und Bürger nach. Gaucourt wehrte ihr den Ausgang. Sie aber befahl die Thore zu öffnen. Gaucourt mit seinen Leuten konnte es nicht wehren. Nun ging es mit Sonnenaufgang ohne Hinderniß über die Loire. Drüben suchte sie die vor den Tournellen zurückgebliebenen Heerführer auf. Es ward Sturm der Hauptschanze, welche durch ein oder zwei Brückenbogen von der Festung selbst getrennt war, und sie nach der Sologne hin deckte, beschlossen. Um 10 Uhr begann das Unternehmen. Von beiden Seiten Donner des Geschützes, Blitz auf Blitz, Rauchwolken! Man versucht die Werke zu ersteigen, und wird handgemein. Trotz beiderseitiger Tapferkeit blieb der Sieg unentschieden bis 1 Uhr. Die Jungfrau leitet furchtlos und gewandt zu Aller Staunen den Sturm in allen einzelnen Momenten. Jetzt schnell stürzt sie sich in den Graben, ergreift, die Erste, eine Leiter und legt sie an. Ein Pfeil schwirrt und fliegt ihr zwischen Hals und Schulter, sie sinkt fast bewußtlos. Um sie sammeln sich kühnergewordene Engländer; aber

sie erhebt sich halb und vertheidigt sich gewandt und muthig, bis Johann von Gamache sie heraus-haut und rettet. Halbtodt wird sie, wider ihren Willen, vom Schlachtfelde getragen und ins Gras gelegt. Um sie blieben Dunois, Pasquerel und andere. Die Wunde war tief, sie selbst besorgt. Auf einmal ermannt sie sich mit Kraft von oben, reißt den Pfeil aus der Wunde, welche sie durchaus nicht besprochen, sondern verbunden wissen will. Nachdem es geschehen, bedeutet sie die Menge, sich zu entfernen und beichtet unter vielen frommen heißen Thränen.

Die Schaaren waren muthlos geworden, Dunois ließ zum Rückzug blasen. Sie aber tröstete und ermuthigte: „mit meinem Gott werdet ihr bald hineinkommen. Wenn ihr meine Fahne nach dem Thurm hinwehen seht, so nehmt eure Waffen wieder; er wird euer. Jetzt ruht und esset ein wenig!" Darauf bestieg sie, alle Schmerzen und Mühsale vergessen, ihr Roß und betete abseits in einem Weinberg. „Gebt Acht," sagte sie zu einem Edelmann, der ihr gefolgt war, „wenn meiner Fahne Saum den Wall berührt!" „Der Saum berührt ihn" rief gleich darauf der Edelmann. So ist alles euer," die Jungfrau; „zieht

ein!" So sprengt sie zum Sturm mahnend nach dem Wall. Entflammt stürmten die Krieger; ihnen gesellten sich die ruhmgierigen Schaaren aus Orleans, die sich am Wall Belle-Croix sammelten. Abgebrochene Bogen hemmten; da schleifte man Balken herbei, wählte den längsten unter den zu kurzen, ein Zimmermann verlängt, stützt ihn so gut es geht. Nicolas von Giresme geht zuerst über den schmalen, schwanken Balken von Pfeilen umschwirrt. Unerschrocken kommt er zum Wall, ersteigt ihn, den blinkenden Degen in der Hand. Ihm nachstürzen mehrere, und der nördliche Wall der Tournellen fällt im Augenblick, wo der südliche der Jungfrau fällt. Schrecken überwältigt die Belagerten, als ob Orleans Schutzherrn und der Erzengel Michael selbst den Kampf theilten. „Ergieb dich, Olasdas, dem König des Himmels. Du nanntest mich H — deine Seele dauert mich" rief die Jungfrau. Er aber will mit den Seinen über den Balken entfliehen, der, beschossen, bricht, versinkt und alle in den Wogen begräbt. Nach erobertem Wall konnte sich der Thurm nicht halten. Alles ward niedergehauen oder in den Fluß getrieben, nur einige Gefangene wurden begnadigt. Die Schanzen St. Loup, Augustins und die Tournellen kosteten den Engländern sieben

bis achttausend Menschen an Todten und Gefangenen.

Wie sie vorher gesagt, über die Brücke zog die siegreiche Heldin in Orleans ein, begleitet von Dunois, umjauchzt von der Menge. Auf ihrem Befehl ertönten alle Glocken, die Einwohner eilten dankend nach den Kirchen, Herr Gott dich loben wir, ward angestimmt. Daheim ward Johanna aufs neue verbunden.

Nachts hielten die Engländischen Kriegsrath. Früh am 8. vor Sonnenaufgang stellten Talbot und Scales ihre Schaaren in Schlachtordnung. Leicht bewehrt eilt die Jungfrau mit andern Heerführern hinaus, ordnet die Schaaren, verbietet ihnen aber, anzugreifen, weil sie abzuziehen bereit seien. Jetzt läßt sie einen Tisch herbeischaffen, bekleidet ihn wie einen Altar, wirft sich vor ihm nieder, mit ihr das Heer und die Bürger. Zwei Messen werden gelesen, und nicht im mindesten von den Engländern gestört. Diese zogen gen Meun und Baugenci, wie Jargeau. Wie gern die Franzosen sie auch verfolgt hätten, Johanna verbot es um des Sonntags willen.

So war denn, wie sie es versprochen, in fünf Tagen nach Aussage der sachverständigen Heer-

führer auf wunderbare Weise die kriegskünstliche Belagerung von Orleans aufgehoben und der 8. Mai ward ein, nur in den Jahren der Unordnung unterbrochenes, aber alljährliches Dank- und Freudenfest der Stadt.

Die PataySchlacht.

Montags am 9. Mai verließ Johanna Orleans von Thränen und Glückwünschen der Menge begleitet, nachdem sie ihren freundlichen Wirthsleuten den atlassenen Tressenhut, den sie, wenn sie nicht gerüstet war, trug, zum Andenken zurückgelassen. Ihr erstes Geschäft, die Aufhebung der Belagerung von Orleans, war gethan. Sie eilte zum König. Noch an diesem Tage traf sie zu Blois ein. Auf dem Schloß Loches ward sie ehrenvoll empfangen. Dennoch hatte das unvermuthete Glück den König gleichsam betäubt und befangen und zu eignem Nachtheil konnte er, troß der Warnung der Jungfrau, „daß sie nur Ein Jahr ausdauern werde, daß man dieß also wohl nützen müsse," zu keinem Entschluß kommen. Demnach unterbrach sie einst eine Berathung mit Christoph von Harcourt Bischof von Castres, mit der anständigen Mahnung, „daß er doch ja

nicht länger Rath pflege, sondern sich in Rheims krönen lasse."

Dieß schien mehrern Prinzen von Geblüt weit minder räthlich, als die Normandie zu erobern. Standpersönliche und Ortsverhältnisse machten das Letztere annehmbarer, wenigstens im Sinne der gewöhnlichen Politik, obwohl diese gerade zu Schanden gemacht werden sollte. Darum bestand Johanna auf ihrem Rath; wäre der König, mitten unter der umringenden Engländischen und Burgundischen Heeresmacht, gekrönt, so werde seiner Feinde Macht mehr und mehr sinken. Endlich fügte man sich. Nur von der Loire ober- und unterhalb Orleans müßten die Engländer, nach Carls Meinung, erst verjagt werden.

Der Ruf der gottgesandten Jungfrau wuchs von Tage zu Tage und beinahe abgöttisch ward sie verehrt. Die Rüstung zum neuen Feldzug ging rasch; allerwärts strömten Schaaren herbei, darunter auch am 1. Jun. Johannens Bruder. Als alles bereit war, wählte der König Herzog von Alençon, Johann II. zum Feldhauptmann. „Fürchtet nichts," sagte Johanna zu seiner besorgten Gemahlin Maria; „ich bringe ihn euch munter und gesund zurück, besser noch als jetzt." Zu

Romorentin fand man das Heer versammelt und nun ging es auf Jargean, oder Jargueau, welches die Engländer inne hatten und wo man am 9. Jun. eintraf. Hier übernachteten sie in einem Walde. Früh stießen noch Dunois und Florent dazu. Eine gehaltene Heerschau zeigte, daß 3600 Mann auf dem Platz waren. Die von Suffolk befehligten Engländer waren stärker. Es gab also Bedenklichkeiten. Aber Johanna sprach: „fürchtet keine Menge, und steht nicht an, diese Engländer anzugreifen; denn Gott führt eure Sache. Wüßte ich das nicht gewiß, lieber wollte ich Schafe hüten, als mich so vielen Widersprüchen und Gefahren aussetzen." Dieß wirkte und der Zug ging zuvörderst nach Orleans; von dort, bis zu 4 — 5000 verstärkt, durch das Loire Thal.

Den beschlossenen Ueberfall vereitelte jedoch Suffolk durch einen unvermutheten, nur schwach bestandenenen Angriff. Den Engländern schwillt der Muth. Da stürzt Johanna, die Fahne ergriffen, mitten ins Gedränge, ermuthigt die Erschrocknen, sammelt alles um sich her und mit kräftigem Anprall werden die Engländer in die Stadt zurückgeworfen, und müssen den Franzosen die Vorstädte überlassen. Am 12. früh begann

die Beschießung der Stadt. Diese besetzte Suffolk mit seinen Brüdern Johann und Alexander Pole, alle bereit, mit erprobten in Heinrichs V. Schule gebildeten Kriegern, sich unter den Trümmern zu begraben. Mit ihnen stritten auch die aus der Nachbarstadt Sully. Das Feuer des Geschützes war kräftig, aber in wenig Stunden war die Stadt ganz in Flammen. Dem Herzog rettete die Jungfrau das Leben. Sie zog ihn von einer Stelle, worauf sie ein Stück gerichtet sah, und wo sogleich ein Anderer, der dahin trat, fiel.

Auf einmal läuft das Gerücht, Fastolf sei mit Lebensmitteln, Geschütz und 2000 Mann im Anzug zum Entsatz. Nur die Jungfrau beschwört den Schreck und bis in die tiefste Nacht dauert das Schießen. Mit Tagesanbruch stürzt krachend der stärkste Thurm ein und die aufgehende Sonne beleuchtet die grausige Bühne. Dennoch ergaben sich auch an diesem Tage die Engländer noch nicht. Am dritten verlangt Suffolk einen vierzehntägigen Waffenstillstand — Umsonst! Abziehen sollen sie, sagt die Jungfrau. Die Trompeten schallen. „Vorwärts, mein edler Herzog!" ruft sie. „Unbesorgt! die rechte Stunde ist, wenn Gott will und selbst handelt. Nur zu! hab ich nicht deiner

Gemahlin versprochen, dich wohlbehalten zurück zu bringen?" Der Sturm beginnt, wundersam und furchtbar, die Graben füllen sich mit zerschmetterten Leitern, Mauertrümmern, Waffen, Leichen. Vier Stunden dauerte er, 500 Engländer waren gefallen. Umsonst will Suffolk mit dem Herzog sprechen. Johanna springt in den Graben, wo das Gedräng am dichtesten ist, und ersteigt mit der Fahne in der Hand die Leiter. Ein Stein- und Kugelregen strömt auf sie herab; ein Stein zerschellt an ihrer Sturmhaube, aber sie sinkt in die Knie am Wall nieder. Schon hallt Siegsruf auf den Mauern, unten Schreckensschrei. Da erhebt sie sich plötzlich nur furchtbarer: „Hinauf, Freunde! Muth! Unser Herr hat die Engländer verdammt. Jetzt sind sie all unser." Die Franzosen dringen ein. Gewirr und Gemetzel in Häusern, auf den Straßen, an 1100 Engländer fallen. Suffolk und seine Brüder ziehen sich mit den übriggebliebenen nach der Brücke, welche die Stadt mit dem rechten Loireufer verbindet. Sie fechten tapfer. Suffolk selbst sollte sich einem Edelmanne, Wilh. Renault, ergeben. „Bist du Edelmann?" fragte er ihn. „Ja." — „Bist du Ritter?" — „Noch nicht." Da schlägt er ihn, nach dem Brauch, zum Ritter, und ergiebt

sich. Auch Johann Pôle ward gefangen. Der tapfere Widerstand erbitterte die Franzosen und nur Johanna entriß Suffolk und seine Brüder ihrer Wuth.

Nachts kam sie mit dem Herzog von Alençon zu Orleans an, und meldete von hier aus dem König die Einnahme von Jargeau. Hier sammelte sich das Verstärkungsheer und brach schon am 15. sechs bis siebentausend Mann stark, nach Baugenci auf. Um diese Stadt östlich und nördlich zu belagern, mußte man die gutbewehrte Meunbrücke haben. Sie ward trotz der tapfern Gegenwehr mit Sturm genommen. Als Talbot davon Nachricht bekam, beschied er die Besatzung von Forté-Hubert zu sich nach Baugenci, übergab Guichard den Befehl, und zog Fastolf bis Jenville entgegen.

Unterdessen stürmten die Franzosen am 16. von Beauce aus Beaugenci und nahmen es leicht. Fast aber hätte des ehrgeizigen Conetables von Frankreich, Richemonts unzeitige, auf Verdunkelung der Jungfrau berechnete Ankunft, gegen den, ihm freilich in falschem Lichte vorgestellten Willen des Königs, eine böse Wendung herbeigeführt. Am 17. zog Talbot heran. Der Herzog

von Alençon blieb auf Zureden der Jungfrau, wiewohl er, Richemonts wegen abziehen wollte. Richemont ward in Pflicht genommen und sollte von der Sologne aus von dem Brückenkopf bei Baugenci den Angriff leiten. In der Nacht capitulirte der Commandant Richard Guétin, zog Morgens ab und die Franzosen in Baugenci ein.

Kurz darauf meldete ein Bote von La Hire, daß die Engländer heranzögen. „Schön,“ rief Johanna, als sie das hörte, „mein Herr Conetabele! Zwar kommt ihr nicht auf mein Geheiß. Doch weil ihr gekommen, sollt ihr willkommen seyn.“ Eilig ward Schlachtordnung gemacht. Die Jungfrau verkündete leichten Sieg. Talböt, Fästolf, Scales zogen an der Spitze von 4000 Mann zum Entsatz heran. „Schlagt muthig drein! Sie werden nicht lange stehen“ sagte die Heldin. Es wurden Anstalten zum Angriff gemacht; als aber die Engländer dieß sahen, gingen sie nach dem Brückenkopf von Meun; die Jungfrau und die übrigen Herrn nach. Da überall Franzosen waren, mußten sie auch Meun aufgeben und zogen sich nach Jenville.

Johanna rieth, ihnen auch dort frisch entgegen zu treten. „Ihr müßt sie schlagen, bei mei-

nem Gott; und hingen sie in den Wolken, wir bekommen sie, denn dazu hat Gott uns gesendet. Heute feiert unser König einen Sieg, wie nie; alle werden unser.“ Jetzt brach Richemont auf, ihm nach die Jungfrau und alle. Die Vorhut unter La Hire sollte scharmützeln, damit die Engländer nicht einen festen Posten gewännen. Diese stellten sich bei den Cognées, beim Dorfe Patay; ein Flügel ihres Heers lehnte sich an ein festes Kloster. Die Vorhut that mehr, als ihr befohlen war, und schlug sich schon so tapfer, daß Fastolf und die Seinen bereits flohen. Jetzt zog das Hauptheer heran und vollendete die Unordnung der Engländischen. Die Jungfrau that Wunder der Tapferkeit. Wie sehr sich auch Talbot bemühte, die Schlacht wieder herzustellen, er konnte nur seine Niederlage verspäten, und wurde vollständig geschlagen, fast alles erlag. Die Franzosen verloren nur Einen Edelman. Heinrich Branche ward von Beaumanoir gefangen; auch Scales, Tho. Ramston, Hungerford fielen in die Hände der Sieger. Selbst Talbot ergab sich Xaintrailles, oder seinen Bognern. 1200 Todte zählten die Engländischen Herolde auf dem Platze; andere Nachrichten geben den Verlust auf 4 — 5000 an.

So war denn das mächtige vom Grafen Salisbury aus England geführte Heer ganz aufgerieben, Scales, Suffolk, Talbot in den Händen der Franzosen, Salisbury selbst und Glacidas schliefen den ewigen Schlaf.

Die Fliehenden und die Verfolger kamen fast zu gleicher Zeit vor Jenville an. Erstern wurden die Thore versperrt, letztern mit Freuden geöffnet. Die Französischen Anführer blieben diese Nacht auf dem Schlachtfeld. Wie furchtbar die Jungfrau in der Schlacht gewesen war, so mild, zart und menschlich war sie jetzt. Ein Franzose unter andern schlug einen armen Gefangenen so vor den Kopf, daß er zu seinen Füßen den Geist aufgab. Johanna sprang vom Pferde, richtete den Engländer in ihren Armen auf, sandte nach Hülfe, nach einem Beichtvater und tröstete ihn aufs mildeste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den gesellschaftlichen Zustand in Frankreich.

(Nach dem Englischen der Lady Morgan *)

(Fortsetzung.)

Character der Französinnen.

Die Französinnen bedürfen gleich den Kindern eine Folgereihe starker und rascher Empfindungen, wenn sie den Werth ihres Daseins fühlen sollen. Ihre schnelle Empfänglichkeit wechselt ihre Bewegung mit dem Gegenstande derselben, und die Wange auf der in einem Augenblicke ein Lächeln thront, ist vielleicht im folgenden durch Thränen benetzt. Als man jüngst tadelnd bemerkte, einige royalistische Damen hätten der Verurtheilung jener unglücklichen Menschen beigewohnt, denen wegen einer Verschwörung, geeigneter zur Züchtigung durch Einsperrung im Narrenhause, Kopf und

*) Nach dem Werke der Verfasserin: France by Lady Morgan. London 1817, im Auszuge frei bearbeitet.

Hand abgehauen wurden, übernahm ein Franzose vom Stande vor einer sehr gemischten Gesellschaft, der ich beiwohnte, ihre Vertheidigung. „Que voulez Vous?“ sagte er: Les Françaises aiment de pareilles scènes parce quil leur faut toujours de battemens de coeur, et comment faire battre le coeur sans une grande sensation? „Monsieur“ bemerkte eine alte royalistische Dame, „une veritable Française n'aura jamais une grande sensation, que pour son Roi“ — „Quelle delicatesse de pensée“ versetzte jener.

Das Empfindungsvermögen der jetzigen Französinnen beschränkt sich jedoch keinesweges auf den König. Auch der Pabst flößte jene battemens de coeur ein, welche zu ihrem Dasein so nothwendig sind. Die schöne und eben nicht im Rufe der Heiligkeit stehende Madame D * * * * * äußerte sehr dringend den Wunsch, des heiligen Vaters Segen zu empfangen, und da kein weiblicher Fuß sein Zimmer betreten darf, erreichte sie ihren Zweck, indem sie ihm in seinem Garten in den Weg trat. Doch hiemit nicht zufrieden bat sie um Erlaubniß, Sr. Heiligkeit die Hand küssen zu dürfen. Der Französische Begleiter des Pabstes stellte ihr das Unangemessene dieser Bitte vor, allein Madame

D * * * * * war dringend und wollte sich nicht abweisen lassen. „Et la raison de cet empressement?“ fragte der Begleiter. „C'est que cela me donnera un battement de coeur et que je suis si heureuse quand le coeur me bat“ war die naive Antwort.

Ich kannte eine Französische Dame, die mit der hingebendsten Sorgfalt ihrer kranken Freundin am Siechbette wartete, jedem ihrer Wünsche zuvorkam und sich alle Vergnügungen versagte, um die Pflichten der Freundschaft zu erfüllen; und dennoch ließ der Tod der Kranken, den sie wenige Stunden lang heftig beweinte, nach einigen Tagen keine Spur von Traurigkeit bei ihr zurück.

Eine Französin trägt kein Bedenken, zu gestehen, daß das „besoin de sentir“ das erste Bedürfniß ihres Daseins ist. Und es scheint in der That zu den ausgezeichneten Gaben des Französischen Temperaments zu gehören, daß es selbst im Alter jene Kraft, Frische und Erregbarkeit des Gefühls beibehält, welche gewöhnlich auf die frühesten Perioden des menschlichen Daseins beschränkt sind.

Als ich einst das Vergnügen hatte, bei der Mittagstafel meinen Platz neben dem berühmten

Humbold zu erhalten, bemerkte dieser, im Laufe des Gesprächs, er bedaure nichts so sehr, als daß er einige Wochen zu spät nach Paris gekommen sei, um die Bekanntschaft von Rousseau's Madame d'Houdetot zu machen, welche um die Zeit des Einzugs der Alliirten zu Paris gestorben sei, und wie man ihm versichert habe, noch im achtzigsten Jahre die Gefühle und die lebhafte Phantasie, die im Alter von achtzehn Jahren ihren liebenswürdigen Character auszeichneten, beibehalten habe. Der hierbei gegenwärtige Herr Denon, welcher sie kurz vor ihrem Tode gesehen hatte, versicherte, er habe selbst damals noch in ihren Manieren, ihrem Blicke, ihrer Stimme und in ihrer Unterhaltung die Spur alles desjenigen wahrnehmen können, was einst Rousseau'n bezauberte und St. Lambert fesselte. Madame d' Houdetot ist ein glänzender Inbegriff des Characters der Französinnen, wenn gleich ihre innere Vortrefflichkeit durch die Sitten der Tage, in denen sie lebte, verdunkelt wird. Ihre noch jetzt in Paris lebende Schwester, Madame de Briche vereinigt in ihren Sonntags-Assembleen Alles, was Paris an Rang, Talenten und Schönheit Ausgezeichnetes enthält.

Französische Ehen.

Einer meiner royalistischen Freunde gestand mir, daß seit der Revolution die eheliche Liebe in Frankreich weit mehr vorwalte als vorher. Und in der That kommen alle Parteien in dieser Bemerkung überein. Es gehört jetzt zum schlechten Tone, zu den abgenutzten Späßen über Ehemänner, welche ihre eignen Frauen vorzugsweise vor den Gattinnen Anderer begleiten, seine Zuflucht zu nehmen. Wirklich bemerkte ich in allen öffentlichen Gesellschaften, namentlich in den Hofzirkeln bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Berry, daß die Frauen und insbesondre die jungen Frauen allemal von ihren Gatten begleitet waren.

In welchem Grade die Französinnen der Treue und Anhänglichkeit gegen ihre Gatten fähig sind, haben sie nicht nur während der Schrecken der Revolution und im Lauf einer fünfundzwanzigjährigen Auswanderung, sondern auch vor allen Dingen während des politischen Wechsels der Dinge seit der Rückkehr der Bourbonen an den Tag gelegt. Verzweiflungsvolle Frauen, welche man fast wöchentlich in der zur Tuillerien-Capelle füh-

renden Gallerie zu den Füßen des Königs um das Leben ihrer verurtheilten tapfern Ehemänner flehen sah, boten Gemälde ehelicher Anhänglichkeit und tiefer Gefühle dar, die in wenigen Ländern ihres Gleichen finden und in keinem übertroffen werden könnten.

Einige dieser herzzerreißenden Scenen fanden während meines Aufenthalts in Frankreich und selbst während meiner Anwesenheit in der königlichen Capelle Statt; doch hatte ich nicht den Muth, Zeugin derselben zu seyn. Die Herzogin von Angouleme soll sich einer dieser unglücklichen Supplicantinnen, die ihre Hand mit convulsivischer Heftigkeit gefaßt hatte, mit einer solchen Gewalt entrissen haben, daß sie ein Stück ihrer königlichen Draperie zurückließ. Auf diese „Stärke der Seele" Ihrer königl. Hoheit, welche nie irgend einer Schwäche ihres Geschlechts „unterlag," deuten die Ultra's hin, wenn sie bewundernd ausrufen: „Madame a beaucoup de caracterè. Elle joue un grand rôle!"

Die junge und unglückliche Gattin des Obristen La Bedoyere, sterbend vor Kummer um ihn, den ihre Thränen und Bitten nicht zu retten vermochten; — die Kämpfe, das Streben und die

fast männlichen Anstrengungen der Marschallin Ney, werden selbst von ihren Feinden beispiellos genannt. Frau von La Valette hat allgemein den Ruf einer der tugendhaftesten und vortrefflichsten Frauen Frankreichs. Auf das Fehlschlagen ihrer rührenden, an den König gerichteten Bitten um das Leben ihres Gemahls und ihre bereitwillige Aufopferung, ohne die Folgen ihres Unternehmens zu kennen oder zu fürchten, ward in Paris nachstehendes Volkslied gedichtet, — welches für die Stimmung selbst der untern Classen zu characteristisch ist, um es nicht seinem ganzen Inhalte nach, hier mitzutheilen.

Complainte de la Valette.

La Valette est condamné,
Tout le peuple est consterné,
Et tout bas chacun répété;
    La Valette. (bis)
Pauvre la Valette.

Le Roi pour se régaler,
Voulait le faire etranger,
Et chaque Bourbon répète:
    La Valette. (bis)
Peris la Valette.

La femme, pour le sauver,
A leurs pieds court se jetter,

Ils repoussent sa requête,
La Valette. (bis)
Pauvre la Valette.

Le Roi lui dit, en courroux.
Madame, retirez-Vous,
Faut, que justice soit faite.
La Valette. (bis)
Peris la Valette.

Elle va dans sa prison
Lui prèter son cotillon,
Son vitz-schoual, sa cornette,
La Valette. (bis)
Sauve La Valette.

Pour leur remettre l'esprit,
Le bon La Valette prit
De la poudre d'escampette
La Valette. (bis)
Sauve La Valette.

La d'Angouléme en rougit,
Le Comte d'Artois fremit,
Le roi n'a pas sa braie nette.
La Valette. (bis)
Vive La Valette.

Der heldenmüthige Entschluß der Madame Bertrand, freiwillig eine Welt aufzugeben, wo sie noch immer durch die keiner Proscrip-

tion unterworfenen Einwirkung der Schönheit und des feinen Tons zu herrschen fortfuhr, und ihrem rechtschaffnen Gemahl in sein freiwilliges ödes Exil zu folgen, gehört gleichfalls zu den glänzenden Beispielen ehelicher Tugend, denen noch eine große Anzahl anderer beizuzählen wäre, wodurch sich Frauen von minderem Range, aber darum nicht weniger preißwürdig auszeichneten. Und dennoch ist es Sitte neuerer Reisenden und neuerer Reisebeschreiber, gegen die Treue Französischer Frauen zu declamiren, sich ihrer eignen „bonnes fortunes“ zu rühmen:

„Von Reizen schwatzend, die sie niemals sah'n,
Genüße fabelnd, die sie nie gekannt.“

Aber beschränkt in ihren Erfahrungen durch die Schwierigkeit, welche allen Fremden und insbesondere Brittischen Fremden aufstößt, in das Innere der Privatgesellschaften und des häußlichen Lebens in Frankreich Eingang zu finden, haben sie ihre Gemälde von dem gegenwärtigen Zustande der Französischen Gesellschaft und namentlich von den Frauen, von denjenigen Originalen copiert, die sich in den Höfen des Palais Royal oder in den schlechten Novellen aus den

Zeiten Ludwigs XV. ihren Beobachtungen darboten.

Mit Ausnahme einiger wenigen Männer von sehr hohem Range und derer, die durch ministerielle oder andere amtliche Posten mit der Englischen Regierung in Verbindung standen, habe ich nie in irgend einem Cirkel oder in irgend einer Gesellschaft zu Paris auch nur einen einzigen Brittischen Unterthan gefunden. Es würde überflüssig seyn, zu erwähnen, daß Männer, wie Playfair oder Davy, die allen Ländern und Zeitaltern angehören, hievon eine Ausnahme machten. Sie wurden in dem wissenschaftliebenden Frankreich natürlich mit derjenigen Hochschätzung und Verehrung aufgenommen, welche ihr Genie und ihre Verdienste um das menschliche Geschlecht verdienen. Die ächte Einfachheit der Manieren des Professors Playfair war ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Einige Französinnen äußerten gegen mich ihren Unwillen über die ihrer Versicherung nach irrige Behauptung, als ob die Französischen Ehemänner in ihren eignen Familien kein entscheidendes Ansehen geltend machten. „Die Engländer, irren“, sagte die reizende Frau von C***s;

„wenn sie glauben, daß die Franzosen sich nicht auch Gehorsam zu verschaffen wissen. Es giebt ihrer viele, die sich vortrefflich drauf verstehen; doch glaube ich, daß es in Frankreich weniger Mode ist, als in England. Uebrigens muß ich freilich zugeben, daß unsern Ehemännern ein sehr wesentliches Erforderniß zum Glücke mangelt, nämlich die Macht, uns einen Strick um den Hals binden und zu Markte bringen zu dürfen, wenn sie übler Laune sind."

Auf diese in den untern Classen in England herrschende Sitte machen die Franzosen beständig Anspielungen. Nichts stellt unsere eignen Nationalvorurtheile in ein so grelles Licht, als ein solches Zusammenstoßen mit den vorgefaßten Meinungen andrer Nationen. In England werden alle Französischen Ehemänner als: „des Messieurs commodes," in Frankreich die Englischen Ehemänner als: „des brutals" bezeichnet.

Mit Abscheu und Verachtung sprechen die Franzosen von den häufigen Ehescheidungen in England, von ihrer Oeffentlichkeit, welche die Schande der Mutter auf ihre unschuldigen Abkömmlinge zurückwirft; von der unanständigen Schaustellung der Verhöre, wo jede Rücksicht auf Anstand, auf eine brutale Weise verletzt wird und

von den Schadloshaltungen in baarem Gelde, welche der beleidigte Ehemann annimmt. Insbesondre ist es ihnen auffallend, daß Frauen, deren Character mehr als zweideutig ist, in den Englischen Cirkeln in Paris selbst von Personen des höchsten Ranges aufgenommen werden.

„Ihre Ehescheidungen," sagte mir eine Französin, „scheinen im Ganzen nicht aus feinem oder zartem Ehrgefühl zu entspringen, sondern eben so sehr eine Sache der Convenienz zwischen beiden Theilen zu seyn, als vormals die Heirathen unter uns waren." Gesetzliche Ehescheidungen sind in Frankreich selten. Oefters finden förmliche und immerwährende, von beiden Theilen unter der Hand verabredete Trennungen Statt, und wenn die Liebe bei einem der Gatten das Ehrgefühl und die Treue des andern überlebt, so sieht man nicht selten die gewaltsamsten Maßregeln ergreifen, ganz gemäß dem heftigen Character eines Volks, welches häufig raschen Antrieben auf eine Weise folgt, welche ein augenblickliches Nachdenken hemmen würde. Während meines Aufenthalts in Paris brachte ein junger Mann von Stande sich ums Leben, weil er Beweise der Treulosigkeit seiner Gattin erhalten hatte. Einige Wochen später erschoß sich ein andrer auf dem Kirchhofe von Vau-

girard, nicht weil seine Frau treulos war, sondern weil sie, wie er in einem, in seiner Tasche gefundenen Papiere erklärte, gegen seine leidenschaftliche Liebe gefühllos sei.

Ein interessanterer Fall ehelichen Selbstmordes war mir während meiner Reise durch die Normandie erzählt. Hr. C. —, dessen schönen Landsitz ich bei Rouen sah, hatte sich einige Monate vorher auf dem Grabe seiner verstorbenen Gattin ums Leben gebracht. Sie hatte ihm die heftigste Leidenschaft eingeflößt und starb in der Blüthe der Jugend und Schönheit. Vergebens kämpfte ihr Gemahl gegen die Verzweiflung, worin er durch ihren Verlust gestürzt ward. Der ungleiche Kampf zwischen Vernunft und Gefühl bestimmte ihn endlich zu dem lange überdachten Schritte. Einige Wochen widmete er der Anordnung seines großen Vermögens, bestellte seine Brüder zu Vormündern seiner unmündigen Kinder, und setzte dann seinem Leben ein Ziel, nachdem er in einer zurückgelassenen Nachricht erklärt hatte, daß er zum Lebensgenuß gänzlich unfähig sei, seit er sie verloren, die es ihm so lange werth gemacht hatte.

Galanterie.

Während das eheliche Leben in Frankreich durch die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten des Landes offenbar gewonnen hat, ist die Galanterie in der neuern Bedeutung des Worts fast dieselbe wie in England. Ein Ergebniß des Müssigganges und der Eitelkeit, ist sie natürlich in den höheren Cirkeln, wo Rang und Reichthum Beschäftigung ausschließen, am meisten vorherrschend.

Solange die Schwächen einer Französin vom Stande „peccate celate" sind, so lange sie auf einem guten Fuß mit ihrem Gatten lebt, findet sie in Gesellschaften die nämliche Aufnahme, wie sie Frauen in ähnlicher Lage in England zu Theil wird, wo sie gleich den Spartanischen Knaben nicht für ihre Vergehen, sondern für deren Entdeckung bestraft werden. Hier bezeichnet bloß eine Ehescheidung die Scheidungslinie zwischen dem guten Ruf und dessen Verlust; an Winke kehrt sich die Gesellschaft nicht, und eine Frau muß ihren Fehler öffentlich zur Schau stellen, bevor man von demselben Kenntniß nimmt.

Die höheren Cirkel in Paris sind vollkommen so nachsichtig, und so lange eine Frau kein öffentliches Aufsehen (esclandre) erregt, Vorsicht und äußern Anstand beobachtet, behält sie ihren Platz in der Gesellschaft und wird nach wie vor aufgenommen, wenn auch nicht hochgeachtet. Uebrigens ist die Galanterie in Frankreich nicht mehr jenes kalte System eines herzlosen Egoismus und der Verderbtheit, welches geständig auf dem Hauptgrundsatz beruhte, daß:

„L'objet quitté, n'a eté que prevenu;"
welches kalt die wahrscheinliche Dauer einer Leidenschaft berechnete, bald seinen Abgott in ein Schlachtopfer verwandelte und dem Geschwätz einer angenommenen Zärtlichkeit die Sprache der Verachtung und des Ueberdrusses folgen ließ. Inzwischen herrscht immer noch in Frankreich eine Art von „galanterie banale," welche vom Französischen Temperament unzertrennlich zu seyn scheint. Noch immer bieten die Männer ihre Dienstleistungen, Huldigungen und Achtungsbeweise als Pflicht den Frauen dar, die solche als ein Recht anzunehmen scheinen, und wenn es in diesen antichevaleresken Zeiten noch einen Erdfleck giebt, wo der Mann von Natur ein „Ritter" und das Frauen-

zimmer eine „lebenslängliche Königin" zu seyn scheint, so ist es unstreitig Frankreich. Hier raubt selbst nicht das Alter den Frauen die Ansprüche auf Bewunderung und enthebt die Männer nicht der Verpflichtungen der Aufmerksamkeit und Verehrung.

Ich weiß nicht, ob es der Moralität verderblich oder vortheilhaft geachtet werden kann, daß der Geist der Verläumdung in den Französischen Gesellschaften keine Aufmunterung findet, und daß der Hang zum Lästern als ein unwidersprechlicher Beweis schlechter Erziehung und gemeiner Herkunft angesehen wird. Diese anscheinende Gelindigkeit gegen die Fehler andrer entspringt nicht allein aus einer Nachsicht, welche in ihren Ansichten zwischen Guten und Bösen keinen Unterschied macht. Sie entsteht großentheils aus einer Fülle des Gemüths und einem Ueberfluß an Gegenständen der Unterhaltung, welche nie durch eigne Dürftigkeit zur Erörterung von bloß persönlichen Gegenständen und Privatangelegenheiten hingetrieben wird.

Auch herrscht in dieser Hinsicht eine Vorsicht, welche denjenigen, der in den Pariser Gesellschaften ganz fremd ist, zum Irrthume führen kann; denn wenige Franzosen sind geneigt, den ersten Stein

auf Jemanden zu werfen, und wenn man sich nach Frauen erkundigt, die zwar eben nicht zu den Prüden gehören, dennoch aber durch äußern Anstand und Benehmen ihre Stelle in der Gesellschaft behaupten, so ist die gewöhnliche Antwort; „Je ne la connais pas.“

Die Anzahl von Cirkeln, Cliquen und Partien, worin die unermeßliche Masse der Pariser Gesellschaft sich theilt, verstattet nicht die allgemeine Schaustellung des Characters und Benehmens, welche in kleinern Sphären oder da, wo die Gesellschaft ein großes Ganzes bildet, jedes Mitglied des Gemeinwesens dem Spiegel der allgemeinen Beobachtung gegenüber stellt. Wie sehr auch häusliche Tugend und eheliche Treue durch die Verbreitung nützlicher Kenntnisse und durch die Fortschritte der Moralphilosophie in Frankreich erhöht seyn mögen, so ist es dennoch äußerst schwer, zu irgend einem unmittelbaren Beweise ihrer Verletzung zu gelangen; denn außer jener überdachten Zurückhaltung, welche den Müssigen und Boshaften verläumderische Mittheilungen verweigert, beherrschen die seit langer Zeit eingeführten Gesetze des Anstandes die Formen der Französischen Gesellschaft mit einem unwiderstehlichen Ansehen.

Es mag seyn, daß der strengen Befolgung der Vorschriften desselben mehr angenommene, als wirklich ausgeübte Tugend zum Grunde liegt, allein nie wird eine eitle Pralerei mit einem Laster getrieben, welches, wenn auch durch Sitte entschuldigt, dennoch durch die Moralität verdammt wird, und diejenigen, welche verstohlnerweise fehlen, haben den guten Geschmack, zu erröthen, wenn sie hören, daß es bekannt geworden ist.

Selbst an den gemeinsten öffentlichen Belustigungsorten und in den gemischtesten Zusammenkünften, herrscht durchgängig äußerer Anstand. Kein Blick beleidigt das Auge und kein Wort das Ohr der Sittsamkeit und Unschuld. Das Laster wird nie durch Beispiel gefahrvoll gemacht, und nie wird das jugendliche Gemüth durch Oeffentlichkeit der Schaustellung desselben mit seinen Lockungen vertraut gemacht.

Dieser Anständigkeit und Reinheit der Manieren, welche an allen öffentlichen Orten in Frankreich beobachtet wird, ist es zuzuschreiben, daß jungen Frauenzimmern von Rang oder Erziehung, wenigstens so weit als ihre eigne Beobachtung geht, das Dasein eines verworfnen Theils ihres Geschlechts, welcher das Brod der Schande ißt und

von eigner Herabwürdigung seinen Unterhalt zieht, unbekannt bleiben kann. Dagegen kann in England kein Frauenzimmer, von welchem Range oder Alter es auch seyn mag, wenn es auch nur ein einzigesmal einen öffentlichen Platz besucht hat, vermeiden, die unwillkührliche Zeugin des frechsten Lasters und der brutalsten Unanständigkeit zu werden.

Die äußere Schicklichkeit in allen Formen der öffentlichen Zusammenkünfte wird in der Französischen Privatgesellschaft bis zu einem Uebermaße beobachtet, welches zu Zeiten der Gemüthlichkeit Eintrag thut und zur Förmlichkeit führt.

Als ich mich einst über diesen Gegenstand mit einer sehr klugen und witzigen Französischen Dame, der Frau von C * * * d unterhielt, machte sie über den Anstand, welchen selbst Frauen beobachten, die im allgemeinsten Rufe der Galanterie stehen, folgende Bemerkung: „Les Françaises sont les seules Femmes peut-être, a qui il soit permis d'avoir des torts, car elles seules s'attachent a leurs devoirs et à la decence, quand elles ont une vertu de moins!“

Kunstwürdigung.

Die öffentlichen Aufmerksamkeiten, welche Engländer vom ausgezeichnetsten Range in Paris, Frauen von anerkannt berüchtigtem Character bewiesen, und die Einführung derselben in ihre gesellschaftlichen Privatcirkel erregte allgemeinen Unwillen und Verachtung. Umsonst mochte man den Franzosen von der Moralität der Engländer vorreden, wenn Englische Damen mit einer gewissen modernen Lais nicht nur gesellschaftlichen Umgang hielten, sondern ihr sogar ausgezeichnete Achtung bewiesen.

Schauspielerinnen werden nie in guten Französischen Gesellschaften zugelassen. Sobald ein Frauenzimmer als Actrice oder Sängerin das Theater betreten hat, wird sie nie bei Damen von Stande und Range in Gesellschaft aufgenommen, ausgenommen in Fällen, wo sie gegen Bezahlung übernimmt, in einem Privat-Cirkel eine Scene zu geben oder in einem Privatconcert eine Bravourarie zu singen. In Frankreich ist die prima Donna der Oper nie die prima Donna in einer Privatgesellschaft. Ueber die bekannte Anecdote von gewissen Englischen Herzoginnen, welche der vorsitzenden Gottheit der Londener Oper den Shawl hiel-

ten, bis sie ihn mit Bequemlichkeit umlegen konnte, machte sich eine Gesellschaft Französischer Damen, wo sie in meiner Gegenwart erzählt wurde, im höchsten Grade lustig.

Die nachbildenden Talente werden in Frankreich nicht auf falsche Weise gewürdigt; sie nehmen ihren Rang nicht über sondern unter dem Original-Genie. Anstatt daß in den Englischen Cirkeln ein bewunderter Schauspieler oder Sänger mit größerer Auszeichnung aufgenommen zu werden pflegt, als ein Otway oder Cimarosa, nehmen in Frankreich der Verfasser und der Componist in der öffentlichen Achtung und in Privatgesellschaften eine Stelle ein, die der Schauspieler und Sänger nie zu erreichen hoffen dürfen. Es ist wahrlich eine drückende Empfindung für das hochsinnige und fühlende Genie, so in häußlicher Dunkelheit seinen spärlichen Lohn zu erhalten, und vernachlässigt von seinen Zeitgenossen bloß für die Zukunft zu leben, welche zu spät erscheinen wird, um jenes liebliche Gefühl, erzeugt vom Bewußtsein des mit Erfolg gekrönten Verdienstes, zu erwecken, während die nachbildenden Talente, die ihr Dasein seiner Arbeit und ihren Stoff seiner Einbildungskraft verdanken, hochgefeiert und mit

der äußersten Verschwendung bezahlt werden. Einige der besten Dichter Englands kämpfen in diesem Augenblicke mit dem Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen, fern von jenen Cirkeln, welche ihre Talente aufzuklären und zu vergnügen bestimmt waren, während Italienische Sänger neuerlich in ihr Vaterland zurückgekehrt sind, um Fürstenthümer zu kaufen und Englische Schauspieler durch Ueberfluß an schnell erlangtem Reichthum, den sie weder würdig zu gebrauchen, noch klug zu sparen wissen, zu den größten Ausschweifungen verleitet sind. In dieser Hinsicht haben die Franzosen unstreitig den richtigern Weg eingeschlagen.

Weibliche Ausbildung.

„Le style a un sexe," sagt Marivaux, „et on reconnoitroit une femme à une phrase." Diese Bemerkung ist vollkommen anwendbar auf seine Landsmänninnen. Ihre Sprache, ihr Styl und ihre Phraseologie tragen den Stempel einer unverkennbaren weiblichen Feinheit und Zartheit, eines richtigen Tacts und einer instinktmäßigen Angemessenheit jedes Worts, welche vielleicht nur der feine Beobachtungsgeist und die, der weiblichen Organisation eigne Biegsamkeit verleihen können. Die mündlichen Critiken einer

Französin über Werke der Literatur, sind so treffend und elegant ausgedrückt, daß jedes ihrer Urtheile zu einem Epigramm wird. Ueber Gegenstände des bloßen Gefühls, über die Entwickelung einer Empfindung, oder über die Analyse einer Leidenschaft sprechen sie mit einer Bestimmtheit und Leichtigkeit, die, wenn ihr gleich manchmal die Originalität mangelt, jederzeit durch Geschmack geleitet, und mit Zierlichkeit ausgedrückt ist.

Vielleicht wird dieß Talent zu Zeiten zu einer Höhe getrieben, welche einen Anstrich von Studium hat, und sich der Affectation nähert. Dennoch ist gegenwärtig selbst die erklärteste précieuse aufs Aengstlichste bemüht, die Beschuldigung „de sentir le bel esprit," zu vermeiden. Vieles muß jedoch der Verschiedenheit der Nationalsitte nachgesehn werden, und selbst das Wesen der natürlichsten Französin, muß nach dem Urtheil eines Engländers beim ersten Eindrucke einen Anstrich von Affectation haben. Bis Erfahrung den Irrthum berichtigt hat, müssen ihm ihre Bewegungen, ihre Gesten, und ihre Mienen mehr absichtlich berechnet als unwillkührlich scheinen. Alles dieses ist jedoch bloß natürliche Regsamkeit, befördert durch Gewohnheit und bekräftigt durch die Mode. Offenbare Affectation wird in der gu-

ten Gesellschaft eben so gemein und lächerlich gefunden, als in England.

Die Erziehung der Französinnen schien mir weniger systematisch und handwerksmäßig betrieben zu werden, als in England; sie wird dort mit unendlich minderer Arbeit und weniger zum Zwecke der Schaustellung geleitet. Die Musik scheint nur von denen erlernt zu werden, die einen natürlichen Geschmack und überwiegendes Talent für diese Kunst haben, und macht keinen unentbehrlichen Zweig der Erziehung aus. Ich hörte in Paris nur selten Musik von Liebhabern der Kunst, aber was ich in dieser Art hörte, war ausgesucht und vollendet. Eine der ersten Clavierspielerinnen in Europa ist eine junge Französin von Stande, die sich gegenwärtig in Paris aufhält. Sie bezaubert jeden Cirkel, und ist die Seele jeder Gesellschaft, wo sie erscheint; ich glaube, daß es wenige giebt, die nicht ihre Unterhaltung selbst ihrer Musik vorziehen.

Unter den Künsten, die zu den gewöhnlichsten Gegenständen weiblicher Erziehung gehören, scheint in Frankreich die Malerei obenan zu stehen. Sie wird von Damen des ersten Ranges mit großem Erfolge getrieben.

Es ist unmöglich, über die Talente der Französinnen zu reden, ohne der drei liebenswürdigen Töchter des berühmten Herrn d'Esmenard zu erwähnen. Sie reden Französisch, Englisch und Spanisch mit gleicher Eleganz und Leichtigkeit, sind Virtuosinnen in der Musik, und schon ist die jüngste durch ausgezeichnete Talente für die Miniaturmalerei als eine der vollendetesten Schülerinnen Isabey's berühmt geworden. Durch die neue Regierungsveränderung haben die Mitglieder dieser talentvollen Familie sehr an ihren Vermögensumständen gelitten, und die Tochter eines Exministers sucht jetzt in einem aus Geschmack und zum Vergnügen cultivirten Talente ein Unterhaltsmittel.

Uebrigens verdanken die Künste in Frankreich, so wie an andern Orten, immer noch am meisten denen, die sich durch ihre Ausübung ihren Lebensunterhalt erwerben. Die beste Musik hört man für Geld; die besten Gemälde sind diejenigen, die man kaufen kann, und die allgemeine Leidenschaft der Nation für intellectuelle und literarische Bildung leitet die Zwecke der weiblichen Erziehung mehr zur Geistescultur, als zu den nachbildenden Talenten hin. Lectüre und Unterhaltung sind die Erholung und tägliche Gewohnheit der Französinnen,

und wenn sie der Gesellschaft weniger anmaßende, mittelmäßige Künstlerinnen liefern, so bereichern sie solche dagegen mit einer verhältnißmäßigen Anzahl wohl unterrichteter und eleganter Damen.

Der Patriarch von Ferney machte die Bemerkung, daß „die Pariser ihre Sprache um deswillen so gut redeten, weil sie keine andre kennten.“ Hätte er gesagt: „weil sie keine andre sprechen,“ so würde sie auf die heutigen Franzosen besser passen. Das Sprach-Organ der Franzosen scheint sich nur mit großer Schwierigkeit der Bildung von Tönen zu leihen, die nicht genau in ihrer Muttersprache liegen. Unter den Damen von meiner Bekanntschaft in Paris war fast keine, die nicht Englisch las und nicht alle unsre classischen Schriftsteller gelesen hatte; doch kannte ich nur drei, die sich im Englischen verständlich ausdrücken konnten, und zwei von diesen Damen waren in England gewesen.

Es ist sonderbar, daß die Rückkehr der Französischen Emigranten aus England nach fünfundzwanzigjährigen Aufenthalt in diesem Lande die Masse von Kenntnissen der Englischen Sprache und Literatur in Frankreich durchaus nichts vermehrt hat. Unter den vielen in England gewese-

hen Emigranten, die ich in Gesellschaften traf, konnte ich keinen dazu bringen, Englisch mit mir zu sprechen, ausgenommen den Prinzen Louis de la Trimouille und den Prinzen von Beauveau. Gewöhnlich antwortete man mir: „Jentends l'Anglois, mais je ne le parlepas.

Ich war an dem Abend bei Hofe, als die Gemahlin des Americanischen Gesandten, Herrn Gallatin der Herzogin von Angoulême vorgestellt ward, die sie auf Französisch anredete. Als man ihr sagte, Madame Gallatin spräche nicht Französisch, äußerten Ihre königl. Hoheit dem Hrn. Gallatin ihr Bedauern, daß sie mit seiner Gemahlin nicht Englisch sprechen könne, weil sie diese Sprache nicht rede. Und dennoch ward Madame d'Angouleme fast noch in den Kinderjahren unter den Schutz Englands aufgenommen und lebte dort 20 Jahre.

Italienisch und Deutsch wird in Frankreich mehr gesprochen als Englisch. Ueberhaupt gehören die Sprachen des festen Landes seit der Revolution mehr zum Französischen Erziehungssystem, als je vor derselben der Fall war. Der Grund liegt am Tage; denn Frankreich nahm auf einige Zeit in Europa den nämlichen Platz ein, wie einst

Rom in der damals bekannten Welt, und Leute aller Nationen füllten die öffentlichen Orte und die Privatcirkel der Hauptstadt.

Lord Amherst und seine Begleiter bei Bonaparte auf St. Helena im Juli 1817.

Aus dem Tagebuche der Brittischen Gesandtschaft nach China, geführt von Hrn. Henry Ellis, Mitglied derselben. *)

Einzelne Züge aus der nachstehenden Stelle des neuerschienenen Gesandtschafts-Tagebuchs sind schon früher aus Englischen in Deutsche Blätter übergegangen; nicht aber, so weit uns bekannt ist, das Ganze dieser kurzen, aber gehaltvollen und in dem Munde eines Britten das Gepräge der Un-

---

*) Journal of the procedings of the late Embassy to China. By Henry Ellis, third Commissioner of the Embassy. London 1817.

parteilichkeit tragenden Bemerkungen. Sie durften daher in dieser Zeitschrift um so weniger fehlen, da sie gewissermaßen einen halbofficiellen Character tragen.

St. Helena, welches wir am 27. Juni 1817 erreichten, bietet in der äußeren Ansicht lediglich eine Masse ununterbrochener dürrer Felsen dar, und der einzige Nutzen, den diese Insel beim ersten Anblick scheint gewähren zu können, besteht darin, daß sie den Schiffen im weiten Ocean zum Merkzeichen dient. Beim Landen verliert sich indeß diese Idee und man findet, vorzüglich bei dem Landsitze des Gouverneurs, Plantation-House malerische Gegenden. Doch im Ganzen war der stärkste Eindruck auf mein Gemüth der der Verwunderung, daß auf so undankbare Materialien, unter so widrigen Umständen, so viel menschliche Industrie verwendet ist.

Wir hatten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung so vieles über die Wandelbarkeit der Laune Bonaparte's gehört, daß wir keineswegs mit Zuversicht erwarteten, bei ihm vorgelassen zu werden. Doch glücklicher Weise traf unsre An-

meldung den Ex-Kaiser in guter Laune, und unser Besuch fand am ersten Juli Statt.

Zuförderst ward Lord Amherst durch den General Bertrand bei Bonaparte eingeführt, und blieb länger als eine Stunde bei ihm. Dann ward ich hereingerufen, und durch den Lord Amherst vorgestellt. Nachdem Bonaparte etwa eine halbe Stunde zu reden fortgefahren hatte, wurden der Capitain Maxwell und die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft eingeführt und vorgestellt. Napoleon befragte jeden über irgend etwas, das mit seiner individuellen Lage in Beziehung stand, und wir kamen sämmtlich in der Bemerkung überein, daß seine Manieren einfach, gefällig und nicht ohne Würde waren. Am auffallendsten war mir die durch seine drückende Lage keineswegs geminderte Leichtigkeit im Benehmen und der äußern Haltung; selbst auf dem Höhepuncte seiner Macht im Pallast der Tuillerien hätte er nicht freier von jeder Verlegenheit in seinem Betragen seyn können.

Bonapartes Unterhaltung bestand mehr in fortgesetztem Reden, als in Gespräch, und während der halben Stunde, welche Lord Amherst und ich bei ihm zubrachten, schien er sich bloß zu be-

streben, seine Ideen der Erinnerung seiner Zuhörer einzuprägen, vielleicht in der Absicht, die weitere Mittheilung derselben zu befördern. Seine Art, sich auszudrücken, ist in hohem Grade epigrammatisch, und mit der orakelmäßigen Zuversicht eines Mannes, gewöhnt, Ueberzeugung zu bewirken, spricht er seine Meinung aus. Seine Art und Weise, große politische Fragen zu erörtern, würde bei einem andern als Charlatanerie erscheinen, allein bei ihm ist sie bloß die Entwickelung des empirischen Systems, welches er allgemein befolgte. Ungeachtet der Aufmerksamkeit, welche er, wie man voraussetzen kann, auf die Natur unsrer Regierung verwandte, hat er gewiß eine sehr unvollkommne Kenntniß dieses Gegenstandes. Alle seine Bemerkungen, über Englands Politik, sowohl in Hinsicht der Gegenwart, als der Zukunft, waren auf Despotismus gegründet, und er kann oder will die Verschiedenheit nicht in Erwägung ziehen, die daraus entsteht, daß der Wille des Monarchen nicht nur den Vortheilen, sondern auch der Meinung seines Volks unterworfen ist. Sehr ungezwungen bedient er sich der Metaphern und Gleichnisse, welche letzteren er hauptsächlich von der Arzeneikunde entlehnte. Er sprach rasch, aber deutlich und kraftvoll, und sowohl seine Man ren

als sein Vortrag übertrafen meine Erwartungen. Der Character seiner Gesichtszüge ist mehr besonnen als befehlend und liegt besonders im Munde, vorzüglich aber in der Oberlippe, worin sich der Wechsel und die Folgereihe seiner Ideen am meisten bemerkbar macht. Bonaparte ist von einer übermäßigen Beleibtheit, die man ihm hat beilegen wollen, so weit entfernt, daß er meines Erachtens nie fähiger gewesen seyn kann, die Beschwerlichkeiten eines Feldzuges zu ertragen, als jetzt. Seine Gestalt ist untersätzig und nervigt, und neigt sich nicht mehr, als bei Männern seines Alters sehr häufig der Fall ist, zur Beleibtheit hin.

Bonapartes Klagen über seine Lage auf St. Helena würden, glaub' ich, keine große Aufmerksamkeit erregt haben, wären sie nicht ein Gegenstand der Verhandlungen des Oberhauses geworden; denn da er ganz gegen alle Vernunft- und Rechtsgrundsätze unsere Befugniß bestritt, ihn als Kriegsgefangenen zu behandeln, so ließ sich nicht erwarten, daß irgend ein Benehmen, welches in Folge der, unserer Seits angenommenen Principien gegen ihn beobachtet werden würde, seinen Beifall haben könne. Wenn man auf der andern Seite annimmt, daß er Gefangener ist, so ist es

schwer zu begreifen, mit welchem Grunde er sich über die mäßige Beschränkung, in der er auf St. Helena gehalten wird, beschweren kann.

Seine Klagen über Spärlichkeit der Mundvorräthe und Weine (denn ich betrachte Montholon als Bonapartes Organ,) sind zu abgeschmackt, um Rücksicht zu verdienen, und man kann nicht umhin, zu bedauern, daß wirklicher oder vorgeblicher Unwille einen so großen Mann vermögen konnte, solche eben so kleinliche als irrige Darstellungen zu bekräftigen. Ich muß gestehen, daß die zuversichtlichen Behauptungen, über die schlechte Beschaffenheit der Einrichtung zu Longwood, mir solche zum Theil glaublich gemacht hatten; doch ward ich durch eigne Wahrnehmung eines Bessern belehrt. Das Landhaus zu Longwood ist als Wohnsitz eines Souverains allerdings klein und vielleicht unangemessen; allein zum Aufenthalte eines Mannes von Rang, geneigt, ohne öffentliche Schaustellung zu leben, ist es eben so angemessen als anständig. Allerdings giebt es auf der Insel bessere Gegenden und Plantationhouse ist in jeder Hinsicht ein vorzüglicherer Aufenthalt; allein Letzteres ist zum Empfange zahlreicher Gäste und zu demjenigen Grade des äußeren Glanzes bestimmt, welchen das Amt eines Gouverneurs erfordert.

Die beiden übrigen Gegenstände, welche in Hinsicht der Lage Bonapartes einige Aufmerksamkeit verdienen, betreffen den Zwang, der seiner persönlichen Freiheit und seinem Verkehr mit Andern auferlegt ist. Was den ersteren betrifft, so nimmt Bonaparte den Grundsatz an, daß sein Entkommen schon durch die Forts der Insel und die rund umher stationirten Kriegsschiffe unmöglich sei, und daß daher seine Freiheit, auf der ganzen Oberfläche der Insel ungefesselt seyn sollte. Die Wahrheit jenes Grundsatzes ist offenbar zweifelhaft, und die von ihm daraus gezogene Schlußfolge wird durch die Thatsache vernichtet, daß er ein Gefangener ist, dessen Festhaltung von hinreichender Wichtigkeit ist, um die strengsten Vorsichtsmaßregeln zu rechtfertigen; nichts desto weniger verstattet man ihm, sich auf der Insel allenthalben, wo er nur will, hinzubegeben, vorausgesetzt, daß er von einem Brittischen Officier begleitet ist. Diese Bewilligung ist für alle ihm erlaubte Zwecke hinreichend, auch ist es nicht die Absicht, solche in der Ausführung, durch ungebührliche Zudringlichkeit des ihn begleitenden Officiers zu vernichten. Zur Gesundheit, und zum Vergnügen kann er sich in einem Umkreise von vier Meilen unbeobachtet umherbewegen; außerdem ist ihm ein größerer Um-

kreis von acht Meilen verstattet, wo er nur zum Theil von den Schildwachen wahrgenommen werden kann, und ein noch grösserer Umkreis von zwölf Meilen, wo er durchgehends von ihnen beobachtet werden kann. Auch in diesen beiden letzteren Umkreisen ist er frei von der Begleitung des Officiers. Nachts rücken freilich die Schildwachen nahe um das Haus zusammen. Kaum kann ich mir denken, daß irgend einem Individuum, dessen Person man sichern will, grössere persönliche Freiheit zugestanden werden kann.

Sein Verkehr mit Andern, steht allerdings unter unmittelbarer Aufsicht, und niemand darf die Einhägung zu Longwood ohne einen Paß vom Gouverneur betreten; allein diese Pässe werden bereitwillig ertheilt, und weder der Neugier der Individuen, noch dem persönlichen Vergnügen Bonapartes an ihren Besuchen werden unnöthige Schwierigkeiten und willkührliche Verbote in den Weg gelegt. Auch sein Briefwechsel ist beschränkt, und die Briefe, die er absendet und empfängt, müssen durch des Gouverneurs Hände gehn; freilich eine unangenehme Verfügung, die seinem Gefühl allerdings kränkend seyn muß; allein sie ist eine nothwendige Folge, dessen, was er jetzt ist, und dessen, was er war.

Ich glaube, daß man Bonapartes ungegründeten Beschwerden zwei Beweggründe unterlegen kann. Der erste ist der, das öffentliche Interesse in Europa und vorzüglich in England, wo er sich schmeichelt, eine Partei zu haben, lebhaft zu erhalten; und der zweite läßt sich meines Erachtens aus dem persönlichen Character und den Gewohnheiten Bonapartes entwickeln, der in den kleinlichen Intriguen, wodurch jene Beschwerden zur Sprache gebracht werden, Beschäftigung, und in den Zwistigkeiten und Verdrießlichkeiten, welche sie an Ort und Stelle hervorbrachten, ein, seiner unwürdiges Vergnügen fand.

Ist diese Vermuthung gegründet, so kann lediglich die Zeit und die Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit Napoleon vermögen, von jenen Klagen abzustehen und seine Lage in ihrem wahren Lichte zu betrachten; nämlich wie eine Gefangenhaltung mit wenigeren Beschränkungen seiner persönlichen Freiheit, als eine sachgemäße Vorsicht ohne den Einfluß liberaler Grundsätze angeordnet haben würde.

Auszüge aus Americanischen Zeitschriften.

Die See-Schlange.

Am Ende Augusts 1817 beschäftigte die Erscheinung eines ungewöhnlichen Seethieres in Glou-cester harbour (Cape Ann) alle Americanische Gesellschaften und öffentliche Blätter. Eine große Anzahl glaubwürdiger Personen bezeugte, dieß Thier vor und in jenem Hafen gesehen zu haben. Ihre Beschreibungen, wenn gleich in mehreren Nebenumständen von einander abweichend, kamen alle darin überein, daß es die Kennzeichen des Geschlechts der Seeschlangen an sich trüge, und sein Haupt zu Zeiten aus dem Wasser erhebe; doch gaben einige dem Kopfe die Größe eines Pferde-, andere die eines Schweinskopfes, und noch andere behaupteten, er sei nicht größer gewesen, als der eines großen Hundes. Den Körper beschrieb man allgemein als rund, gleich dem, einer Schlange, doch durch Gelenke verbunden, welche demselben das Ansehen einer Anzahl an einander gereihter großer Fässer gäben. Die Länge ward von einigen auf vierzig, von andern auf achtzig, und

selbst auf hundert Fuß und drüber angegeben. Die Bewegung des Thieres beschrieb man als schlangenförmig und reißend schnell; man hatte es auf der Oberfläche des Wassers, über welche der Körper sechs bis acht Zoll hervorragte, ruhen sehen und wollte bemerkt haben, daß es beim Fortbewegen eine halbe Meile weit Striche im Meer zurückließ.

Alle mögliche Maßregeln wurden berathen und vorbereitet, um das Wunderthier zu tödten und den neugierigen Augen des Publicums zur Schau zu legen. Inzwischen gab es manche Skeptiker vorzüglich unter den Naturhistorikern, welche an dem Dasein einer Seeschlange dieser Art zweifelten, andere suchten sie aus den Reisebeschreibungen mehrerer Seefahrer namentlich Egede's zu widerlegen, wonach in den Grönländischen Gewässern Seeschlangen gesehen seyn sollen, welche ihren Kopf in der Höhe eines Schiffsmastes über der Meerfläche erheben und deren Körper der Dicke eines Orthofts und die Buntfarbigkeit einer Schildkröte hat.

Auch über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Fanges debattirten die Americanischen Blätter. „Wir können nur wenig Hoffnung ha-

ben," sagt die Zeitung von Salem, „dieß Ungeheuer erlegt zu sehen. Es würde dazu die Keule des Herkules und die List und die Geschicklichkeit eines Vulkans erforderlich seyn. Man vernimmt jedoch, daß es im Werke ist, eine große Anzahl starker Netze zu bereiten, um es dergestalt darin zu verwickeln, daß man es erlegen kann." Der Zeitungsschreiber wendet sogar auf die kühnen Abentheuerer, welche diesen gigantischen Fischzug unternehmen wollen, folgende poetischen Zeilen an:

The Giant Angling.

His angle rod made of a sturdy Oak,
His line a Cable, that in storms ne'er broke;
His hook he baited with a Dragon's tail
And sat upon a rak aud bobb'd for whale.

Nach der Zeitung von Boston (the Centinel) hatte die Linnäische Societät darauf angetragen, mehrere Personen über die Erscheinung und Beschaffenheit dieses Wunderthieres eidlich vernehmen zu lassen. Es geschah, und die, von den meisten Zeugen angegebene Länge desselben betrug 50 Fuß.

In der Zeitung von Neu-York äußerte sehr ernsthaft ein rechtgläubiger Christ: die Seeschlange könne nichts anders seyn, als der Leviathan der Bibel. Ein andrer noch eifrigerer Orthodoxe schilt

im Baltimore Federal Republican die Ungläubigen, welche an diesem neuen Beweise der Allmacht Gottes zweifeln, der keine neue Naturerscheinung, und wiche sie auch noch so sehr von den bisherigen Begriffen ab, unmöglich sei. Er bietet alle Argumente der Philosophie und der geoffenbarten Religion auf, um diesen Satz und, — folglich auch das Dasein des nie gesehenen Seeungeheuers zu beweisen.

Endlich ward der gigantische Meerbewohner so keck, daß die Einwohner von Gloucester und insbesondre die Umwohner des Hafens ihn fast täglich und zwar in mancherlei Stellungen in der Nähe sahen. Auch ihrerseits hierdurch kühner gemacht, rüsteten sie eine Sloop aus, soviel als möglich mit allen denkbaren Vorrichtungen zum colossalen Fischfange versehen; eine bedeutende Anzahl Fischer erbot sich zu dem dreisten Unternehmen und segelte von Marblehead ab, um, wenn es nöthig wäre, acht Tage lang gegen das Unthier zu kreuzen.

Doch schon am 1. September gegen Abend und am folgenden Morgen früh zeigte es sich aufs neue etwas unterhalb des großen Falles des Passaic. Muthig griffen es die nahen Dorfbewohner

mit Waffen jeder Art an. Keulen, Steine, große Angeln, Lanzen, Bajonnette und Heugabeln wurden in Bewegung gesetzt. Ein tapferer Dorfbewohner hatte sogar die Kühnheit, sich im Wasser rittlings auf den Leviathan zu schwingen, während ein andrer ihn nicht minder muthvoll bei der Gurgel faßte. So ward er endlich nicht ohne Anstrengungen ans Ufer gezogen. Wahrlich es war das größte Ungeheuer seiner Gattung, welches je in den Americanischen Gewässern gesehen wurde. Denn ein gewaltiger — Stör, mehr als sieben und einen halben Fuß lang und über hundert und dreißig Pfund schwer bot sich dem Anblick der gaffenden Menge dar und ward im Triumph durch den Ort geführt. Man wollte noch zwei oder drei andere Thiere der nämlichen Gattung in der Nähe bemerkt haben, welche ohne Zweifel ebenfalls werden gefangen werden, sobald sie sich im seichten Gewässer zeigen, welches nothwendig der Fall seyn muß, wenn sie versuchen, in das salzige Wasser zurückzukehren, woher sie kamen; wenn nicht etwa der Fluß plötzlich durch heftigen Regen anschwellen sollte, wie früher geschehen war, und bei welcher Gelegenheit ohne Zweifel die Unthiere sich dem Lande genähert hatten.

Wem fällt hiebei nicht Gellerts Fabel von der Mißgeburt ein?

Ueppigkeit der Vegetation zu Charlestown.

Im Garten des Herrn John Strobel zu Charlestown sah man am 6. August 1817 eine Pfirsche, welche zwölf Unzen und eine Drachme wog und eilf Zoll im Umfange hatte. Der Baum, der diese schöne Frucht trug, hatte seit vier Jahren getragen und man ließ ihn nur fünf Dutzend Pfirschen zur Reife bringen, von denen die kleinste neun Unzen wog. — Ein Beweis der Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens zur Vervollkommnung jener lieblichen Frucht.

Veränderlichkeit des Climas von Virginien.

Sie ist in America förmlich zum Sprichwort geworden und folgende Wetterbeobachtungen vom 27. August 1817 bewahrheiten sie in einem seltnen Grade. Am 22. und 23. August war die Hitze äußerst drückend. Das Thermometer stand auf 90 Grad. Die stehenden Gewässer überzogen sich mit einer dichten grünen Oberfläche. Am 23. des Abends begann die Atmosphäre eine ganz neue Temperatur anzunehmen, der Wind drehte sich plötzlich nach Norden, am 25. gegen Abend trat

eine wahre Frostkälte ein, am 26. hatte der ganze Horizont ein novemberliches Ansehen, das Quecksilber stand auf 55 Grad, und es ward in mehrern Häusern eingeheitzt, so daß innerhalb weniger Stunden die Temperatur sich um 35 Grad verändert hat.

Ein Seitenstück hierzu lieferte der Witterungswechsel in Neuyork. Am 24. August, wo das Thermometer, nachdem es mehrere Tage lang auf 88° Fahrenheit gestanden hatte, plötzlich bis auf 30° herunter fiel.

Abfassung der Constitution des neuen Staats von Mississippi.

Die von den Volksdelegirten dieses Staats oder dem sogenannten Convent (Convention) zur Ausarbeitung und zum Vortrag des Plans einer Constitution niedergesetzte Commitée hat am 17. August 1817 ihren Bericht abgestattet. Die Hauptzüge der vorgeschlagnen Verfassung weichen im wesentlichen von denen, der übrigen südlichen Staaten nur wenig ab. Der Convent zog am 21. August diesen Gegenstand in ernste Berathung und war noch am 25., — dem Zeitpunct des Abgangs gegenwärtiger Nachricht, eifrig damit beschäftigt.

Schon waren jedoch mehrere Modificationen in dem Plane der Comité beschlossen *).

Weibereinfuhr in America.

In einer Zeitung von Washington (Weekly Gazette) vom Ende Augusts 1817 heißt es: „Ein in den Vereinigten Staaten angeseßner Deutscher ist gegenwärtig auf einer Reise in sein Vaterland begriffen, um für eine Anzahl seiner in America ansäßigen Landsleute, die sich vorgenommen haben, keine andre als deutsche Frauen zu heirathen, Gattinnen aufzusuchen. Nach seinen letzten Berichten bestehen bis jetzt die glücklichen Resultate seiner Sendung in zwölf hübschen jungen Mädchen, die sich bereit erklärt haben, sich nach America führen zu lassen, um mit ihren dortigen Landsleuten, welche ihrer Ankunft sehnsuchtsvoll entgegen sehen, verbunden zu werden."

Der Zeitungsschreiber fügt die, freilich rein statistische Bemerkung hinzu: „Bei der großen Fruchtbarkeit, welche in der Gegend herrscht, von wo aus diese jungen Frauenzimmer auswan-

*) M. s. Miscellen aus der neusten ausländischen Literatur B. IX. S. 476 bis 493.

dern, (Würtemberg, wo jüngst ein Ehepaar acht- unddreißig Kinder erzeugte) dürfen wir von dieser Einfuhr eine ungewöhnliche Volksvermehrung hoffen und die Wahl jener Gegend zeigt die große Umsicht, womit der Unterhändler sein Geschäft betreibt."

Projectirte Anstellung eines Americanischen Residenten zu Konstantinopel.

Während die Engländer sich über die zu große Handelsthätigkeit der Americaner beschweren, beklagen sich letztere in ihren öffentlichen Blättern über Mangel an hinreichender Handels-Beschäftigung und speculiren unaufhörlich auf neue Handelswege. Namentlich hat man neuerlich die Aufmerksamkeit der höchsten executiven und gesetzgebenden Behörden der Union auf die Zweckmäßigkeit einer diplomatischen Sendung an die Ottomannische Pforte zu lenken gesucht, um dem Americanischen Handel eine Communication mit der Levante und dem schwarzen Meere zu eröffnen. Man glaubt selbst zu der Vermuthung Grund zu haben, daß ein bei der Pforte dauernd accredidirter Americanischer Minister-Resident dem Divan sehr willkommen seyn würde.

Taubstummen-Institut zu Newyork.

Die unverkennbare Sorgfalt der Amerikaner für die Beförderung des Erziehungswesens zeigt sich auch in dieser öffentlichen Anstalt, welche in kurzer Zeit die außerordentlichsten Fortschritte gemacht hat und der vollkommensten ihrer Gattung, der Pariser bald gleich zu kommen verspricht. Im September 1817 fand die erste öffentliche Prüfung ihrer Zöglinge Statt. Sie geschah' in dem Pallast der gesetzgenbenden Versammlungen in Gegenwart des Gouverneurs Wolcott, der vornehmsten Staatsbeamten und Einwohner. Die Versammlung erstaunte über die Fortschritte der Zöglinge, welche alle Erwartungen übertrafen, und den Vorstehern des Instituts, den Herrn Klare und Gallaudet zum höchsten Ruhme gereichen. Sie ließen der Prüfung eine kurze Auseinandersetzung der Grundsätze ihrer Lehrart vorangehen, deren Zweckmäßigkeit durch die Resultate der Prüfung aufs befriedigendste bekräftigt ward.

Neuer Tractat der Vereinigten Staaten mit den Cherokee's. —

Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte den Sieger bei Neuorleans, General Jakson, als Abgeordneten zu der Cherokee-Nation geschickt, die noch immer an mehrere große Landstriche, vorzüglich im Alabama-Gebiete, in Georgien und Tennessee als ihr Eigenthum in Anspruch nahm, welches bekanntlich bis jetzt zu unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen den Grenzbewohnern und zu den schrecklichsten Gewaltthätigkeiten Anlaß gab. Es gelang dem General Jakson, einen Vertrag abzuschließen, vermöge dessen der Volksstamm der Cherokees sich erklärt, alle Ländereien, die er in der Umgebung von Doubleheads und im Alabama-Gebiete als sein Eigenthum betrachtete, abtreten zu wollen. Zugleich ward der Grundsatz festgesetzt, daß, wie sich die Cherokees westlich vom Mississippi-Flusse zurückziehen, die Vereinigten Staaten sofort in den Besitz des von ihnen geräumten Landes treten. Da jedoch die wilden Americanischen Volksstämme in der Regel bloß von der Jagd und wildwachsenden Erzeugnissen des Pflanzenreichs leben und außer ihren leicht beweglichen Hütten kein getrenntes Privatgrundeigenthum besitzen, so gab

es kein andres Mittel, diejenigen Landstriche, welche als verlassen anzusehen waren und für die Zukunft angesehen werden sollten zu bestimmen, als eine genaue Volkszählung des ganzen Cherokees Stammes, und Festsetzung des Flächenraums, dessen er zur freien Ausübung seiner gewöhnlichen Nahrungszweige bedurfte. Auch hierin gaben die Cherokees willig nach und gestatteten, daß im Juni 1818 die Volkszählung durch einen Agenten der Vereinigten Staaten vorgenommen werden soll. Die schon jetzt bestimmt abgetretnen Ländereien betragen über zehn Millionen Morgen sehr guten Landes. Oestlich vom Chatahooche-Fluß in Georgien und westlich von Walders-ridge in Tennessee. Der angenommene Grundsatz des allmäligen Rückzuges der Cherokees westwärts des Mississippi wird in weniger als zwei Jahren den ganzen bis jetzt vom Cherokeesstamme als Eigenthum in Anspruch genommenen Landstrich mit dem Americanischen Freistaate vereinigen, und ihn in dieser Gegend einer, vorzüglich in Kriegszeiten beunruhigenden Nachbarschaft entheben.

Anzeigen.

Das erste Heft der Isis, Jahrgang 1818, welches künftige Woche an die löbl. Postämter und Buchhandlungen versandt wird, ist folgenden Inhalts.

1) Isis, Osiris und Anubis, drei Sonnete v. K. — 2) Jahresbericht über die Arbeiten der pariser Academie v. Cuvier. — 3) Antikritik für die Elemente der reinen Mathematik v. E. A. v. S. — 4) Gerdum, die Entdeckung von sechs neuen Planeten auf meteorol. Wege. — 5) Laspe, über Krystallisation. — 6) Lehmann, synopsis specierum generis Nicotianae. — 7) Kritik von Flora cryptogamica Erlangensis Auct. Martio. — 8) Kritik von Kunzes und Schmidts Mykologischen Heften. — 9) Kritik v. C. Treviranus, De Delphinio et Aquilegia observ. — 10) Anfrage an Botaniker über einige Pflanzen in Schraders Büchern. — 11) Oken, über die Entstehung der Därme aus dem Nabelbläschen und andre Gegenst. aus der Entwickelungsgeschichte der Jungen, mit Abbild. Taf. I. — 12) Was Meckel darüber sagt. — 13) Was Emmert und Höchstetter — 14) Was Jörg. — 15) Was Meckel wieder. — 16) Was Samuel und Döllinger. — 17) Was Bojanus. — 18) Döllinger über Allantois in Katzen, Pferden und Menschen, mit Abbild. — 19) Emmert und Höchstetter, Unters. über d. Entwickelung der Eydechsen in ihren Eyern und Abb. — 20) Dutrochet, über die Entwickelung der Jungen im Ey der Vögel und Schlangen abgeb. Taf. 2. Bericht darüber v. Cuvier. — 21) Was Cuvier über Okens Lehre, mit Abb., über die Hüllen der Säugthiere. — 22) Die

Rhabdomantinn Beutler bey Constanz. — 23) Antikritik v. Stierling gegen Kiesers magn. Archiv. — 24) Blasche, Philosophie oder Mathematik? — 25) Kritik von Wucherers Rede etc. — 26) Dessen höh. Physik; und Bleyzinn. — 27) Kretschmann, ein Wort über das Regieren — 28) Briefe aus München über Montgelas. — 30) Schreiben eines Würtembergers an seine freigesinnten Mitbürger. — 31) Ueber den Aufsatz Rheinweinen. — 32) Bothes Nothwehr. — 33) Franciskanergeklätsch. — 34) Zur Geschichte der Kunst im nördlichen Deutschland. — 35) In Frankfurt. — 36) Roux, Malerische Ansichten von Heidel- und dem Rhein. — 37) Fortsetzung des Schreberschen Säugthierwerks. — 38) Rechtfertigung und Ankündigung von Tauscher. — 39) Kotzebue, zweytes Bulletin.

Jena, den 17. Januar 1817.

Exped. der Isis.

Ethnographisches Archiv 1. Bd. 1. bis 3. Heft. gr. 8. 1818. Jena bei August Schmid u. Comp.

Inhalt.

Meerbusen. — Sidi Hamets, eines in Africa nomadisirenden Arabers, Reise durch die Wüste nach den Städten Tombuctoo und Wassanah. — Sidi Hamets Reise von Wid-Noon nach Tombuctoo und zurück. Sidi Hamets zweite Reise nach Tombuctoo. Der Fluß Gozen Zair. Tombuctoo. Handel und Wohlhabenheit der Einwohner. — Sidi Hamets Reise nach Wassanah. Beschreibung der Stadt, ihrer Bewohner und Umgebungen. Großer Fluß in der Nähe der Stadt. Rückkehr nach Tombuctoo. Quelle, Länge, Lauf und Mündung des Nigers nach des Erzählers motivirter Meinung. — Bemerkung des Verfassers. — Sidi Hamets Reise von Tombuctoo nach Marocco auf dem östlichen Wege. Beschreibung desselben. Furchtbares Gefecht mit wandernden Arabern. — Allgemeiner Ueberblick über die große Africanische Wüste Zahara, ihre Bewohner und deren Sitten. Beschreibung des Africanischen Kameels oder Dromedars. — Ansichten von Peru. Nach dem Englischen des Herrn Shillibeer. — Eduard Chappels Reise nach der Hudsons-Bay. — Geschichtliche Darstellung der Verhandlungen und Schicksale der jüngsten Brittischen Gesandtschaft nach China, von ihrer Landung bis zur Wiedereinschiffung. — Zweck und Bestand der Gesandtschaft. Ausschiffung an der Mündung des Flusses Peiho und erste Verhandlungen. Reise nach Tien-sing und Vorgänge daselbst. Reise nach Ton-chow, dortiger Aufenthalt und Verhandlungen mit den höheren Kaiserlichen Abgeordneten. Nächtliche Reise nach Peking und von dort nach dem Lustschlusse Yuen-min-Yuen. Sonderbare Vorgänge daselbst. Plötzliche Rückreise. Rückreise vom Kaiserlichen Landsitze Yuen-min-Yuen bis nach Nanking. Reise von Nanking bis Canton. Aufenthalt zu Canton. Diplomatische Schlußverhandlungen. Abreise nach Europa. — Reise durch Italien im Jahre 1815. Der Berg Cenis. Turin. Genua. Pisa. Livorno. — Reisenotizen.

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Jahrgang 1818. Zweites Heft.

Rio-Janeiro und dessen Umgebungen im Jahre 1816.

Aus dem Tagebuche der jüngsten Brittischen Gesandtschaft nach China, geführt von einem ihrer Mitglieder, Hrn. Henry Ellis. *)

Am 21. März 1816 ankerten wir im Hafen von Rio-Janeiro. Der Morgen fand uns fast im Mittelpuncte eines Amphitheaters von Bergen, welches ungefähr sieben Englische Meilen von uns entfent war. Eine Oeffnung zwischen zwei Landspitzen bezeichnete die Einfahrt des Ha-

---

*) Journal of the proceedings of the late Embassy to China. By Henry Ellis, third commissioner of the embassy. London 1817.

fens; zur Rechten liegt das Fort Santa Cruz, zur Linken das von St. Lucie. Die Bergketten boten mehrentheils conische Gipfel dar, und obwohl einer derselben insbesondre die Benennung des „Zukkerhuts“ erhalten hat, so ist dieß mehr seiner ausgezeichneten Höhe als seiner besondern Gestalt wegen geschehn. Die Schönheit der Naturscene beruht in dieser Ferne hauptsächlich auf der Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der verschiedenartigen Gestaltungen dieser Bergketten. Die Einfahrt in den Hafen schien etwa dreiviertel Meile breit zu seyn. Bei der Annäherung ward der Anblick unbeschreiblich erhaben und reizend; die Gebirge, welche das Amphitheater gebildet hatten, theilten sich beim nähern Anschauen in Inseln und abgesonderte Vorgebirge; mehrere waren mit dickem, wiewohl nicht hohem Gebüsche bedeckt. Festungswerke, einzelne Häuser, Dörfer und Klöster waren hin und wieder zu sehen; und das Ganze gewährte eine so bewundernswerthe Naturscene, daß der Totaleindruck eben sowohl dem Pinsel als der Beschreibung Trotz bietet.

Der gestern erfolgte Tod der Königin von Portugall hat dem Hafen und den Umgebungen der Stadt einen melancholischen Character aufgedrückt. Alle fünf Minuten geschehen von den Schiffen und

Batterien Trauerschüsse, und die Klöster und Kirchen sind erleuchtet. Die Königin war seit sechs Wochen kränklich, bis sie endlich allmälig den Schwächen des Alters erlag. Der jetzige König hatte viel Anhänglichkeit für sie und ungeachtet ihrer unglücklichen Geistesverirrung unterließ er nie, ihr täglich seine persönliche Ehrfurchtsbezeugungen abzustatten. Ihr Wahnsinn war übrigens nicht ununterbrochen und ihre Aeußerungen während der lichten Zwischenräume sollen viele Geisteskräfte verrathen haben.

Der Hof von Rio Janeiro hat in Hinsicht der im Aufstande begriffenen Spanischen Provinzen noch keine entscheidende Maßregeln angenommen. Eine bewaffnete Neutralität scheint indeß gegenwärtig beabsichtigt zu werden. Artiguez, vormals ein Schleichhändler, in der Folge angestellt zur Beschützung des Einganges der öffentlichen Abgaben, und gegenwärtig Gebieter von Monte Video und zwanzig andern Städten, zeigt sich als einer der hervorstechendsten Männer unter den Spanischen Patrioten. Früher schon Grundeigenthümer und eines persönlichen Einflusses genießend, scheint er durch Unternehmungsgeist und Beharrlichkeit in seinem Verwaltungssysteme, deren Mangel eine der Hauptursachen des Falls der vorigen

Regierung zu Buenos Ayres war, ein bedeutendes Uebergewicht über seine Mitbewerber erlangt und behauptet zu haben. Die Einwohner von Buenos Ayres sollen große Vorliebe für England haben, und geneigt seyn, dessen Schutz und Obergewalt anzunehmen; sie sind bloß in dem Entschlusse, sich Altspanien zu widersetzen, mit Artiguez vereint.

Wir landeten am 24. März und wurden von Hrn. Chamberlain, Brittischem Consul und Geschäftsträger aufs gastfreieste aufgenommen. Er begann sogleich, uns die schönsten Naturscenen in der Nähe von St. Sebastian zu zeigen und wir machten mit ihm einen Ritt nach der Bay von Botofogo, der Lieblingsspazierfaht der Prinzessinnen und übrigen Damen von Rio Janeiro. Ein Arm der See ist hier so vollkommen von Vorgebirgen eingeschlossen, daß er das Ansehen und den Namen eines Landsees hat. Des Herrn Chamberlains Haus liegt in der Vorstadt oder dem Dorfe Caceti, so benannt nach dem kleinen Flusse dieses Namens, über welchen nahe am Dorfe eine auf einem einzigen Schwiebbogen ruhende Brücke führt.

Am folgenden Tage besuchten wir den Russischen Consul, Hrn. Langsdorf, bekannt in der literarischen Welt als einer von Krusensterns

Begleitern. Er wohnt in der heißen Jahreszeit in einem kleinen Häuschen unfern des Gipfels der Corrovado, gewöhnlich Lord „Hood's Nose" (Lord Hoods Nase) genannt. Er wählte diese Lage theils zur Vermeidung der Hitze, und theils zur Erleichterung seiner Naturhistorischen Forschungen. Sachkunde mit Enthusiasmus vereinend, läßt er keine Gelegenheit vorbei gehen, seine Sammlung zu vermehren, und scheut in der Betreibung seiner Lieblingsstudien keine Art von Beschwerden und Ungemach. Der ganze Weg vom Fuße bis zum Gipfel des Berges bietet eine Folgereihe der reizendsten Naturscenen dar. Eine unermeßliche, dicht beholzte Kluft bildet die Tiefe, und auch in der Höhe zeigt sich der Berg in grünender Pracht. Selbst der gänzliche Mangel an Regen in der jetzigen Jahreszeit hat diese Pracht nicht so zu mindern vermocht, daß sie nicht hinreichend wäre, einem ungewohnten Auge vollkommen zu genügen.

Hr. Langsdorf nahm uns mit vieler Herzlichkeit auf, und nachdem wir einige Erfrischungen zu uns genommen hatten, führte er uns in die reizenden waldigen Umgebungen seiner einsamen Wohnung. Von dem Gipfel des Hügels in der Nähe derselben sieht man das Meer, die Stadt,

die Bay, umgeben von den erhabensten Zügen bergigter Naturschönheiten.

Auf dem Wege fanden wir einen Knaben vom Stamme der Bottecoodoo's, der zu den Ureinwohnern von Brasilien gehört. Er war in Diensten des Hrn. Langsdorf, und man sagte uns, er habe in seinem Character vieles von der bezeichnenden Unzähmbarkeit dieser Volksstämme. Treu und diensteifrig, sei er stets geneigt in die undurchdringlichen Wildnisse der vaterländischen Wälder zurückzukehren, um sich gegen Unterdrückung oder Versuche gegen seine persönliche Freiheit zu sichern. Die Gesichtszüge und die Gestalt des Knaben glichen denen der Malayen, und nach dem Ausdrucke seiner Mienen zu urtheilen scheint auch der moralische Character seines Stammes mit dem letzteren Volke etwas ähnliches zu haben. Ein zahlreicherer Stamm der Ureinwohner Brasiliens, ist der, der Mogris; sie bezeigen gleich andern uncultivirten Völkern dem guten und dem bösen Geiste fast gleiche Verehrung. Die wenigen eingebornen Brasilianer, die man in St. Sebastian antrifft, sind im Arsenal oder als Rudrer auf den königlichen Barken und einigen andern Böten angestellt.

Unser nächster Streifzug ging nach Tejeuca, wo ein schöner Wasserfall die Aufmerksamkeit des

Reisenden anzieht. Der König hat einen Landsitz in der Nähe. Nach einem Ritt von acht Meilen erreichten wir das Haus des Grafen D'Asseca, des Besitzers des Bezirks von Tejeuca, einer Landbesitzung, der an Pracht der Naturschönheiten und Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse wahrscheinlich keine Besitzung irgend eines andern Europäischen Edelmanns gleich kommt. Der Wasserfall gewährte selbst bei der Dürre der Jahrszeit einen äußerst reizenden Anblick. Die senkrechte Höhe desselben betrug mehr als hundert Fuß und die Breite war noch bedeutender. Das Wasser bildet nach dem Falle zuförderst ein unregelmäßiges Becken, von wo aus es über einen weniger steilen Felsrücken herabströmt und sich in Bächen durch ein kleines Thal in den Landsee ergießt. Der Wasserfall und das Becken werden durch überhangende hohe Bäume und hervorspringende Felsen verschönert.

St. Sebastian ist in einem Halbcirkel gebauet; die Straßen durchkreuzen sich mehrentheils in rechten Winkeln. Die öffentlichen Gebäude sind weder zahlreich noch in Hinsicht ihrer Bauart bemerkenswerth. Das wenige, was St. Sebastian an Glanz und Pracht darbietet, findet sich in den Kirchen, in deren Bauart die Form des Griechischen Kreuzes vorwaltend ist. Die Capellen und

Altäre sind schön verziert und der Gottesdienst wird mit vieler Pracht verrichtet. Der königliche Garten, in welchem Zustande er sich auch immer in früheren Zeiten befunden haben mag, verlohnt sich gegenwärtig nicht der Mühe eines Besuchs. Die Wasserleitung bildet zwar in der Ferne einen malerischen Gegenstand, doch ist sie weder geschmackvoll noch solide erbaut; der Wasserlauf beginnt unfern des Berges Corrovado und wird durch die Wasserleitung, welche in der Nähe der Stadt eine doppelte Reihe von Schwibbögen bildet, über eine bergigte Gegend geführt.

Einem Fremden muß der Pallast des Souverains von Brasilien der Würde seines Besitzers unangemessen scheinen. Der offne Platz, auf dem er steht, ist das einzige äußere Zeichen, welches ihn als eine königliche Residenz ankündigt; denn sonst könnte man ihn für eine Barracke oder für ein großes Vorrathshaus halten. Die Häuser der Minister und der vornehmsten Adlichen sind zwar geräumig, aber nicht hübsch, und überhaupt verrathen die Wohnungen der höheren Classen der Einwohner weder Aufmerksamkeit auf die Eleganz der Bauart, noch selbst auf die Erfordernisse des Clima's. Läden- und Waarenhäuser bilden hauptsächlich die Straßen, die weniger schmuzig waren,

als ich erwartet hatte. Die Fußgänger auf denselben bestehen aus Sclaven in bedeutender Menge, welche die schwereren Arbeiten verrichten, einigen Mulatten, Mönchen und Nonnen, so wie aus den Officieren und Mannschaften der im Hafen liegenden Schiffe. Die vornehmeren Volksclassen scheinen die Hitze eben so sorgfältig zu vermeiden, als die Engländer dieser Classen in Calcutta. Große, schlecht geformte, zweispännige Cabriolетts sind die gewöhnlichen Fuhrwerke. Bei der verhältnißmäßig geringen Anzahl vermögender Einwohner und dem mangelnden Sinne für Geselligkeit scheint das Opernhaus unverhältnißmäßig groß für die Anzahl der Zuhörer. Die Musik soll gut seyn und für das Ballet sind einige Französische Tänzer angenommen. Wollte man das Portugiesische Drama nach den, zu St. Sebastian vorgestellten Stükken beurtheilen, so müßte man dafür halten, daß es in seiner Kindheit sei; denn sie bestehen mehrentheils aus groben, unanständigen Possen, und selbst Fremde, die der Portugiesischen Sprache kundig sind, pflegen das Theater nur an Abenden, wo eine Oper gegeben wird, zu besuchen. Der viereckige Platz, worauf das Opernhaus steht, wird, wenn er vollendet ist, der beste Theil der Stadt seyn. Fremde, die nicht mit Empfehlungsschreiben

versehen sind, die ihnen in Privathäusern Aufnahme verschaffen, werden in öffentlichen Häusern wenig Bequemlichkeit finden. Die Casas oder Caffeehäuser sind unreinlich, unbequem, schlecht mit den nöthigen Bedürfnissen versehen und selten zum Logiren eingerichtet. Der botanische Garten ist von der Regierung sehr vernachlässigt und verdankt seine fortdauernde Existenz nur dem beharrlichen Eifer seines Vorstehers. Die Theepflanze wird hier unter der Aufsicht einiger Chinesen gezogen und der Anbau derselben könnte ohne Zweifel bei gehöriger Aufmunterung zum größten Nutzen für die Colonie und die Staatseinkünfte sehr verbreitet werden.

Die Bevölkerung von St. Sebastian wird auf hundert und zwanzig tausend Seelen geschätzt, wovon zwei Drittheile Sclaven und die übrigen Europäer und Mulatten sind. Der Ackerbau und andere schwere Arbeiten werden fast allein durch Sclaven verrichtet, und noch vor kurzem hielten sich nicht nur Europäer, sondern selbst Mulatten durch dergleichen Beschäftigungen für herabgewürdigt. Die Handwerker bestanden in früheren Zeiten lediglich aus Mulatten; jetzt hat jedoch die Anwesenheit des Hofes nicht nur Portugiesen, sondern auch andre Europäer aufgemuntert, sich die-

sem Erwerbszweige zu widmen. Sclaven sind hier, wie an andern Orten, ein sehr bedeutender Theil des Privat-Besitzthums; ein männlicher Sclave wird zu dreißig bis vierzig Pfund Sterling verkauft. Der Nutzen, den die Eigenthümer von ihnen ziehen, besteht häufiger in einem Antheil an ihrem baaren Verdienste, als in dem Werthe der, durch ihre Arbeit hervorgebrachten Erzeugnisse. Es ist herkömmlich, die Sclaven morgens auszuschikken, mit der Aufgabe, eine gewisse Summe Geldes Abends mit nach Hause zu bringen; welche auf einen sehr großen Antheil an seinem vermuthlichen täglichen Verdienste berechnet ist; der Ueberschuß gehört dem Sclaven; fehlt etwas an der Summe, so wird er mehr oder minder hart bestraft, je nachdem der Eigenthümer gesinnt ist; doch ist im Ganzen die Behandlung der Sclaven nicht grausam. Im letztvergangenen Jahre sollen zwanzig tausend Sclaven eingeführt seyn; eine Anzahl, welche die der vorigen Jahre übersteigt, welches von der Besorgniß herrührt, daß der Sclavenhandel durch Englands Betrieb werde aufgehoben werden.

Der Anblick eines Sclavenschiffs oder des Sclavenmarkts muß auf einmal die Einwirkung aller für die Zweckmäßigkeit dieses Handels ange-

führten Gründe niederschlagen. Schönheiten, dem andern Geschlechte zur Erhöhung seiner Reize verliehen, und Kraft, bestimmt zur Erhöhung der Männerwürde werden hier in gleichem Maße als Bestimmungs-Gründe der Preiße dem Käufer zur Schau ausgestellt. Mag auch Neugierde zur Ansicht einer solchen Scene veranlassen, so treiben doch die besseren Gefühle der Natur den Zuschauer voll Abscheu schnell hinweg, bevor noch jener niedrigere Antrieb befriedigt ist. Die Gefahr eines Aufstandes, der von dem so sehr überwiegenden Verhältnisse der Sclavenzahl zu der übrigen Volksmenge zu besorgen seyn möchte, wird dadurch einigermaßen gehoben, daß die Africanischen Nationen, denen die Sclaven angehören, an Sprache und Sitten sehr von einander verschieden sind, und daß kein Vereinigungspunct unter ihnen vorhanden ist, als ihr Sclavenstand. Zu Bahia, der vorigen Hauptstadt Brasiliens, wo die Sclaven fast sämmtlich der nämlichen Nation angehören, finden häufig Aufstände Statt. Die Sclavenhändler bemerken unter den Africanern große Verschiedenheiten des Nationalcharacters, und die, von der Goldküste werden für die verständigsten gehalten; doch scheint es nicht, als ob man diese Verschiedenheit hier so gut verstände und so sehr beachtete, als in Persien, Arabien und Indien.

Obwohl St. Sebastian jetzt die Residenz eines Hofes und nur durch eine siebenwöchige Seefahrt von Europa getrennt ist, so steht es doch in allen Gegenständen eines civilisirten Lebensgenusses den Englischen Niederlassungen in Indien weit nach. Der Zustand der Literatur wird dadurch hinreichend bezeichnet, daß man hier gänzlich außer Stande ist, unterhaltende oder wissenschaftliche Bücher zu kaufen. Zwar giebt es eine öffentliche Bibliothek, allein sie ist schlecht versehen und daher unbesucht.

Es sind zu St. Sebastian dreißig bis vierzig Englische Handlungshäuser etablirt und der Ausfuhrhandel ist fast gänzlich in ihren Händen. Ihre Einfuhrartikel bestehen in Englischen Manufacturwaaren und allen Erzeugnissen, deren man in Brasilien bedarf. Sie führen dagegen hauptsächlich Zucker, Caffee und Häute aus. Der Caffee von Rio Janeiro hat den dritten Rang auf den Europäischen Märkten. Portugiesische Kaufleute sind die Unterhändler beim Einkauf der rohen Producte; sie besorgen den Transport derselben bis zum Hafen, wo sie an die Englischen Ausfuhrhändler verkauft werden. Man versichert, der Brasilianische Handel sei in neueren Zeiten durch das, zu demselben erforderliche, unverhältnißmäßig

große Capital für fremde Kaufleute unvortheilhaft geworden, und es würden Europäische Producte jetzt unter dem Einkaufspreise dort verkauft. Andre wollen die jetzige Lage des Brasilianischen Handels der allgemeinen, durch vorübergehende Ursachen hervorgebrachten Handelsstockung zuschreiben. Den jährlichen Belauf der Hafenzölle von St. Sebastian schlägt man auf zweimal hunderttausend Pfund Sterling an. Grundstücke in der Stadt und deren Umgebungen werden zu hohen Preisen verkauft, da die Capitalisten bei dem Mangel öffentlicher Sicherheitsmittel, ihre Gelder vorzugsweise in Gebäuden anlegen.

Die Lebensmittel sind theuer und schlecht, welches lediglich von dem Mangel an Aufmunterung von Seiten der vermögenderen Einwohner herrührt. Die reichen Portugiesen in Brasilien, deren Speise hauptsächlich in Rindfleisch und einer consistenten Kräutersuppe besteht, sind entweder zu indolent, oder zu sparsam, um für eine Verbesserung ihrer Tafelbedürfnisse dadurch Sorge zu tragen, daß sie für Artikel von ausgezeichneter Beschaffenheit einen höheren Preiß bezahlen; und obwohl das Clima und der hohe Grad von Fruchtbarkeit des Bodens die Vereinigung der Erzeugnisse des Osten und Westen zulassen würde, so sind doch verhältnißmä-

ßig wenig Europäische Früchte und Gewächse auf den Märkten zu haben, und selbst Erdäpfel, die doch ursprünglich in America einheimisch sind, kann man nicht immer haben. Weintrauben sind neuerlich mit Erfolg angebaut worden.

Die Regenzeit ist zwar periodisch, doch nicht so regelmäßig, als in Indien und andern tropischen Climaten. Der Regen fällt in heftigen Schauern, die aber selten länger, als drei Stunden in einem Tage anhalten. Bei der ungewöhnlichen Dürre der damaligen Jahrszeit war man sehr besorgt vor den Mangel an Futter für das Rindvieh. Das für den Markt bestimmte Schlachtvieh wird aus dem Innern des Landes mehrere hundert Meilen weit, und zwar sehr schnell hergetrieben, und da es bis zum Verkauf nicht wieder gemästet wird, so ist die schlechte Beschaffenheit des Fleisches die natürliche Folge davon. Das Clima von Rio Janeiro ist so gesund, daß ein seit einigen Jahren angelegtes Hospital für Seeleute, eingegangen ist, weil es unnöthig war. Im Monat März stand der Thermometer in der Sonne auf 112°, in einem kühlen Zimmer auf 78° und in einer weniger günstigen Lage auf 84°. Das Wasser zu St. Sebastian hat keinen angenehmen Geschmack, soll aber gesund seyn.

Wenn gleich der fortgesetzte Aufenthalt des Prinzen Regenten in Brasilien eine nachtheilige Wirkung auf seine Europäischen Besitzungen gehabt haben mag, so ist derselbe doch wahrscheinlich die Ursache gewesen, daß der Aufstand sich nicht aus den Spanischen Provinzen bis hieher verbreitet hat. Dadurch, daß man Brasilien als ein selbstständiges Königreich betrachtet, ist jeder aus der Colonialpolitik herrührende Zwang aufgehoben und den natürlichen Vortheilen des Landes freier Lauf gelassen. Die gewöhnliche Militärmacht der Provinzen besteht aus der, vier bis fünftausend Mann betragenden Miliz, die schlecht disciplinirt ist, und gegen einen Europäischen Feind gänzlich unwirksam seyn würde. Ein Observationscorps, hauptsächlich bestehend aus den, neuerlich aus Portugall eingetroffenen Truppen, ist an der Grenze versammlet, und die täglich erwarteten Verstärkungen werden sich mit demselben vereinigen. Doch beabsichtigt man hiedurch lediglich eine Demonstration, indem die Brasilianische Regierung bis jetzt keinen Theil am Streite genommen, vielmehr dem Handel nach Buenos Ayres seinen ununterbrochenen Lauf gelassen hat.

Beim Anblick der Parteihäupter, die neuerlich von der Leitung der Angelegenheiten zu

Buenos-Ayres vertrieben sind, und in Brasilien einen Zufluchtsort suchen, dabei aber stete Verbindungen mit dem neugebildeten Staate unterhalten, um ihre Wiedereinsetzung zu bewirken, kann man sich nicht des Gedankens an die bürgerlichen Zwistigkeiten der alten Griechischen, so wie der Italienischen Republiken des Mittelalters erwehren, wo die größte äußere Gefahr die Kraft der inneren Spaltungen nicht zu unterdrücken vermochte.

Ueber den moralischen Character der Einwohner von St. Sebastian nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen ein Urtheil fällen zu wollen, würde abgeschmackt seyn; ich kann nur die Meinung Anderer aufzeichnen, welche im Stande gewesen sind, über diesen Gegenstand richtige Schlüsse zu machen; und nach diesen dürfte der dortige gesellschaftliche Zustand eben in keinem günstigen Lichte erscheinen. Die höheren Volksclassen, welche denen in Europa an Sitten und Talenten des civilisirten Lebens weit nachstehen, cultiviren sehr wenig den verfeinerten gesellschaftlichen Verkehr; sie lieben und ermuntern keinesweges die Gemeinschaft mit Fremden; Hofetiquette und abergläubische Beobachtung der Gebräuche des Catholicismus sind ihre Hauptbeschäftigungen. Ihre Aufmerksamkeit auf äußern Anstand im Benehmen der

Frauenzimmer ist äußerst strenge. Eine verheirathete Frau, die sich mit irgend einem andern Manne, als etwa ihrem Bruder öffentlich sehen ließe, würde eines unschicklichen Benehmens beschuldigt werden. Nach den Berichten mancher Reisenden sollte man glauben, daß sonst die Formen der Schicklichkeiten von den Brasilianischen Damen nicht sehr beachtet würden; allein dergleichen, nur zu oft generalisirte Bemerkungen finden bloß ihre Anwendung auf besondere Classen, welche gewöhnlich zur näheren Kunde der Fremden zu kommen pflegen, und in Hinsicht dieser machen weder Land noch Clima irgend einen wesentlichen Unterschied.

Das Benehmen der Brasilianischen Regierung gegen Lord Marcatney und Sir Gore Ousely mußte natürlicherweise bei uns die Erwartung gleicher Aufmerksamkeiten erwecken, und mit einem angenehmen Vorgefühl vermutheten wir, daß man uns bei unserer Landung sogleich von Seiten der Behörden in irgend einem dazu bereiteten öffentlichen Gebäude unsre Wohnung anweisen würde. Sei es nun die allgemeine, durch den Tod der Königin hervorgebrachte Stockung in den Staatsangelegenheiten, oder irgend ein anderer Grund von dauernder Einwirkung, wodurch ein von uns

serer Erwartung sehr verschiedenes Benehmen verursacht wurde, genug, die beiden erwähnten Fälle wurden von den Portugiesischen Ministern keinesweges als Richtschnur angenommen und die Einräumung eines Hauses ward uns förmlich abgeschlagen. Die Gastfreiheit des Hrn. Chamberlain ergänzte indeß diesen Mangel, und da sein Haus nicht groß genug war, um eine so zahlreiche Reisegesellschaft mit Betten zu versehen, so räumten die in der Nähe wohnenden Englischen Kaufleute dem Gesandtschaftspersonal die nöthigen Zimmer ein.

Die Leiche der Königin von Portugall ward am 23. im Kloster d'Ajuda beigesetzt. Man machte sich große Erwartungen vom Leichenzuge, die jedoch keinesweges befriedigt wurden. Das einzig Bemerkenswerthe war der Anzug der Haupt-Leidträger, der, wie man versicherte, ganz dem Trauer-Costüm des alten Portugiesischen Adels gleich war. Es waren ihrer acht, jeder begleitet von einem Bedienten in reicher Livree, der seines Gebieters Wappenschild trug. Der Anzug, so weit ich ihn aus einiger Ferne beobachten konnte, glich dem, der Priester. Am 28. war bei Hofe Lever, zur Annahme der Beileidsbezeugungen des Adels, der Hofleute, Staatsbeamten und fremden

Gesandten. Da die Verabredung getroffen war, daß ein öffentlicher Empfang unsrer Gesandtschaft des eingetretenen Trauerfalls wegen nicht Statt finden solle, so bewilligte der König dem Lord Amherst, begleitet vom Gesandtschaftssecretair, am folgenden Tage eine Privataudienz, und zwar in dem nämlichen Zimmer, wo die öffentlichen Audienzen ertheilt werden.

Wegen eingetretener Windstille konnten wir erst am 31. März absegeln.

Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans.

(Fortsetzung.)

Die Königskrönung.

Erschrocken und gebeugt durch diese Niederlage sandten Herzog Bedford und die Pariser nach dem früher schnöde behandelten Herzog von Burgund um Hülfe nach Hesdin. Doch auch beim Ministerium warb er. Da nicht sogleich ein anderes Heer aufzubringen war, so wurde das unter dem Cardinal von England zu einem Kreuzzug gegen die Hussiten bestimmte durch Ränke und Bestechungen nach Frankreich geführt.

Die Englischen Besatzungen in den kleinen Posten von Beauce, wie zu Montpipeau und Saint-Sigismond, zündeten auf die Nachricht von der Pataychlacht die Städte an und flohen. Der Connetable wollte schon die Feinde verfolgen, als ein Befehl des Königs ihn nach Hause zu gehen beschied; denn man sah seinen Ehrgeiz nur zu sehr durch. Das siegreiche Herr zog sich nach Orleans

zurück, wo sich immer neue Krieger einfanden, die den König hier erwarteten und nach Rheims begleiten wollten. Der König aber blieb in Sully sur Loire, welches nun wieder nach zehnmonatigen Englischer Besatzung in la Tremoilles Händen war. Die Schonung, welche diesem Ort widerfahren war, wirft beinahe auf Tremoille das Licht, als habe er mit dem Engländischen Regenten in Frankreich ein verdecktes Spiel geführt, was bei Carls Schwachköpfigkeit wohl möglich war. Die Jungfrau und die vornehmsten Heerführer begaben sich also, den Connetabel ausgenommen, nach Sully zum König. Xaintrailles stellte ihm Talbot vor und bat, ihn ohne Lösegeld zurücksenden zu dürfen. Es geschah und Talbot lößte in der Folge Xaintrailles Ketten gleich uneigennützig. Herzlich bat die Jungfrau den König am 22. Jun. seine wackern und getreuen Unterthanen in Orleans zu besuchen. Er versprach bis Châteauneuf-sur-Loire zu kommen, weil vermuthlich la Tremoille eine Begegnung mit dem Connetabel mißrieth. Hier blieb also der König und berieth sich über den Zug nach Rheims, und kehrte darauf nach Sully zurück.

Am 26. Jun. erhielt Loys de Culan, Admiral von Frankreich Bonny wieder. Mathelin

Naval wurden 500 Livres für Verpflegung der Jungfrau wiedererstattet. Johanna lud den Herzog von Burgund ein, wieder zu Frankreichs Lilien zurückzukehren, hatte aber drei Wochen darauf noch keine Kunde vom Erfolg. Nun ging sie wieder nach Orleans ab, musterte alle neuankommenden Heere und sendete sie nach dem allgemeinen Sammelplatz, Gien. Hierauf trieb sie den König zu Sully von neuem an, nach Rheims zu gehen. Ihr Eifer und ihre Thätigkeit, womit sie die Ankunft der Schaaren beschleunigte, stach sehr gegen Carls Lässigkeit ab, riß ihn auch wohl zuweilen auf eine Zeit aus dieser Trägheit.

Richemont hatte in vergeblicher Hoffnung auf der Jungfrau und des Herzogs von Alençon Versöhnungsgesuche sich nach Baugenci gezogen und, um seine Brauchbarkeit zu bewähren, Marchenoir zwischen Blois und Baugenci belagert, welches Engländer und Burgunder besetzt hatten. Die Befehlshaber von Marchenoir aber, welche vermuthlich das üble Vernehmen Richemonts mit dem König kannten, unterhandelten mit dem Herzog von Alençon wegen der Uebergabe; und dieser schloß auch wirklich, schadenfroh vielleicht, eine Capitulation ab, kraft welcher der Besatzung zehn Tage zum Abzug und Fortschaffen ihres Eigen-

thums gestattet wurden. Den Burgundern ward verziehen, und, weil Geißeln gestellt worden waren, welche für Uebergabe des Platzes zur bestimmten Zeit hafteten, und der Herzog nichts besorgte, ließ er Richemont ansagen, nicht weiter zu gehen. Dieser nahm also seinen Weg nach Parthenay. Kaum war er aber fort, und der Herzog selbst nach Gien abgegangen, so nahmen die Anführer von Marchenoir einige Leute des Herzogs gefangen, um ihre Geißeln zu sichern.

Unterdeß überlegte man zu Gien, ob nicht, bevor man nach Rheims zöge, Cône und la Charité zu unterwerfen wären; was auf der Jungfrau Rath bis zur Rückkehr verschoben ward. Eben so berieth man sich, ob die Gemahlin des Königs, Marie von Anjou, die bereits auf dem Wege nach Gien war, ihn nach Rheims begleiten solle. Sie erfuhr aber bei ihrer Ankunft, daß sie vielmehr für den Dauphin und die Regierung zu sorgen habe.

Wie Johanna dem Könige vorausgesagt, so geschah es. Der Zug wuchs zusehends und von allen Seiten strömten Menschen herbei. Alle ermuthigte die Jungfrau: „fürchtet nichts! Ihr werdet niemand finden, der euch schadet, fast nicht

ein Hinderniß." Der Tag zum Aufbruch ward bestimmt, obgleich die Engländer Rheims und alle Städte und feste Plätze der Picardie, Champagne, Isle de France, Brie, Gastinois, Auxerrois, Burgund und das ganze Land zwischen der Loire und dem Meer inne hatten. Am 29. Jun. 1429 zog die Jungfrau mit ihrem Gefolge ab bis Briare. Tags darauf folgte der König. Bei zwölftausend stark war das Heer. Es erschien vor der starken Stadt Auxerre, die seit 1370 Kroneigenthum, jetzt ihm die Thore verschloß, dem Herzog von Burgund ergeben. Befehlshaber waren Simon Lemoine und Johann von Regnier. Johanna und andre Heerführer riethen Sturm. Die Lage der Stadt war mißlich. Man bat, neutral bleiben zu dürfen, bestach auch wohl la Tremoille mit 2000 Thlr. und versprach dafür, dem Heer Lebensmittel zu reichen, und dem König so zu gehorchen, wie Troyes, Châlons und Rheims. Kein glänzender Beginn! Darum war auch Johanna sehr unzufrieden, obwohl ihr nichts blieb, als sich zu fügen. Einen Vortheil hatte indeß auch dieser Vertrag, den möglich raschen und überraschenden Fortzug.

Nach drei Tagen ging es auf St. Florentin, das sich ohne Widerstand ergab. Zwischen Troyes

und Auxerre hielt die Jungfrau Heerschau; das Heer wuchs täglich. Endlich kam Carl vor Troyes, vor ihm her die zur Uebergabe auffordernden Herolde. Dazu waren die von Troyes so wenig geneigt, daß sechshundert Engländer und Burgunder, welche mit eingelegten Lanzen auf die Franzosen eindrangen, von tapfern Anführern ernst und hastig zurückgewiesen werden mußten. Das Heer umlagerte die Stadt und schnitt ihr zuförderst die Zufuhr ab. Fünf Tage war alles vergebens. Das Belagerungsheer litt Mangel; die Lebensmittel waren nur von den Herren und Hauptleuten zu bezahlen. Schon riß Unmuth ein, als man in einiger Entfernung große Bohnenfelder entdeckte; freilich eine vergängliche Hülfe! Da berieth sich der König mit seinen Führern. Robert le Maçon, Herr von Trier, ein alter treuer Diener, verwies an die Jungfrau. Urplötzlich erscheint diese im Kriegsrath. „Wird man mir glauben?" fragt sie, nachdem man ihr die Rathlosigkeit ängstlich mitgetheilt. „Gern, wenn du vernünftig und zu unserm Besten sprichst," antwortet der König. „So befehle mein edler Dauphin," erwiderte sie, „daß Troyes belagert werde! Denn im Namen Gottes werde ich euch noch vor dem dritten Tage im Guten, oder mit Gewalt in die Stadt führen,

und das falsche Burgund soll staunen." „Zweifelt nicht," fügte sie gegen den bedenklichen Bischof hinzu; „morgen seid ihr Herr der Stadt." Man beschloß dieß abzuwarten.

Jetzt ergriff sie ihre Fahne, sammelte das Heer, ließ Zelte an die Gräben bringen, die Gräben mit Faschinen füllen. Die Nacht verfloß unter unermüdeter Arbeit. Diese Bewegsamkeit beunruhigte doch die Stadt. Der 9. Jul. brach an. Johanna läßt zum Sturm blasen, schreitet voran nach den Gräben. Schreck ergreift die Engländer und Burgunder; wie weiße Schmetterlinge um eine Jungfrau schimmert es ihnen vor den Augen. Alles stürzt, läuft, räth zu capituliren. Die Thore gehen auf; aus ihnen tritt der Bischof Etienne de Givry mit mehreren Heerführern, und Einwohnern, und zieht bebend nach dem königlichen Lager. Der König nimmt alle gütig auf, verstattet Engländern und Burgundern freien Abzug mit aller Habe, den Einwohnern gelobt er Vergessenheit. Darüber war in der Stadt große Freude.

Unter die Habe rechneten die Engländer auch einige, man weiß nicht warum, vergessene Französische Gefangene, welche sie mit fortnehmen woll-

ten. Aber soweit ließ es die Jungfrau nicht kommen. Sie hielt am Stadtthor, als die Besatzung abzog, und als nun die Gefangenen in Ketten und düsterm Schweigen erschienen, rief sie: „bei meinem Gott! fortführen sollen sie sie nicht, und gebot Halt. Es entstand ein Wortwechsel, der König erfuhrs und zahlte ein Lösegeld.

Am 10. Jul. früh sollte der König in die Stadt einziehen. Johanna wollte ihm zuvorkommen und die Schaaren zu seinem Empfang selbst ordnen. Als die Einwohner dieß erfuhren, sendeten sie, durch die Engländer gegen sie eingenommen, Bruder Richard besorgt entgegen. Er sprengte Weihwasser vor sich her. Johanna lächelte und hieß ihn mit sanfter Heiterkeit näher kommen. Von dem Augenblick war Richard dem König ganz ergeben und begleitete ihn auf dem ganzen Feldzuge. Jetzt meldete Johanna dem König, daß alles zu seinem Empfang bereit sei. Da zog er mit großem Gepräng, die Jungfrau an seiner Seite, in Troyes ein. Nach angehörter Messe in der Hauptkirche, nahm der König den gewöhnlichen Eid ab. Lange durfte er nicht verweilen; denn Johanna trieb nach Chalons. Dort kamen ihm vor der Stadt die Einwohner entgegen, den Bischof an der Spitze und führten

ihn unter Betheuerung ihres Gehorsams im Triumph in die Stadt. Da der Weg Johannen nicht weit von Domremy führte und das Gerücht, daß sie den König nach Rheims führe, auch dahin gedrungen war, so hatten sich vier von ihren Landsleuten in Chalons eingefunden, und Johanna sah sich unvermuthet unter Freunden, antworterte auf eine Menge Fragen mit gewohnter Sanftmuth, unter andern auch auf die Frage: ob sie denn nicht fürchte, im Treffen zu bleiben? „Ich fürchte nur Verrath."

In Paris war unterdeß auf die Nachricht vom Siege des Königs bei Patay alles in Verwirrung und Schrecken. Es wurden große Anstalten zur Vertheidigung gemacht. Der Herzog von Burgund kam mit 7 — 800 Mann nach Paris, die Geister, welche ohnehin ihre Treulosigkeit gegen den König nur durch noch größere Verschwärzungen desselben vor sich zu rechtfertigen strebten, aufzuregen. Am 16. Jul. zog er wieder mit seiner Schwester, der Gemahlin des Englischen Regenten nach Lens in Artois ab. Herzog Bedford berief alle Besatzungen aus der Normandie und andern Orten, ja sendete auch Jarretière um Hülfsvölker nach England; er selbst überließ die Hauptstadt dem Hrn. de l'Ile-Adam, ging

nach Pontoise und von da an die Grenzen der Normandie und Picardie. Der Herzog von Burgund sendete ihm den Bastart von Saint-Pol, und dieser ward Statthalter von Meaux.

Carl, der unterdessen rasch vorwärts ging, fürchtete doch in Rheims Widerstand zu finden. Aber um so zuversichtlicher tröstete ihn Johanna, er solle nur männlich handeln, so werde er das Reich behaupten. Sofort zog er bis vier Wegstunden vor der Stadt, und blieb auf dem Schloß Sept-Saulx. Furcht und Schrecken ergriff bei dieser Nachricht die Rheimser, den Statthalter und den Hrn. von Saveuses, den der Herzog von Burgund mit einigen Truppen dahin gesendet hatte. So getheilt zwischen Furcht und Ehre beriefen sie das Volk, um sich mit ihm zu berathen und, da sie sich nicht halten zu können bekennen mußten, zogen sie mit Bewilligung des Volks gar gern ab nach Chateau-Thierry. Unter dem Volk waren mehrere Treugesinnte und so ward beschlossen, dem König knieend die Schlüssel der Stadt zu überreichen. Desselben Tages früh zog auch Regnaut de Chartres, als Erzbischof von Rheims, ein; gegen Abend König Carl. Die Krönungsweihe ward für den nächsten Tag bestimmt. Liebender Eifer brachte in Einer Nacht

alles zu Stande. Am 17. früh zog auch René, Herzog von Bar und Lothringen, und der edle Herr von Commercy an der Spitze eines glänzenden Adels mit viel Kriegsleuten ein, dem König Huldigung zu beweisen. Johanna schrieb in aller Frühe noch vor der Krönung an den Herzog von Burgund.

†

„Jesus Maria."

Hoher und verehrter Fürst, Herzog von Burgund! Johanna die Jungfrau ersucht Euch im Namen des Himmelskönigs, ihres obersten Lehnsherrn, daß der König von Frankreich und Ihr einen festen und dauernden Frieden schließet. Verzeiht einander ganz und von Herzen, wie rechte Christen sollen und, wollt Ihr doch kriegen, so thut es gegen den Saracenen! Fürst von Burgund, ich bitte, flehe und verlange so demüthig als ich vermag, daß Ihr fürder nicht das heilige Reich Frankreich bekriegt, und sogleich Eure Leute, die irgend in Festungen und Plätzen besagten heiligen Reichs liegen, zurückziehet; seinerseits ist der huldreiche König von Frankreich bereit, Frieden mit Euch zu machen, wenn es mit Ehren geschehen kann und Ihr wollt; und thue ich Euch von

Seiten des Himmelskönigs, meines obersten Lehnsherrn, zu Eurem Besten und Eurer Ehre ja zu Eurem Leben, zu wissen, daß Ihr keine Schlacht gegen die getreuen Franzosen gewinnen werdet, und daß alle, welche gegen besagtes heiliges Frankreich streiten, gegen Jesus, den König Himmels und der Erden, meinen obersten Lehnsherrn, streiten. Und bitte und ersuche Euch mit gefaltenen Händen, daß Ihr keine Schlacht liefert, noch Krieg führet gegen uns, weder Ihr noch Eure Leute und Unterthanen; und glaubet nur gewiß, welche Menge Volks Ihr auch gegen uns führen werdet, sie werden doch nichts gewinnen und Schade wird seyn um Schlacht und Blut derer, die gegen uns ziehen. Vor drei Wochen sendete ich Euch gute Briefe durch einen Herold, daß Ihr bei der Weihe des Königs zugegen wäret, welche heute, Sonntag am 17. des Jul. zu Rheims gefeiert wird; darauf hab' ich keine Antwort erhalten, noch seitdem wieder von besagtem Herold etwas vernommen. Seid Gott befohlen und nehme er Euch in seine Obhut, wenn es ihm gefällt! Ich bitte Gott, daß er Frieden schenke. Geschrieben zu Rheims am siebzehnten Jul."

Schon war die heilige Schale aus der Kirche St. Denys nach der Hauptkirche feierlich abgeholt

und auf den Hochaltar gestellt, alle Große versammelt, die Jungfrau mit der geweihten Fahne stand neben dem Altar; es wurden dem Brauch nach, die nur abwesenden Ebenbürtigen aufgerufen, und, da sie nicht erschienen, ihre Stellvertreter erwählt, Herzog von Alençon für den Herzog von Burgund, Graf Clermont für den Herzog der Normandie, Graf Vendome für den Herzog von Aquitaien, Hr. de la Tremoille für den Grafen von Flandern, Hr. von Laval für den Grafen von Toulouse, und Hr. von Gaucourt für den Grafen von Champagne. Kirchliche Ebenbürtige waren der Erzbischof von Rheims, die Bischöfe von Chalons, Orleans, Seez und zwei andere ungenannte. Hierauf erschien der König und kniete vor den Altar. Nachdem er den gewöhnlichen Eid geleistet, ward er auf den Thronsessel gesetzt, wo die Ebenbürtigen ihm die Krone über dem Haupt hielten und sie dem Volke zeigten. Hierauf ward er kniend am Altar vom Erzbischof gesalbt. Nun trat Johanna hervor, warf sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie und rief unter heißen Thränen: „nun, mein huldreicher König, ist Gottes Wille vollzogen, der da wollte, daß ich die Belagerung von Orleans aufhübe, und Euch hieher nach Rheims führte, die heilige Weihe zu

erhalten, zum Zeichen, daß Ihr wahrer König seid und der, welchem Frankreichs Herrschaft gebührt.“ Alles war tief gerührt. Nach beendigter kirchlichen Feier ging der ganze Zug nach dem erzbischöflichen Pallast zum Gastmahl, wo nur der Erzbischof sich mit dem Monarchen zu Tisch setzte, die übrigen Großen aber aufwarteten. Zwei Tage darauf kam die Nachricht nach Paris.

Während der Feierlichkeit sah auch Johanna ihren Ohm Durand Laxart, und ihren ehrwürdigen Vater. Aber nur demüthiger war die Jungfrau, als sie auf dem Gipfel ihres Ruhms stand.

Am 20. reiste der König nach Corbény fünf Wegstunden von Rheims ab, um dort, dem Gebrauch nach, die Gebeine des heil. Markulf zu berühren, wodurch die Könige von Frankreich nach dem Volksglauben, die Kröpfe zu heilen vermögen. Von hier ging es nach Vailly, vier Wegstunden von Soissons; es unterwarf sich dem König. Die Abgeordneten von Soissons überreichten dem König die Schlüssel; so auch Laon. Auch Provins, Coulommiers, Crécy=en Brie und andere Städte erkannten den König an. Vor Chateau Thiery verfolgte Johanna, welche einen Abscheu gegen

Buhlerinnen hatte und sie stets aus dem Heere verbannte, die Geliebte eines Officiers und warnte sie, sich nicht ferner im Heere sehen zu lassen. Beim Anzug des Heeres und der Jungfrau erschracken die von Chateau-Thiery, übergaben, nach gepflogenen Unterhandlungen, die Stadt und Festung und zogen nach Paris. Am 25. rückte der König ein. Dort bat Johanna um Steuerfreiheit für Greux und Domremy, die sie auch erhielt, und welche bis zur Revolution fortdauerte. Von Chateau-Thiery begab sich der König nach Provins. Am 25 zog der Cardinal von Winchestre in Paris mit 4000 Mann ein; und am 3. Aug. stand Bedford zu Corbeil an der Spitze von 10,000, zog längs der Seine bis Montereau-sur-Yonne, wo Johann ohne Furcht gemordet worden war. Von hier aus erhielt Carl einen Brief von Bedford, voll Lügen und Heuchelei. Er nahm die angebotene Schlacht an, zog durch die Ebenen von Brie nach dem Schloß Motte-de-Nangis, 16 Wegstunden südwestlich von Paris. Diese Kühnheit machte Bedfords Lage mißlich, obwohl man dieß im Französischen Heere nicht ahndete. Der König stand gerüstet, aber Bedford zog sich wieder nach Paris.

Unterdeß hatten die Einwohner von Bray-sur-Seine den Franzosen, welche dort übersetzen mußten, freien Durchzug versprochen. Als aber das Heer ankam, waren bereits Abends zuvor Engländer und Burgunder aufgenommen worden, und so wurde die erste Cavallerie des Französischen Heers beim Eintritt in die Stadt gefangen und ausgeplündert, die Brücken aufgezogen, die Wälle besetzt und Englands Fahne wehte von den Thürmen. Das Heer kehrte also nach Chateau-Thiery zurück, ging dort über die Marne durch la Ferte-Milon nach Crespy. Allenthalben ward der König mit Jubel und Segensgrüssen empfangen. Johanna war tief gerührt und wünschte mit frommen Gefühlen unter einem so guten Volk zu sterben; denn nur widerstrebend folgte sie jetzt noch dem König, da ihre Sendung zu Ende war, und sie nichts sehnlicher verlangte, als daheim wieder mit ihrem Geschwister die Heerden zu weiden.

Am 19. Aug. lagerte das Heer bei Dammartin. Da rückte Bedford, beunruhigt durch des Königs schnelles Vordringen, nochmals von Paris nach Mittry, unfern von Dammartin und ließ, wohl verschanzt, dem König die Schlacht anbieten. Sogleich verließ der König Dammarrin, und rückte

mit der Reiterei vor bis Laigny=le=See, wo das Fußvolk seiner wartete. Bedford erwartete ihn ruhig, in der Meinung, man werde ihn angreifen. Da dieß nicht geschah, brach er gegen Abend sein Lager ab, zog sich nach Louvres und dann nach Paris zurück. Der König wieder nach Crespy, fordert Compiegne auf, sich zu ergeben. Es geschieht. Auch Beauvais unterwirft sich, trotz Pierre Cauchon, dem Erzbischof, der aber dafür aus der Stadt verjagt wurde. Wichtig war Compiegne wegen des Uebergangs über die Oise, den Schlüssel zur Picardie und Normandie. Da brach Bedford zum drittenmale nach Senlis auf, um den König von der Normandie abzuschneiden; denn, gelang es den Franzosen hier Fuß zu fassen, so waren die Engländer, die schon von Orleans, Champagne und Isle de France her eingeschlossen waren, von England ganz abgeschnitten. Das Französische Heer lagerte drei Wegstunden südöstlich von Senlis, bei Barron und Mont=Piloer. Der König ließ Ambroise de Lore und Poton de Xaintrailles nach Paris zu den Feind recognosciren. Sie sahen die Engländer ziehen, meldeten es dem König durch Eilboten, der nun in Ordnung gerade auf Senlis loszog. Bedford setzte über einen kleinen Fluß bei Barron. Die Heere

wurden einander ansichtig, und noch desselben Abends wurde scharmützelt.

Früh mit Sonnenaufgang ordnete der König die Schaaren. Es waren drei Abtheilungen; eine unter Herzog Alençon, und Vendome bildete den Vorzug, die zweite unter René das Centrum, die dritte unter dem König, Grafen Clermont und la Tremoille die Nachhut. Die Flügel bildeten sich unter Sainte-Severe und Rays. In dem Reservecorps waren Johanna, der Bastart von Orleans, Graf Albret und La Hire.

Bedford hatte sein Heer beim Dorfe la Victoire in einer sehr festen Lage aufgestellt, im Rücken von tiefem Moor gedeckt, links und rechts breite Gräben und dichtes Gehölze, vor sich tiefe Laufgräben und Pfähle. Talbot und Sulfolk waren frei geworden und zu ihm gestoßen.

Der König rückte den Engländern auf zwei Bogenschüsse nach und forderte sie; aber sie kamen nicht. Gleichwohl gab es viel einzelne Gefechte. Ueberall war die Jungfrau mitten im Handgemeng, bald die Zerstreuten sammelnd, bald die Verwegenen zurückweisend. Kein Pfeil, kein Getös schreckte sie; ruhig, anspruchslos schritt sie über das Schlachtfeld, jetzt die ergebene Gerechte, die christliche Heldin, die still die Mär-

tyrerkrone verdienen will. Durch diese einzelnen, jedoch auf der ganzen Linie verbreiteten Gefechte, wuchs die Erbitterung immer mehr, bis endlich die Nacht einbrach. Tags darauf zog Bedford nach Senlis, oder Paris, der König nach Crespy zurück. Der Sieg blieb, troß allen Großthaten, besonders französischerseits, unentschieden. Die Jungfrau drang indeß in den König, den Herzog von Burgund durchaus nicht aus dem Auge zu lassen; denn sie hielt es für wichtig, alle Französische Prinzen zu dem Lilienbanner zurückzubringen. So ging denn eine Gesandtschaft an den Herzog nach Arras. Nach einigen Tagen bekam sie Gehör. Hierauf war mehrtägige Berathung. Unterdessen, schritten die Franzosen immer weiter vor. Creil ward genommen, Aumale, Torcy, Estrepagny, Chateau-Guillard, wo der berühmte Barbazan neun Jahre im Kerker geschmachtet hatte und nun frei wurde. Carl ging nach Compiegne, wo man ihn lange schon ersehnte, blieb dort 8 — 9 Tage, und übergab Guillaume de Havy die Stadt. Hier traf ihn die rückkehrende Gesandtschaft und meldete: der Herzog werde zu weiterer Rücksprache eine Gesandtschaft senden; übrigens seien die vorzüglichsten Räthe zum Frieden geneigt. Nur der Bischof von Tournai, Jean de Tourey, und

Hue de Launoy durchkreuzten sie. Unterdessen hatte der Connetable zu Parthenay das Schloß Galerande Parnefort und die Festung Malicorne an der Grenze von Anjou und Maine genommen; Capitain Terbourg Bonsmoulins. Als nun Bedford die Normandie von zwei Seiten bedroht sah, ließ er Ludwig von Luxembourg, Bischof von Therouenne, Jean Ratelet und Simon Morhier mit 2000 Mann Besatzung in Paris und zog nach Rouen über Saint Denis. Der König brach von Compiegne nach Paris auf, und eben als die Jungfrau das Pferd besteigen wollte, kam — es war am 22. Aug. — ein Bote von Johann IV. Grafen von Armagnac und verlangte sehnlichst sie zu sprechen. Er brachte einen Brief des Grafen und wollte nicht ohne Antwort wieder gehen. Trotz dem übeln Empfang der neidischen und eifersüchtigen Hauptleute ließ Johanna den Boten näher kommen und las:

„Meine viel werthe Dame! Ich empfehle mich Euch ergebenst und bitte Euch um Gott, angesehen die Trennung, welche jetzt in der heil. Kirche im Betreff der Päpste obwaltet — denn drei streiten um die Papstwürde; der eine zu Rom, läßt sich Martin V. heißen, dem alle christliche

Könige gehorchen; der andere zu Paniscole, im Königreich Valencia nennt sich Clemens XII. der dritte, man weiß nicht wo, außer daß er beim Cardinal des heil. Stephan ist, und nur wenig mit ihm sind, nennt sich Benedcit XIV. Der erste, Martin, wurde zu Constanz mit Einstimmung aller Völker der Christenheit gewählt, Clemens zu Paniscole nach dem Tode Benedict XIII. von dreien seiner Cardinäle; der dritte, Benedict XIV. heimlich zu Paniscole vom Cardinal des heil. Stephan. Fleht also zu unserm Herrn Jesu Christo, daß er Euch durch seine grundlose Barmherzigkeit zeige und durch Euch uns, welcher von den dreien der wahre Papst sei, und welchem man fortan zu gehorchen habe nach seinem Willen, ob Martin, Clemens, oder Benedict, und welchem zu glauben sei. Denn wir sind alle bereit, den Willen unseres Herrn Jesu Christi zu thun. Ganz Euer Graf d'Armagnac."

Sogleich dictirte Johanna folgende Antwort.

†

„Jesus Maria.

Graf d'Armignac, mein sehr werther und guter Freund! Ich, die Jungfrau Johanna

thue Euch kund, daß Eure Botschaft an mich gelangt ist und mir gesagt hat, Ihr habet sie gesendet, von mir zu erfahren, welchem der drei Päpste Ihr zu glauben habet; darüber aber kann ich Euch für jetzt mit nichts Wahrem dienen, bis ich in Paris, oder anderswo seyn werde; denn jetzt bin ich zu sehr mit dem Kriege befaßt. Hört Ihr aber, daß ich in Paris bin, so sendet zu mir und ich werde Euch dann wahrhaft berichten, welchem Ihr zu glauben habt, und werde dann von meinem obersten Lehnsherrn, dem König aller Welt erfahren, wie Ihr Euch zu verhalten habt. Ich empfehle Euch Gott aus allen meinen Kräften. Er behüte Euch! Geschrieben zu Compiegne am 22. Aug."

Beide Briefe mögen wohl etwas von den Feinden der Jungfrau verfälscht seyn, ob sie gleich von Gerichtspersonen unterzeichnet sind.

Der König zog mit seinem Heere nach Senlis; das Heer lagerte vor der Stadt, die Jungfrau dabei. Sie bat jetzt la Tremoille um ein rüstiges Pferd zu Schlacht und Reise; er gab ihr das Pferd des Bischofs von Senlis, den er wahrscheinlich kränken wollte. Dieß aber und die Untüchtigkeit des Thiers machte, daß sie es an la

Tremoille zurücksendete. Zu Senlis stieß der Herzog von Bar zum König, nebst ihm andere Große und Herrn. Nun beschloß er vor Paris zu gehen und am 25. Aug. war die Vorhut vor den Thoren. Flugs nahmen die Engländer nochmals den Franzosen den Schwur ab. Unterdessen dankte Carl zu St. Denis Gott, der Jungfrau und den Aposteln Frankreichs und legte dort am Grabe seiner Ahnen die bräuchlichen Weihgeschenke nieder. Die Jungfrau war dabei, und hielt auch daselbst zwei Kinder in der Taufe. Denn sie war sanft und nur den lüderlichen Frauen abhold, welche jetzt im Lager immer mehr überhand nahmen. Eine solche verfolgte sie eines Tages und zerschlug an ihr und den sie umgebenden Männern ihren Degen aus Fierbois. Kein Handwerksmann konnte ihn wieder zusammenschweißen. Darüber war die Jungfrau sehr betrübt; denn es durchzückte sie wie eine böse Ahndung.

Nach Saint Denis kam der Prior der Abtei Lagny, Artus de Merry, dem König Gehorsam anzutragen. Ambroise de Lore nahm ihm bald den Eid ab. Paris schien sich vertheidigen zu wollen, und die Engländer brauchten sich nicht in Listen zu erschöpfen, das verblendete Volk gegen Carl aufzubringen. Täglich gab es Scharmützel

vor Paris. Endlich ward am 7 Sept. ein ernsterer Angriff beschlossen, vermuthlich zuförderst eine Demonstration, wodurch die Streitkräfte sich entwikkelten. Johanna wollte anfangs nicht mitziehen; ihre Stimme rieth ihr, zu Saint-Denis zu bleiben. Aber die Heerführer zwangen sie. So ward denn la Chapelle auf der Hälfte des Wegs von Saint-Denis nach Paris genommen. Tags darauf, am 8. wurden die Schaaren auf der Abendseite auf dem Marché aux pourceaux in Schlachtordnung gestellt. Das Geschütz ward an mehrere Orte vertheilt und beschoß auch die Stadt gar lebhaft, wahrscheinlich von dem damals bedeutenden Hügel Saint-Roch oder des Moulins. Ein Theil der Pariser stürzte in die Kirche, wo erkaufte Priester Haß gegen Carl predigten; andere, auf den Wällen, halfen den Engländern und Burgundern. Die Franzosen hinlänglich mit Wagen, Karren und Pferden versehen, fingen endlich an, zwischen den Thoren Saint-Honore und Saint-Denis ernsthaft zu stürmen, und brachen den tapfern Widerstand. Die Jungfrau warf sich selbst in die mit Wasser angefüllten Gräben, und als sie die Leitern anlegen wollten, ertönte es in der Stadt: alles ist verloren, der Feind ist in der Stadt. Johanna stand zwischen zwei Gräben

und ermuthigte unter Pfeilgeschwirr die Soldaten zur Füllung der Gräben und zur Erkletterung. Keine Drohung, kein Schimpfwort hielt sie ab. „Gebt die Stadt dem König von Frankreich wieder!“ rief sie. Endlich ward sie von einem Pfeil im Schenkel verwundet, und zog sich zurück, auch weil die Nacht für heute Einhalt that; denn es ging schon auf Mitternacht los. Das Heer zog sich nach la Villette zurück. Die Unternehmung war mißlungen, um so mehr, da der Mißmuth über die verwundete Jungfrau muthlos machte und sich endlich in Wuth gegen sie verwandelte. Der Verlust war auf Seiten der Franzosen bedeutend, man sagt 1500.

Am 9. früh kehrte das Heer nach Saint-Denis zurück, wo der König mit der Nachhut geblieben war. Unbegreiflich, wenn nicht wieder la Tremoille im Spiel war. Die Krieger fühlten selbst, daß das Unternehmen nur an Muthlosigkeit und Unbestand gescheitert war. Jetzt bat Johanna nochmals um ihren Abschied. Man suchte sie zu begütigen. Aber sie war zu tief gekränkt, und entschlossen, nie wieder den Degen für Undankbare zu ziehen, warf sie sich in Saint-Denis am Altar der Märtyrer nieder, dankte Gott, der Jungfrau und den Heiligen für die erwiesene Gnade,

weihte ihre Waffen dem Apostel Frankreichs und henkte sie anf einem Kirchpfeiler auf. Es war ein Schwert und eine ganze Rüstung.

Nach fünf Tagen war ihre Wunde geheilt, und die Jungfrau folgte dem König, der wieder nach der Loire zog. Ein Theil des Heers blieb in Isle de France und dem Gebiete von Beauvais. Compiegne war Guillaume de Havy übergeben, Senlis dem Grafen Vendome, Creil dem Jacques de Chabannes. Der König selbst ging nach Lagny über die Marne, von da nach Provins, Bray über die Seine, die Yonne nach Courtenay, Chateau Regnard, Montargis, Gien, wo er nach 3 Monaten siegreich wieder einzog.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den gesellschaftlichen Zustand in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Häusliche Einrichtung. Dienstboten.

Zur vollen Entwickelung ihres Characters und ihrer Fähigkeiten bedarf die Französin der Einwirkung ausgezeichneter Verhältnisse. Sie spielt weit besser die Rolle einer Heldin als die einer Hausfrau und ist weit geeigneter, Gefahren und Schwierigkeiten, welche Thatkraft erfordern, zu begegnen, als die Pflichten des alltäglichen Lebens zu erfüllen, die nur geringe Opfer, aber dauernde Anstrengungen erfordern. In dieser Hinsicht zeigen die Französinnen der höheren Classen eine Art von angenommener oder wirklicher Hülflosigkeit, welche sie von ihren Domestiken sehr abhängig macht und eine femme de chambre oder ein maitre d'Hotel führt in einer französischen Familie die nämliche Oberaufsicht, die in England das Geschäft seiner Gebieterin seyn würde, Damen vom allerhöchsten Range ausgenommen. Keine Französin, selbst von

den untersten Classen beschäftigt sich mit der Verfertigung ihrer Kleidungsstücke, sondern ihre Handarbeiten bestehen lediglich in Putzsachen und Zierrathen, und ich hörte gemeine Frauenzimmer in Läden und an öffentlichen Plätzen von ihren „Couturieres" ihren „marchandes de modes" und ihren femmes de chambre schwatzen, obgleich sie selbst in ihrem Aeußern weit unter einem Hausmädchen zweiter Classe in einer angesehenen Englischen Familie standen.

Eine femme comme il faut ist in Frankreich in Hinsicht häuslicher Geldangelegenheiten gewöhnlich so unkundig und gedankenlos wie ein Kind. Ihre Einfälle und Neigungen befriedigt sie mit sorgloser Schnelligkeit und verwendet ihre Einkünfte mit verschwenderischer Einfalt zu Putzsachen und Allmosen, zu Zierrathen und Belustigungen. Nie hörte ich eine Französin von Stande von irgend einer Sache sagen, sie sei theuer, und oft, wenn ich glaubte, sie durch die übertriebenen hohen Preise eines Kaufmanns, der mich „en Dame Angloise" bezahlen lassen wollte, in Verwunderung zu setzen, suchten sie mich jederzeit durch die Antwort zu beruhigen: „mais ce n'est pas cher."

Hingegen hat man mich versichert, daß in den mittleren Classen und insbesondre unter der großen Anzahl von Personen guter Herkunft, die während einer langen Folgereihe politischer Umwandlungen alle Extreme des Reichthums und der Dürftigkeit practisch kennen lernten, die strengste Sparsamkeit mit einem sehr anständigen Aeußern vereinigt ist, und daß durch das savoir faire der weiblichen Familienhäupter ganze Familien in den Stand gesetzt werden, bei einem Einkommen, welches in einer Englischen Landstadt kaum zum Unterhalt einer einzelnen Person hinreichen würde, der Gesellschaft eines ausgewählten Cirkels zu genießen.

Diese wohlberechnete Sparsamkeit wird häufig durch die Vereinigung mehrerer Familienzweige und Generationen unter einem Dache und in einer gemeinschaftlichen Haushaltung noch mehr befördert. Dieser glückliche Verein des Familieninteresses und der Familienanhänglichkeit ist einer der schönsten Züge des Nationalcharacters. Jene filzige Trennung des Interesses, welches in England schon früh die Bande väterlicher und kindlicher Zärtlichkeit locker macht und dem erwachsern Sohne eine Begierde nach der Volljährigkeit einflößt, die ihm eine unabhängige häusliche Einrichtung ge-

währt und den Vater zum argwöhnischen Pächter seines ungeduldigen Erben macht, ist in Frankreich gänzlich unbekannt.

Unter den Hausbedienten in einer Französischen Familie spielt die femme de chambre noch immer die wichtige Rolle, in welcher Moliere seine Toinetten und Dorinen auftreten läßt. Zuweilen ist sie General-Directrice des Hauswesens, immer aber ist sie der Cabinetsminister der Dame, mit der sie gewöhnlich am Hochzeitstage ins Haus kömmt, wo sie nicht selten der einzige weibliche Dienstbote ist.

Da es in Frankreich weniger als in England Sitte der Damen ist, die Kaufläden selbst zu besuchen, so werden fast alle Einkäufe durch die femmes de chambre gemacht, die sich durch Anhänglichkeit und Treue gewöhnlich eines solchen Zutrauens würdig zu machen pflegen.

Aus der Suivante der jungen Dame wird häufig in der Folge die bonne, deren Sorgfalt die Kinder des Hauses und selbst die ersten Anfänge ihres Unterrichts anvertraut werden. Eine „bonne“ ist ein liebenswerther Character, der nur in Frankreich einheimisch ist, und zwischen der Griechischen Amme und der Spanischen Duenna

das Mittel hält, indem er ganz die anhängliche Ergebenheit der erstern mit der amtlichen Würde der letztern vereinigt. Geehrt von den Bedienten, geliebt von den Kindern, und von der Herrschaft mit Achtung behandelt, bleibt die bonne gewöhnlich in der Familie, wenn schon ihre jungen Zöglinge der Sorge andrer Erzieher übergeben sind.

Die Haushaltung einer Französischen Familie von Rang und Vermögen besteht gewöhnlich aus einer femme de chambre, einer femme de charge, einem maitre d'Hotel, einem valet de chambre und zwei Laquaien, deren einer zugleich frotteur ist und alle Geschäfte eines Hausmädchens verrichtet. Hiezu kommt ein chef-de cuisine und ein garçon d'office.

Der Zustand häuslicher Dienstbarkeit hat seit den frühesten Zeiten die angeborne freundliche und milde Denkweise des Volks an den Tag gelegt; auch jetzt noch wird er durch große Nachsicht gemildert und durch das, zwischen dem Herrn und Bedienten gewöhnlich bestehende wechselseitige Wohlwollen erträglicher gemacht. In Frankreich wird für die Gesundheit und das Wohlsein der Bedienten weit größere Sorge getragen, als in irgend einem Theile von Großbrittanien.

Dort sind sie nicht, wie hier, den größten Theil des Tages hindurch auf den Aufenthalt in einem ungesunden Gewölbe unter der Erde beschränkt. Die Französische Bedientenstube (office) ist im Erdgeschoß; häufig hat auch jedes einzelne Stockwerk seine kleine Küche, wo sich bloß der chef de cuisine und der garcon d'office aufhalten. Alle übrigen Bedienten nehmen ein Vorzimmer ein, welches den Wohnzimmern der Familie zu nahe ist, als daß dort lärmende Fröhlichkeit oder grobe Unanständigkeiten vorfallen könnten. Hier verrichtet die femme de chambre ihre weiblichen Arbeiten, indem sie zugleich mit scharfem Blicke die in das Zimmer ihrer Dame gehenden Gäste beobachtet; hier sieht der Haushofmeister seine Rechnungen nach, und der Kammerdiener liest seine Novellen. Hier werden alle Bediente der ankommenden Gäste aufgenommen. Beim Eintritt eines Fremden, wie hoch auch sein Rang sei, bleiben alle Bediente sitzen, nur der Haushofmeister erhebt sich, öffnet mit theatralischem Anstande die großen Flügelthüren und kündigt mit einer Stentorstimme den Rang und Namen des Fremden an.

Einen auffallenden Contrast bildet hingegen die Lage Englischer Bedienten, während ihre Herrschaften sich in Gesellschaft befinden. Stundenlang

der Rauhheit der Witterung ausgesetzt, bringt diese große Menschenclasse auf Kosten ihrer Gesundheit und jedes bessern Gefühls diese Zeit entweder in eitlem Nichtsthun oder in lasterhaften Ausschweifungen hin.

Auch den Equipagen der Gäste wird gewöhnlich in Frankreich während der Dauer der Gesellschaft ein bedeckter, vor der Witterung geschützter Platz angewiesen, während die Bedienten im wohlerleuchteten und geheizten Vorzimmer entweder ein gesellschaftliches Spiel machen, oder der Vorlesung eines Tageblatts oder Romans zuhören; denn in Paris liest jedermann und die Bedienten sind weder die Besten noch die Geringsten unter den Lesenden. So zeigte z. B. unser Miethlaquai eine mir unerwartete Kunde der Französischen Literatur. Als ich eines Morgens, während er im Zimmer ein Geschäft hatte, ein Billet an den Baron Denon schrieb und es, meiner Französischen Sprachkunde mißtrauend, meinem Manne vorlas, unterbrach mich Charles mit den Worten: „Mille pardons, mais — — — Madame, ce n'est pas francois.“ Auf näheres Befragen fuhr er fort: „Mais, oui, Madame, c'est français si vous voulez; mais ce n'est pas pur, et puis, pour le style c'est froid.“ — „Worin?“ fragte

ich. „Eh bien Madame par exemple, Vous commencez, par dire que Vous regrettez d'etre privée du plaisir etc. Il auroit fallu dire: je suis au desespoir." Ich schlug ihm hierauf vor, das Billet selbst zu schreiben, damit ich es abschreiben könne. „Ich will es Ihnen dictiren My Lady," versetzte Charles; denn was Lesen und Schreiben betrifft „Voilà une branche de mon éducation, qu'on a tout a fait negligée." Als ich meine Verwunderung äußerte, wie sich diese Vernachlässigung mit seiner Literaturkunde vereinigen lasse, erwiderte er, es sei in seinem Stadtviertel unter Leuten seines Standes gewöhnlich, sich an Sommerabenden vor den Thüren zu versammeln und sich von denen, die lesen könnten, der Reihe nach vorlesen zu lassen. Indeß ist die Zahl derer, die des Lesens unkundig sind, sehr gering. Nichts ist gewöhnlicher, als die Miethkutscher auf ihren Standplätzen, die Commissionairs oder Botenläufer und die Wasserträger in den Zwischenräumen ihrer Arbeit irgend einen Duodezband aus der Tasche hervorziehen und aufmerksam lesen zu sehen. Ein Französischer Laquai fühlt eben so sehr, als sein Herr, das Verdienst einer guten Erzählung und ist während der Aufwartung fast eben so hörbar, als letzterer in Be-

zeugung seines Beifalls. Die Vertraulichkeit und der Einfluß der Bedienten während eines gewissen Zeitraums der Französischen Gesellschaft, ihr Scharfsinn und ihre Gewandheit liehen den ältern Dramatikern und Novellisten ihre Charactere, und obgleich die allgemeinere Verbreitung von Kenntnissen, vermehrte Beschäftigungen und die Verbesserung des moralischen Characters den Einfluß niedriger List mindern mußten, so ist dennoch immer noch schnelle Fassungskraft und scharfer Beobachtungssinn bei den Nachfolgern der Scapins, der Mascarills und Sganarells früherer Zeiten unverkennbar. Kurz vor meiner Abreise von Paris erzählte mir einer meiner Freunde: Als er einst, während sein Cammerdiener ihm das Haar ordnete, im la Bruyere gelesen, habe jener die Bemerkung gemacht: „Cet homme lá avait grande connoissance du coeur humain, mais il lui manqua une chose, c'est d'avoir été valet de chambre."

Einfluß der Mode.

Während sich in unsern Tagen in Frankreich die Moden mit den Regierungen und öffentlichen Einrichtungen umgestalteten, ist der Tempel der Modegöttin stets unerschüttert auf seiner Höhe ge-

blieben und noch immer wimmeln seine Hallen von Geweihten, die auf seinen Altären opfern.

Napoleon, der mit forschendem Auge alle starke und schwache Seiten des Französischen Nationalcharacters erforschte und das Resultat zu den Zwecken seines Ehrgeizes benutzte, brachte der persönlichen Eitelkeit der Franzosen sein schuldiges Opfer dar, indem er ihrem Geschmack für Kleiderputz mit Glanz und Verschwendung huldigte. Sein Krönungs-Costüm, seine Hofkleidungen, und die amtlichen Anzüge der höheren Staatsbeamten und der gesetzgebenden Corps waren sämmtlich durch einen Grad von Reichthum und Pracht, unbekannt selbst in den Tagen der pralerischsten Schaustellungen in Frankreich, ausgezeichnet. Allein indem er mit der einen Hand die Toilette und mit der andern den Altar beschützte, um sie als wirksame Vermittler seiner Absichten zu gebrauchen, waren ihm ins geheim die äußeren Formen beider in dem nämlichen Grade gleichgültig.

Im gegenwärtigen Zeitpunct herrscht in Frankreich die Toilette, mit ihrem ganzen alterthümlichen Ansehen. Jener „Esprit de systeme," jene Unterwerfung unter festgesetzten Regeln, denen die Franzosen zu gehorchen scheinen, um ihrem Schiffe

durch ein künstliches, ihrer eignen specifischen Leichtigkeit fremdartiges Gewicht Ballast zu geben, ist eben so sehr in dem Genie ihrer Toilette als in ihren Poesien und Dramen bemerkbar. Das geregelte Herkommen beider wird nie verletzt; beide sind gleich mangelhaft an Einbildungskraft und beide werden natürlichen Hindernissen zum Trotze befolgt. Frankreich war nie das Land der Dichtkunst und nie das der Schönheit, und dennoch ist die Poesie die Leidenschaft und der Anzug ein Lieblingsgegenstand der Nation.

Auf diesem Puncte ist es, wo die Französinnen am meisten dem Irrthum unterworfen sind, und alles, was in ihrem Character am anziehendsten und in ihrem Benehmen am achtungswerthesten ist, verlieren. Hier endet alle Sparsamkeit und ihre Ausschweifung kennt keine Grenzen. Alles Frivole hemmt hier alles Wesentliche, und alles Leichte schwimmt auf der Oberfläche. Die Verdienste eines „dwin cachemir“ und eines „joli mouchoir de poche brodé“ folgen rasch auf finanzielle Erörterungen und politische Argumente und auf die Frage: „Combien de cachemirs avez Vous ma chere?“ wird mehr Wichtigkeit gelegt, als selbst den neusten politischen Flugschriften der Herren Chateaubriand und

Fievé von den vielen schönen Jüngerinnen dieser Großveziere aller Ultraroyalistinnen beigemessen wird.

Nie werde ich die Mischung von Mitleid und Erstaunen vergessen, die ich bei einer meiner Französischen Freundinnen hervorbrachte, als ich ihr versicherte, ich hätte nie einen Cachemir-Shawl besessen.

Als ich einst Frau von Genlis in dem niedlichen Zimmer der Carmeliterklosters, wohin sie sich zurückgezogen hat, besuchte, erzählte sie mir folgende characteristische Toiletten-Anecdote.

Kurz vor meiner Ankunft hatte ein junger Mann von Stande diese berühmte Dame verlassen, plötzlich geheilt von der Leidenschaft für eine junge verheirathete Frau, wogegen Frau von Genlis lange vergebens gepredigt hatte. Umsonst hatte sie ihm aus Gründen der Moral, der Klugheit und des Gefühls und selbst der Religion davon abgerathen. Nichts half, bis endlich ein Shawl von Caninchenfell bewirkte, was die bezaubernde Beredsamkeit der Frau von Genlis nicht vermochte.

Er hatte Abends zuvor seine „Chere belle" auf einen Ball begleitet; sie schickte ihn zu ihrer Kutsche zurück um ihren Shawl zu holen. Er

flog zum Wagen um der Ueberbringer irgend eines prachtvollen Cachemires zu seyn, aber Ach! der Bediente zog aus der Wagentasche einen Shawl — von Caninchenfell!!! „Plus de prêchement donc, ma chere comtesse,“ fügte der geheilte Liebhaber hinzu „c'est une affaire finie!“ Nie werden sich Liebe und Caninchenfelle in meiner Einbildungskraft vereinigen können und glauben Sie mir, meine theure Gräfin: „quil n'y a pas d'amour á tenir contre un shawl peau de lapin!“

Ein junger Herr beschuldigte jüngst meine liebenswürdige Freundin, die Gräfin d'H**le, daß sie keine Stickerei auf ihrem Taschentuche habe. Als sie seine Bemerkung belachte, fuhr er fort: „Vous avez tort, car il ny a rien, qui monte la tête d'un homme comme le joli mouchoir d'une jolie femme.“

Jede Jahrszeit hat in Frankreich ihre eigenthümlichen Spitzenbesetzungen und jährliche kirchlichen Feste werden selbst jetzt nicht mit größerer Pünctlichkeit beobachtet, als der Uebergang von Points zu Brüsseler Spitzen oder von Valencienner Spitzen zu blond de fils, je nachdem es die Jahrszeit erfordert.

„Comment donc monsieur“ fragte einer der Herren vom Hofe Hrn. D * * seine Manschetten betrachtend „Vous voilà en points au mois de Mai!“

„C'est que je suis en rhume,“ war die Entschuldigung des Befragten; denn Points sind ihrer Schwere wegen, der Strenge nach nur für den Winter geeignet.

Königliches Brautgeräth.

Von der Majestät Frankreichs bis zum unbedeutendsten Unterthan herab beschenkt jeder Bräutigam in dem Königreiche den Gegenstand seiner Wahl mit einem trousseau (Brautgeräth.) Bei der Annäherung der Vermählung des Herzogs und der Herzogin von Berry schien das königliche trousseau ein Gegenstand des Nationalinteresses, wenigstens für die Hofpartei geworden zu seyn. Wohin ich ging, hörte ich nichts als die Fragen: Wann und wo ist das trousseau zu sehen? Haben Sie Eintrittsbillets zum trousseau erhalten? u. d. m. Generale schwatzten davon, Minister besprachen sich darüber, Veteranen bewachten es, Dichter besangen es und Journalisten priesen es. Pairs und Deputirte, Verordnungen und Budjets wurden darüber vergessen.

Der erste Tag der Ausstellung war der königlichen Familie vorbehalten, welche in dieser wiedergebornen Ceremonie zu Gunsten der Hauben und Unterröcke die Wiederkehr jener glorwürdigen Regierung fand, welche einst über Sonnenschirme eine so feierliche Entscheidung erließ. *) Der zweite Tag war für den Hof und den Französischen Adel, die vier folgenden Tage für denjenigen Theil des Publicums, welcher Einfluß oder Empfehlung hatte, um sich Eintrittsbillets aus den Thuillerien zu verschaffen, und daran ließ man es nicht fehlen, da es eine Art von Staatspolitik war, den Geschmack für Flor und Blumen bei dem ausgearteten Volke wieder zu beleben, welches seit zwanzig Jahren gebildet war,

„De se donner l'air, d'aimer sa patrie.“

Die Volksmenge von Paris ist schmiegsamer und höflicher als die irgend einer Hauptstadt der Welt; allein bei dieser einzigen Gelegenheit sah ich den Französischen Volkscharacter seine Höflichkeit verleugnen. Hier überwog die Wichtigkeit des Ge-

*) In dem Briefwechsel Ludwigs XV. mit dem Herzog von Richelieu findet sich eine Entscheidung des Königs über diesen Gegenstand. A. d. V.

genstandes alle Formen und Ceremonien und die Anstrengung, das Treiben und Drängen der Menge, die den Vorhof des Palais des menus plaisirs füllte und die großen Treppen erklimmte, die vergebliche Einmischung der Generale, das Geschrei, das Flehen und die Furcht vor Erdrückung, dieß Alles machte den Eintritt zum königlichen trousseau zu einer der furchtbarsten und gefahrvollsten Scenen, die ich je sah. Nach zweistündigen Anstrengungen passirten wir durch die letzte Barriere. Es waren ihrer vier, sämmtlich bewacht von mousquetaires mit aufgepflanztem Bajonette und wir erreichten endlich das Palladium der königlichen Toilette. Eine lange Reihe schöner Zimmer war dicht behangen mit Kleidern von jeder Farbe und Schattirung, von jedem Stoff und Gewebe, vom glänzenden Krönungsanzuge, bis zum Schlafgewande von Englischem Moußlin, vom diamantenen Diadem bis zur Nachthaube herab. Jeder Artikel des weiblichen Anzuges vom nothwendigsten bis zum überflüssigsten war hier nicht bei Dutzenden sondern bei Hunderten zur Schau gestellt. Unter den Beschauern dieser zauberischen Schätze bemerkte ich viele neue Französische Militairs. Ludwigskreuze glänzten an allen Seiten und wandernde Bänder wetteiferten mit denen, die

an den Wänden umherhingen. „Mais, cest du dernier goût“ c'est du dernier galant, c'est superbe! „c'est magnifique!“ So erscholl es von den Lippen derer, die vielleicht bald berufen werden das Commando=Wort zu geben, welches dem: „en avant“ eines energischeren Anführers nachfolgen soll.

Während Frankreich, herabgewürdigt durch seine gegenwärtige Lage vor übelgeschwichtigten Unwillen seufzt, sich in der Gewalt jener Mächte zu sehen, die es noch vor kurzem in Unterwürfigkeit hielt; während es durch Mangel genöthigt wird, seine Zuflucht zu auswärtigem Reichthum zu nehmen und fremde Truppen zu bezahlen, unter deren Befehl es steht, — unter allen diesen Umständen läßt es sich bezweifeln, ob es politisch und ob es schicklich war, so dem Auge eines getheilten Volks Proben einer grenzenlosen Verschwendung und müssiger Eitelkeit zur Schau zu stellen.

Geschichte der unglücklichen Französischen Besitznehmungsexpedition nach dem Senegal, im Jahre 1816; inbesondre des schrecklichen Schicksals der Mannschaft der Fregatte Meduse. Nach der neueren Darstellung zweier Augenzeugen.

Es sind zwar die Hauptresultate dieses, in mehrerer Hinsicht äußerst merkwürdigen Ereignisses in einzelnen Mittheilungen dem Publicum bekannt geworden; allein die Kunde des vollständigen Zusammenhanges des Ganzen und der Folgereihe von Ungeschicklichkeiten, Nachlässigkeiten und Schlechtigkeiten der Befehlshaber und Vorgesetzten, welche einzig das Verderben von Hunderten Verunglückter herbeiführte, dem Staate einen bedeutenden Verlust zuzog und zugleich den jetzigen Zustand mehrerer Französischen Dienstzweige in einem nur zu redenden Bilde darstellt, ist begreiflicherweise von

den leitenden Behörden der Publicität entzogen. Von den wenigen Geretteten, die ihr Vaterland wieder sahen, wagten es nur zwei, der Ingenieur Geographe Sangny und der Schiffswundarzt Corréard, die vollständige Geschichtserzählung jener Unternehmung, ihrer Schreckensscenen, und ihrer wirkenden Ursachen offen an den Tag zu legen. Zur Strafe für ihre Freimüthigkeit würden sie, an statt den Lohn ihrer Dienste und einigen Ersatz für unsägliche, unverschuldete Leiden einzuerndten, absichtlich hintangesetzt und hülflos gelassen. Jetzt legen sie vereint ihre und ihrer Unglücksgenossen Leidensgeschichte in einer, am Ende des Jahres 1817 herausgegebenen Schrift, *) wovon nachstehende Bearbeitung den wesentlichen Inhalt liefert, dem größeren Publicum vor Augen.

---

*) Nauffrage de la frégatte, la Méduse, faisant partie de l'expedition du Sénégal, en 1816 etc. Par J. B. Henry Savigny, Ex-Chirurgien de la marine et Alexandre Corréard, Ingenieur géographe. Paris 1817.

Bestand und Abfahrt der Expedition. Schiffbruch der Fregatte, Meduse.

Die Französische Niederlassungen auf der Westküste von Africa, vom Cap Blanc bis an die Mündung des Flusses Gambia, waren seit dem Jahre 1808 im Besitz der Engländer und wurden durch die Pariser Tractaten von 1814 und 1815 den Franzosen zurück gegeben. Zur Wiederbesetzung derselben ward eine Expedition von vier Segeln ausgerüstet, welche nach zweijähriger Vorbereitung endlich in der Mitte des Jahres 1816 zu Stande kam. Sie bestand aus der Fregatte Meduse von vierundvierzig Kanonen, befehligt vom Herrn von Chaumareys, der Corvette Echo unter Hrn. de Venancourt, dem Flütschiff la Loire, unter dem Lieutenant Destouches und der Brigg Argus unter dem Lieutenant Parnajon. Sie führte das Africanische Bataillon, bestehend aus drei Compagnien, jede von vierundachtig Mann, nebst dem, zum Gouverneur der sämmtlichen Africanischen Niederlassungen und zugleich zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannten Obristen Chemals und den nöthigen Civil- und Militairbeamten und Unterbedienten. Ferner begleiteten die Expedition ein Arzt, zwei Landbaukundige, zwei In-

genieurs=Geographes, ein Marineofficier und zwanzig Arbeiter, bestimmt auf dem Cap Verd und in dessen Umgebungen Forschungen anzustellen um einen zur Anlegung einer neuen Colonie geeigneten Ort auszusuchen. Dieser letztern Unternehmung schloß sich als Naturunkundiger ein junger talentvoller Deutscher an, Hr. Kummer gebürtig aus Sachsen und seit mehrern Jahren in Frankreich lebend.

Die Zahl der Eingeschifften belief sich in Allem außer den Schiffsmannschaften auf dreihundert fünfundsechzig Personen, von denen zweihundert und vierzig am Bord der Meduse gingen und die übrigen auf den andern Schiffen vertheit wurden.

Am 17. Jun. 1816 ging das Geschwader von der Rhede der Insel Aix in See. Schon am 21. bei der Umsegelung des Cap Finis terra blieben die Loire und der Argus zurück, weil sie so schlecht segelten, daß es für unthulich gehalten wurde, den Lauf der Meduse darnach aufzuhalten. Wenige Tage nachher verlor man auch die Corvette Echo aus den Augen. Zwar vereinigte sie sich in der Bay von Sainte Croix auf Teneriffa, wo die Meduse einige Lebensmittel einnahm, wieder mit derselben, blieb aber bald wieder zurück.

Von Sainte Croix aus hatte die Meduse fortwährend gegen Süd=Süd=Westen gesteuert und

das Cap Barbas umsegelt. Plötzlich ließen zwei Officiere die Richtung verändern ohne den Oberbefehlshaber davon zu benachrichtigen; eine Subordinationswidrigkeit, welche schon damals das Schiff in Gefahr setzte, gegen ungeheure Felsen geschleudert zu werden. Nachdem man das Cap Blanc zu erkennen geglaubt hatte, steuerte man den ausdrücklich auf diesen Fall ertheilten Instructionen des Seeministers gemäß nach West-Süd-Westen. In der Nacht machte die zurückgebliebene Corvette mehrere Feuersignale, welche jedoch nicht gehörig beantwortet und durch die Unachtsamkeit der wachthabenden Seeofficiere zuletzt ganz vernachlässigt wurden. Sie statteten nicht einmal dem Oberbefehlshaber von den Signalen der Echo Bericht ab, so daß sie gänzlich von der Fregatte getrennt wurde. Als man bemerkte, daß der Meeresgrund sich erhöhe, veränderte man den Lauf des Schiffes und nahm eine Richtung, welche mit der bisherigen einen rechten Winkel beschrieb. Sie ging geradezu auf die Küste, und zwar an der Stelle, wo diese durch die furchtbare Felsenbank von Arguin äußerst gefahrvoll ist. Nach der Instruction des Seeministers sollte man noch zweiundzwanzig Lieues weit auf der hohen See geblieben seyn und die übrigen Schiffe der Expedition,

welche dieser Anweisung folgten, sind ohne Unfall nach Saint Louis gelangt; allein ohne Zweifel hatte der Mangel an genauer Beobachtung den Befehlshaber der Meduse zu dieser in ihren Folgen so verderblichen Hintansetzung seiner Instruction veranlaßt. In diesen ward befohlen, sich, wenn man das Cap Blanc im Gesichte habe, nach West-Süd-Westen zu wenden, allein man war dem Cap vorbeigesegelt, ohne es zu erkennen. Einen sehr sprechenden Beweis von der Unachtsamkeit und dem Leichtsinn des Befehlshabers und seiner Officiere giebt die Art und Weise, wie die letzteren ihn absichtlich über die Richtung des Schiffs täuschten. Man weckte ihn nämlich frühmorgens und überredete ihn, eine große Wolke, die sich am Horizonte zeigte, sei das Cap Blanc. Hr. Corréard, der Mitverfasser der dieser Bearbeitung zum Grunde liegenden Geschichtserzählung äußerte seine Verwunderung, wie man dem Capitain eine so offenbare Unwahrheit glauben machen könne. Man antwortete ihm, es geschähe, um ihm zu verhehlen, daß man gegen die Instruction des Ministers das Cap Blanc schon zehn Lieues weit unbeobachtet vorbeigesegelt sei. Anstatt jetzt nach Westen zu steuern um die Felsbank von Arguin zu umsegeln und dann erst die südliche Richtung

zum Senegal zu nehmen, überredete ein Officier, der im Schiffsstabe nicht angestellt und kürzlich erst aus einer zehnjährigen Gefangenschaft in England zurückgekehrt war, den Capitain, bei welchem er seit einigen Tagen einen überwiegenden Einfluß hatte, sogleich die südliche Richtung auf Portendik *) zu nehmen. Mehrere, der Schiffahrt in diesen Gewässern aus Erfahrung kundige Personen, erhoben sich laut gegen dieß Maneuvre und verkündigten vorher, daß man auf diesem Wege unfehlbar auf der Felsbank von Arguin stranden würde. Am 2. Jul. Mittags machte der wachthabende Schiffsofficier nach Sondirung des Meeresgrundes die Anzeige, daß das Schiff sich bereits über dem Abhange der Felsenbank befinde; allein man hörte ihn nicht, obgleich mehrere Umstände zusammenkamen, welche selbst ungeübten Augen nicht entgehen konnten. Das Wasser hatte seine Farbe gänzlich verändert, man bemerkte Sand in den kleinen, sich erhebenden Wellen und umherschwimmende Kräuter auf der Oberfläche des Was-

---

*) Sonst auch Port d'Adely genannt, ein Hafen mit einer Niederlassung im Distriet Zanhaga.

A. d. R.

sers, und es wurden viele Fische gefangen. Als man endlich dem Capitain anzeigte, daß die Sonde nur achtzehn Faden Wasser ergäbe, befahl er, sich etwas Seewärts zu wenden; jezt ward das Senkblei von neuem ausgeworfen und man fand nur 6 Faden tief Wasser. Vergebens befahl jezt der Capitain in aller Eile alle Segel anzuspannen, um soviel als möglich den Wind zu gewinnen; es war zu spät. Fast in dem nämlichen Augenblick stieß die Fregatte an einen Felsen, und blieb unbeweglich auf einer Stelle, wo das Senkblei nur fünf Metres 60 Centimetres Wasser anzeigte, obgleich eben damals die Fluth eingetreten war; als es Ebbe ward, fiel das Wasser noch um einen Metres Das Schiff befand sich damals unter 19° 36' nördlicher Breite und untern 19° 45' westlicher Länge.

Einschiffung der Mannschaft auf einem Floß und fünf Böten.

Sobald die Schiffsgesellschaft von dem ersten stummen Entsetzen zurückgekommen war, welches dieser Unfall unter ihr verbreitete, hörte man allenthalben den Ruf der Verzweiflung und der Verwünschung gegen diejenigen, deren Unwissenheit dieß Unglück herbeigeführt hatte. Einen sonderba-

ten Contrast mit der allgemeinen Verzweiflung gewährten zwei Frauenzimmer, die Gattin und Tochter des Gouverneurs, welche gänzlich gefühllos für die unglückliche Lage des Schiffs blieben, gleich als ob das Vorgefallene ihnen fremd wäre. Unter den angestrengtesten Arbeiten, das Schiff wieder flott zu machen, trat die Nacht ein. Vergeblich wurden am folgenden Tage diese Bemühungen fortgesetzt, und der Verlust des Schiffs schien unvermeidlich. Man mußte daher auf Mittel denken die Mannschaft zu retten. Es ward eine berathende Versammlung zusammen berufen, in welcher der Gouverneur vom Senegal, Hr. Chemals den von ihm selbst gezeichneten Plan eines Flosses vorlegte, welches zweihundert Mann nebst den nöthigen Lebensmitteln fassen sollte. Zu einem ähnlichen Hülfsmittel mußte man nothwendig seine Zuflucht nehmen, weil die sechs am Bord befindlichen Böte für unfähig erklärt wurden, die gesammte Schiffsgesellschaft zu fassen. Es ward beschlossen, daß die Lebensmittel auf diesem Floß niedergelegt werden, sämmtliche Böte dasselbe gemeinschaftlich an die Küste bugsiren, und daß dort die ganze Schiffsgesellschaft, versehen mit den aus der Fregatte mitzunehmenden Waffen und Kriegsbedürfnissen in eine Caravane gebildet, zu

Lande den Weg nach der Insel Saint Louis nehmen sollte. Die nachherigen Ereignisse zeigten, daß dieser Plan sehr gut ausgedacht war, und den gewünschten Erfolg gehabt haben würde. Allein unglücklicher Weise war er auf leichtem Sande gezeichnet, den der Hauch des Egoismus verwehte.

Noch einmal wiederholte man die Anstrengungen, das Schiff flott zu machen, und erst dann, als auch diese fruchtlos blieben, begann man die Verfertigung des Flosses und die Ausbesserung der Böte. Hätte man das Schiff mehr als geschah, durch Auswerfung der für den gegenwärtigen Augenblick minder unentbehrlichen Gegenstände der Ladung erleichtert, so möchte es dennoch wieder flott zu machen gewesen seyn; allein unbegreiflicher Weise widersetzte sich der Gouverneur der Auswerfung eines Mehlvorraths aus dem Grunde, weil die Europäischen Niederlassungen an der Africanischen Küste an diesem Artikel Mangel litten. Man vergaß, das Schiff seiner Kanonen zu entladen, die eben so wie das Mehl nicht gleich hätten verloren gegeben werden, sondern nur in Erwartung des Resultats der Erleichterung in Böten vom Schiffe entfernt werden können. Ueberhaupt herrscht in allen Rettungsmaßregeln die größte Ungewißheit. Zwei Officiere, welche sich vorzüglich

thätig zeigten, schlugen vor, alle irgend entbehrliche Gegenstände ins Meer zu werfen; der Capitain willigte anfangs ein, kaum hatte man aber damit begonnen, als Gegenbefehl ertheilt wurde.

In der folgenden Nacht bedeckte sich der Himmel, heftige Winde wehten von der Meeresseite her, die Wellen erhoben sich und die Fregatte erhielt starke Stöße, die jeden Augenblick heftiger wurden, so daß man ihrer Zertrümmerung entgegen sehen mußte. Wirklich spaltete sich mitten in der Nacht der Schiffskiel, das Wasser drang bis zu einer furchtbaren Höhe herein, alles gerieth in Allarm und die Soldaten erregten einen Aufstand, indem einige unter ihnen sie glauben machten, man habe die Absicht, sie auf der Fregatte zurückzulassen und in den Böten zu fliehen. Schon besetzten mehrere Soldaten mit den Waffen in der Hand alle Ausgänge des Schiffs, bis es endlich dem Gouverneur und den Officieren gelang, sie zu beruhigen.

Am 5. war das Wasser im Schiffe so hoch gestiegen, daß man keinen Augenblick säumen durfte es zu verlassen. Man eilte, Schiffszwieback, Wein und frisches Wasser, so viel man konnte, zu bergen, und in wohlverwahrten Fässern gegen den

Eindrang des Wassers zu sichern. Unbegreiflicherweise wurde jedoch in der Verwirrung und Eile der Einschiffung ein sehr großer Theil dieser Vorräthe, der auf dem Floß und in den Böten Platz genug gehabt hätte, theils auf der Fregatte vergessen, theils im Tumult der Räumung ins Meer geworfen. Das Floß allein hatte einen ziemlich großen Vorrath an Wein aber nicht eine einzige Tonne Zwieback. Zwar ward zur Vermeidung der Verwirrung am Tage vor der Abfahrt eine Einschiffungsliste entworfen, worin jedem sein Posten angewiesen wurde, allein Niemand kehrte sich daran und jeder suchte das ihm am zweckmäßigsten scheinende Mittel, um das Land zu erreichen. Fast alles Militair ward auf dem Floß eingeschifft. Die Soldaten wollten ihre Flinten und Patronen mitnehmen, allein man verweigerte es. Sie behielten nur ihre Säbel und fast alle Officiere versahen sich mit Jagdflinten und Pistolen. Das Floß enthielt hundert und funfzig Menschen, worunter hundert und zwanzig Landsoldaten, neunundzwanzig Seeleute und Passagiere und eine Frau. Die große Schiffsbarke von vierzehn Rudern unter dem Befehl eines Lieutenants nahm mit Inbegriff des Gouverneurs und seiner Familie nur fünfunddreißig Personen nebst drei Koffern auf, anstatt daß sie eine weit größere

Anzahl hätte fassen können; auf dem zweiten Boot gleichfalls von vierzehn Rudern wurden zweiundvierzig, auf einem dritten von zwölf Rudern achtundzwanzig Personen eingeschifft. Die Schaluppe, obwohl in einem äußerst schlechten Zustande und ohne Ruder, belud man demungeachtet mit vierundachtzig Personen, ein Canot von acht Rudern nahm fünfundzwanzig, und ein anderes noch kleineres funfzehn Personen an Bord. Das Ganze belief sich auf dreihundert siebenundneunzig Personen. Siebenzehn Mann mußten auf der Fregatte zurückgelassen werden, zum Theil, weil sie sich dem letzten, ihrer Meinung nach über füllten kleinen Boote nicht anvertrauen wollten und zum Theil, weil sie in einem solchen Zustandeder Trunkenheit waren, daß sie nicht an ihre Rettung dachten.

Gegen 7 Uhr Morgens ward das Signal zur Abfahrt gegeben. Vier Böte setzten sich in Bewegung; noch lag das Floß neben der Fregatte und in seiner Nähe lagen die beiden größten Barken. Im Vorgefühl des bevorstehenden Unglücks erkundigte sich Hr. Corréard, bei einem der commandirenden Seeofficieren auf den Böten, ob man dafür gesorgt habe, daß auf dem Floß die nöthigen Instrumente und Charten eingeschifft wä-

ren. Der Officier bejahte es mit der Versicherung, daß er für Alles dahingehörige gesorgt habe. Auf die weitere Frage, „wer der Seeofficier sei, der das Commando des Flosses übernehmen würde, erwiderte er: ich bin es und im Augenblick bin ich bei Ihnen. Mit diesen Worten verschwand er, schiffte sich auf einem der Böte ein und ließ nichts weiter von sich hören.

Endlich setzte sich die große Barke mit dem Gouverneur in Bewegung, man warf aus derselben ein Schlepptau auf das Floß und von diesem Boot allein bugsirt ging es in See. Ein zweites und ein drittes Boot warfen hierauf der Barke Beileinen zu und halfen so mittelbar das Floß bugsiren. Sie hatten guten Wind und die Matrosen ruderten, wie von Leuten, die sich von einer drohenden Gefahr retten wollen, zu erwarten war. Der Capitain, Hr. von Chaumareys, kannte so wenig seine Pflichten, daß er das Schiff verließ, als sich noch über achtzig Mann am Bord befanden, welche mit einem Schrei der Verzweiflung ihre Schiffsgenossen und den Befehlshaber abfahren sahen. Ein Officier der Landtruppen konnte nur mit genauer Noth abgehalten werden, auf den Capitain zu schießen. Dieser gab inzwischen Befehl, die Zurückgebliebnen auf der Schaluppe auf-

zunehmen, welches, da diese nicht mit Rudern versehen war, und sich daher der Fregatte nicht nähern konnte, nur mit Hülfe eines andern Boots möglich war; denen, die darauf beharrten, auf der Meduse zu bleiben, versprach man, gleich nach der Ankunft im Senegal Hülfe zu senden. Als die letzten Böte abfuhren, waren die ersten nebst dem Floß schon viertehalb Lieues weit in See. Schon früher hatte das zweite Boot anstatt der Barke des Gouverneurs das Schlepptau übernommen und nahm die Spitze der Linie ein. Unter dem Ruf, es lebe der König, ward eine weiße Flagge auf auf dem Floß aufgezogen. Die Officiere der Böte hatten geschworen, ihre auf diesem zerbrechlichen Fahrzeuge zusammengedrängten Schiffsgenossen nicht zu verlassen. Man wird sehen, wie sie ihren Schwur hielten. Das Floß war wenigstens zwanzig Metres lang und ungefähr sieben Metres breit. Es war ohne Segel und Masten. Bei der Abfahrt warf man jedoch von der Fregatte in der Eile der Mannschaft einige Segel nebst Stangen zu, doch vergaß man das gehörige Tauwerk. An Lebensmitteln befand sich auf dem Floß eine Anzahl Fässer mit Mehl, sechs Fässer Wein und zwei kleine Fässer süßen Wassers. Kaum waren funfzig Mann auf dem Floß, als es sich wenigstens sie-

henzig Centimentres tief ins Meer tauchte, so daß man genöthigt war alle Mehlfässer, welche durch das Wasser gehoben auf dem Floß umherzuschwimmen anfingen und heftig gegen die Menschen stießen, ins Meer zu werfen; hätte man sie vorher gehörig befestigt, so würde ein Theil davon haben aufbewahrt werden können. Der Wein und das Wasser allein wurden erhalten, weil mehrere Personen sich vereinigten und nur mit Mühe verhinderten, daß diese Vorräthe nicht auch das Schicksal des Mehls hatten. Diese Erleichterung des Flosses machte es möglich, auch die übrigen Personen einzuschiffen; dennoch aber blieb es einen Metre unter Wasser, und die Eingeschifften standen an einigen Stellen sogar bis an die Hüften im Wasser. Im Augenblick der Abfahrt warf man einen Sack mit fünfundzwanzig Pfund Zwieback auf das Floß, allein unglücklicher Weise fiel er in die See, woraus man ihn mit Mühe hervorzog. Zwar waren der Zwieback nur noch ein mit Seewasser vermischter Teig, allein dennoch ward er in diesem Zustande sorgfältig aufbewahrt.

Der Befehlshaber des Flosses war ein See-Cadet Namens Coudin. Er hatte sich kurz vor der Abfahr aus Frankreich eine schwere Contusion am Bein zugezogen, die sich im Wasser so ver-

schlimmerte, daß er sich nicht von der Stelle bewegen konnte. Auch die zuletzt beladene Schaluppe vereinigte sich endlich mit dem Zuge. Der, sie commandirende Lieutnant, der mit Grund fürchtete, in dem zerbrechlichen überladnen Fahrzeuge ohne Ruder und mit schlechten Segeln nicht See halten zu können, flehte vergebens bei den Officieren der andern Böte ihm einige Mannschaft abzunehmen, und indem er sich im unsicheren Laufe einem der Böte zu sehr näherte, zwang er den Commandanten desselben, das Schlepptau fahren zu lassen und die Linie der Böte vor dem Floß zu trennen. Zwei Böte waren noch an ihren Posten, allein bald nachher ließen auch diese höchst unverantwortlicher Weise das Schlepptau fahren und gaben das Floß den Wellen Preiß. Zwar hat in der Folge der Gouverneur in seinem Berichte an den See-Minister behauptet, das Schlepptau seiner großen Barke sei durch einen Zufall zerrissen, allein die Herren Savigny und Corréard beschuldigen ihn der Unwahrheit und beziehen sich auf das Zeugniß mehrerer Personen auf den Böten, daß selbst auf den Ruf: „wir verlassen sie,“ nicht geachtet, nicht die mindeste Anstalt getroffen wurde, sich aufs neue mit dem Floß in Verbindung zu setzen, und die vorige Ordnung

wieder herzustellen. Von jetzt an war jedes Boot sich selbst überlassen. Denn da die Befehlshaber der Division ein so schlechtes Beispiel gaben und keine Befehle ertheilten, die Zusammenwirkung der Schiffe wieder herzustellen, so war es wenigstens verzeihlich, daß jeder der übrigen Commandanten nur auf Rettung seines eignen Fahrzeugs dachte. Die Küste war nur zwölf bis funfzehn Lieues weit entfernt und noch am nämlichen Abend kamen die Böte im Gesichte derselben, so daß mit Beibehaltung der begonnenen Ordnung die Rettung des Flosses kaum zu bezweifeln gewesen wäre.

Schreckliches Schicksal der auf dem Flosse Eingeschifften.

Noch immer konnten die unglücklichen Floßbewohner nicht glauben, daß sie von ihren Landsleuten so schändlich verlassen wären und von Minute zu Minute hofften sie sehnsuchtsvoll, die Böte an ihren Posten zurückkehren zu sehen, bis sie endlich sämmtlich ihren Augen entschwanden. Wuth und Verzweiflung bemächtigte sich jetzt der ganzen Mannschaft und jeder schwur, sich, wenn er je die Küste erreichte, an denen zu rächen, die an diesem schändlichen Verrathe Schuld waren.

Mehrere Personen, die zur Einschiffung auf die Böte bestimmt gewesen waren, hatten das Floß vorgezogen, weil Pflicht und Ehre ihnen diesen Posten anzuweisen schienen: zu diesen gehörte auch Hr. Corréard, der Mitverfasser der vorliegenden Geschichtserzählung. Als commandirender Ingenieur wollte er die unter seinem Befehle stehenden Leute, welche auf das Floß beordert waren, nicht verlassen. Vergebens hatte er den Gouverneur flehentlich gebeten, sie mit ihm auf dem nämlichen Boote einzuschiffen, worauf er dann erklärte, daß er nicht geeignet sei, eine Niederträchtigkeit zu begehen und daß er mit seinen Untergebenen auf dem Floß vereinigt zu werden verlange, welches ihm bewilligt wurde.

Als Augenzeugen lassen wir ihn die Hauptumstände der Schreckensscene, welche jetzt begann, selbst erzählen:

„Die allgemeine Bestürzung stieg aufs höchste, alle Schrecken des Hungers und Durstes malten sich unserer Einbildungskraft, und überdieß hatten wir gegen ein treuloses Element zu kämpfen, welches schon die Hälfte unserer Körper bedeckte. Die Matrosen und Soldaten überließen sich der Verzweiflung, Alle sahen ihren Untergang als unver-

meidlich an und ihre lauten Klagen waren der Ausdruck der finstern Gedanken, die ihr Inneres bewegten. Anfangs half kein Zureden, endlich gelang es uns, sie allmälig etwas zu beruhigen und wir beschäftigten uns jetzt damit, die Seecharten, den Compaß und den Anker aufzusuchen, welches Alles wir nach dem, was man uns bei der Abfahrt gesagt hatte, auf dem Floß zu finden mit Recht erwarten konnten. Allein alles Nachsuchen war vergebens und keiner dieser so höchst nothwendigen Gegenstände war auf unserem Fahrzeuge eingeschifft, vorzüglich setzte uns der Mangel eines Compasses in die äußerste Bestürzung. Glücklicher Weise erinnerte ich mich, in den Händen eines meiner Untergebenen einen Taschencompaß gesehen zu haben. Er zog ihn zu unserer großen Freude hervor und obgleich dieses kleine Instrument sehr unvollkommen war, so glaubten wir doch, daß unser Heil von diesem schwachen Hülfsmittel abhänge. Der Compaß ward dem Floßcommandanten eingehändigt, aber schon nach einigen Stunden beraubte uns ein Zufall desselben auf immer, er fiel zwischen die Balken des Flosses und verschwand."

„Keiner unter uns hatte bei der Abfahrt irgend einige Nahrung zu sich genommen; der Hunger meldete sich gebieterisch; wir vermischten un-

sern Teig von Zwieback und Seewasser mit Wein, und so zubereitet vertheilten wir ihn unter die ganze Mannschaft. Dieß war unsere erste Malzeit und die beste, die wir während unsers ganzen Aufenthaltes auf dem Flosse einnehmen konnten. Die Wein-Ration ward auf täglich drei Quart für jeden bestimmt; der Zwieback war in der ersten Vertheilung gänzlich aufgegangen. Der Tag verging ziemlich ruhig, wir unterhielten uns über die Mittel zu unserer Rettung und sprachen davon als von einer gewissen Sache. Dieß belebte unsern Muth und wir munterten die Soldaten dadurch auf, daß wir die Hoffnung einer baldigen Rache bei ihnen rege erhielten. Hr. Savigny übernahm es bei dem Uebelbefinden des Floß-Commandanten, die aus der Fregatte herübergeworfenen Stangen zu Masten einrichten zu lassen und die Segel mit den Resten des Schlepptaues zu befestigen, doch waren sie uns von wenigem Nutzen und dienten uns nur dann, wenn der Wind von hinten kam.

„Bei Einbruch der Nacht erhob sich der Wind und stark wogte das Meer. Es war eine fürchterliche Nacht. Diejenigen unter der Mannschaft, die nicht an die Bewegung der See gewohnt waren, stürzten über einander her. Hr. Savigny

ließ daher Stricke ausspannen, woran sich die Schwankenden halten konnten. Einige waren jedoch genöthigt, sich fest zu binden um nicht ins Meer zu stürzen. Um Mitternacht verschlimmerte sich die Witterung; ungeheure Wogen ergossen sich über uns und warfen uns zu Boden; das Jammergeschrei der Mannschaft durchtönte das Brausen des Meeres, welches uns jeden Augenblick über das Floß erhob und uns mit sich fortzureißen drohte. So verging uns, schwebend zwischen Tod und Leben, seufzend über unser Unglück, das gewisse Verderben vor Augen und dennoch kämpfend um den traurigen Rest unsers Daseins mit dem grausamen Element, welches uns zu verschlingen drohte, diese schreckliche Nacht. Endlich legte sich bei anbrechendem Tage der Wind, aber welches Schauspiel bot sich jetzt unserm Blicke dar! Zehn bis zwölf Unglückliche waren mit dem untern Theile des Körpers in die Lücken der Floßbalken hinabgesunken, ohne sich losmachen zu können und hatten in dieser Lage den Tod gefunden. Zwanzig andere waren durch die Wellen fortgerissen; zwei Schiffsjungen und ein Bäcker stürzten sich ins Meer, nachdem sie von ihren Unglücksgefährten Abschied genommen hatten. Wir beklagten den Verlust unserer Genossen. Ach! wir ahndeten noch nicht die schrecklichere

Scene der folgenden Nacht und noch immer belebte uns die Hoffnung, daß die Böte uns zu Hülfe kommen würden. Der Tag war schön und es herrschte die vollkommenste Ruhe auf unserm Flosse; aber es ward Abend und kein Boot ließ sich sehen; Muthlosigkeit bemächtigte sich aufs neue der ganzen Mannschaft, ein Geist des Aufruhrs zeigte sich in wüthendem Geschrei und die Stimme der Vorgesetzten verhallte umsonst. Die Nacht kam heran, der Himmel bedeckte sich mit dichten Wolken; der Sturm hob die Wellen; Berge von Wasser bedeckten uns jeden Augenblick und brachen sich in unserer Mitte. Wir waren genöthigt uns in den mittleren festeren Theil des Flosses zusammenzudrängen; wer ihn nicht erreichen konnte, fand den Tod in den Wellen. So stark war das Zudrängen zum Mittelpuncte, daß mehrere durch das Gewicht ihrer jeden Augenblick auf sie zustürzenden Cameraden erstickten. Die Officiere hielten sich an den Fuß des kleinen Mastes und oft hatte das Floß eine fast perpendiculäre Lage, so daß man um das Gleichgewicht herzustellen, auf die vom Meer erhobne Seite eilen mußte.

„Die Soldaten und Matrosen, in der festen Ueberzeugung, daß sie bald vom Meere verschlungen werden würden, beschlossen, ihre letzten Au-

genblicke dadurch zu versüßen, daß sie sich bis zur Bewußtlosigkeit berauschten. Wir hatten nicht Kraft genug, uns dieser Ordnungslosigkeit zu widersetzen und bald zeigten sich die Wirkungen des Weins auf ihre schon durch die nahe Todesgefahr und den Mangel an Nahrungsmitteln geschwächten Seelenkräfte. Taub gegen die Stimme der Vernunft wollten sie ihre Unglücksgefährten mit sich ins Verderben ziehen und laut erklärten sie ihre Absicht sich ihrer Vorgesetzten zu entledigen, und dann das Floß durch Zerschneidung der Ankertaue, wodurch die Balken an einander befestigt waren, zu vernichten. Schon begann einer unter ihnen, ein Enterbeil in der Hand, diesen Vorsatz auszuführen. Dieß war die Loosung zum Aufstande. Wir rückten gegen diese Unsinnigen vor, und derjenige, welcher mit dem Beil bewaffnet war, womit er selbst einen Officier bedrohte, war das erste Opfer. Mehrere Unterofficiere und viele Passagiere vereinigten sich mit uns, mit den Waffen in der Hand das Floß zu retten. Die Aufrührer drangen mit gezogenen Säbeln und Messern entschlossen auf uns ein; wir setzten uns in Vertheidigungsstand. Jetzt hieb einer der Rebellen auf einen Officier ein, doch der Angreifende ward von Stichen durchbohrt auf der Stelle todt niederge-

streckt. Diese Festigkeit hielt sie auf einen Augenblick in den Schranken, allein sie minderte nicht ihre Wuth. Drohend und mit vorgestreckten Säbeln und Bajonnetten zogen sie sich zurück und einer unter ihnen fing an, die Verbindungsstricke des Flosses mit einem Messer zu durchschneiden. Sogleich stürzten wir auf ihn los; ein Soldat wollte ihn vertheidigen und stieß mit seinem Messer nach einem Officier, der Stoß fehlte und der Officier warf seinen Gegner und dessen Cameraden ins Meer. Jetzt ward das Gefecht allgemein; einige schrieen, man solle das Segel einziehen. Ein Trupp Unsinniger zerschnitt die Stricke, welche den Mast hielten, durch dessen Sturz ein Infanterie-Capitain besinnungslos niedergestreckt wurde. Die Soldaten ergriffen ihn und warfen ihn ins Meer; wir retteten ihn und legten ihn auf eines der Fässer, allein die Aufrührer rissen ihn herab und wollten ihm mit einem Federmesser die Augen ausstechen. Erbittert durch so viele Grausamkeiten setzten wir alle Schonung bei Seite; den Säbel in der Faust drangen wir auf sie ein und mehrere büßten mit dem Leben einen Augenblick der Verirrung. Ich trennte mich nicht von meinen Untergebenen und versammelte sie auf dem Vordertheil des Flosses um mich her, verbot ihnen aber

irgend jemandem etwas zu Leide zu thun, so lange sie nicht angegriffen würden. Allein die wiederholten Angriffe der Aufrührer zwangen sie, sich ohne Schonung ihrer Waffen zu bedienen und endlich gelang es ihnen, die andringende Masse zu zerstreuen."

„Nach diesem zweiten Gefechte legte sich die Wuth der Soldaten; mehrere warfen sich uns zu Füßen und baten um Verzeihung, die ihnen sogleich gewährt ward. Schon glaubten wir die Ordnung wieder hergestellt und begaben uns die Waffen in der Hand auf unsern Posten im Mittelpuncte des Flosses, allein um Mitternacht drangen die Soldaten aufs neue gleich Wahnsinnigen auf uns ein, und da bei ihren gänzlich zerrütteten Verstandeskräften kein vernünftiges Zureden Eingang fand, so mußten wir jetzt unserer Seits Angriffsweise verfahren. Bald war das Floß mit ihren Leichen bedeckt, und so wüthend war der Kampf, daß die Unbewaffneten unter ihnen uns mit den Zähnen zu zerreißen suchten. Hr. Savigny erhielt Bisse an Beinen und Schultern und einen Stich im rechten Arm. Noch jetzt ist es uns unbegreiflich, wie eine Handvoll Leute einer so großen Anzahl Unsinniger Widerstand leisten konnte; denn unsere Zahl belief sich höchstens auf zwanzig.

Doch man glaube nicht, daß in der Mitte dieses Tumults unsere Verstandeskräfte gänzlich unangegriffen blieben. Schrecken, Unruhe und die grausamsten Entbehrungen hatten sie sehr geschwächt; allein weniger sinnlos als die unglücklichen Soldaten, vermochten wir uns kraftvoll ihrem Entschlusse, das Floß zu vernichten, zu widersetzen. Mehrere von ihnen stürzten sich, nachdem sie von ihren Cameraden Abschied genommen hatten, mit vieler Kaltblütigkeit ins Meer; einige mit den Worten: „Fürchtet nichts, ich gehe, euch Hülfe zu holen und bald seht ihr mich wieder.“ Andere forderten, den Säbel in der Faust, von ihren eignen Cameraden Brod, um ihren wüthenden Hunger zu stillen, andere sich noch auf der Fregatte wähnend forderten ihre Hangematten, um sich zur Ruhe zu begeben. Hier glaubte einer Schiffe und dort ein anderer eine Rhede mit einer schönen Stadt zu sehen. Wir waren in der That von einem wirklichen Hirnfieber ergriffen, einer Folge unserer aufs Aeußerste getriebenen Anspannung. Erschöpft von Müdigkeit und Mangel, versuchten wir einige Augenblicke der Ruhe zu genießen, bis endlich der Tag die Schreckensscene erhellte. Sechzig bis fünfundsechzig Mann waren in der Nacht umgekommen, wovon wenigstens ein Viertel sich aus Verzweif-

lung ins Meer gestürzt hatte. Von den Unsrigen hatten wir nur zwei verloren und keinen einzigen Officier. Die tiefste Niedergeschlagenheit malte sich auf allen Gesichtern. Aber ein neues Unglück zeigte sich jetzt; die Rebellen hatten während des Tumults zwei Fässer Wein und die beiden einzigen Fässer mit Wasser, die es auf dem Floß gab, ins Meer geworfen. Zwei andere Weinfässer waren Tags zuvor geleert und es blieb uns nur noch ein einziges. Es waren unser noch etwa sechzig Mann und man mußte daher die bisherige Ration um die Hälfte vermindern. Den Tag über war das Meer ruhig, welches uns in den Stand setzte, unsern Mast wieder aufzurichten, worauf wir unser Möglichstes thaten, unsere Richtung gegen die Küste zu nehmen. Wirklich glaubten wir, sie am fernen Horizont zu erkennen und wahrscheinlich waren wir nicht weit davon entfernt, denn wir hatten heftige, landwärts wehende Winde gehabt."

„Seit achtundvierzig Stunden ohne Nahrung, kämpfend gegen ein stürmisches Element vermochten wir uns kaum aufrecht zu erhalten. Vergebens versuchten wir Fische zu fangen; unsere Angeln wurden durch die Strömung unter das Floß fortgerissen, und wir mußten alle weitere Versuche aufgeben. Jetzt stürzten sich die Unglück-

lichen, die der Tod in jener fürchterlichen Nacht verschont hatte, auf die Leichen, mit denen das Floß bedeckt war, und zerschnitten sie in Stücke, die von manchen roh verschlungen wurden. Da die Uebrigen sahen, daß dieses scheußliche Nahrungsmittel die Kräfte derer, die sich dessen bedienten, sichtlich vermehrt hatte, folgten mehrere ihrem Beispiel, nachdem sie zuvor die abgeschnittenen Stücke an der Sonne gedörrt hatten. Diejenigen, welche die Kraft hatten, sich dieser Nahrung zu enthalten, wozu auch wir und fast alle Officiere gehörten, versuchten das Leder der Degengehänge, Patrontaschen und Hüte, auch Leinwand zu essen, allein nachdem wir einige kleine Stücke mit Mühe verschlungen hatten, mußten wir auch dieß Hülfsmittel aufgeben."

„Die dritte Nacht nahte heran, aber die Winde wehten gelind und minder wogte das Meer. Wir versuchten einige Augenblicke, der Ruhe zu genießen; das Wasser ging uns damals bis an die Knie und nur stehend und gegen einander gedrängt, um eine unbewegliche Masse zu bilden, konnten wir des Schlafs genießen; aber fürchterliche Träume machten ihn noch schrecklicher wie das Wachen, und oft weckte ein Schreckensruf des Träumenden den Nachbar aus seinem kurzen Schlummer. Der

Anbruch des vierten Tages zeigte uns aufs neue zehn bis zwölf unserer Gefährten leblos auf dem Floß ausgestreckt. Nur einer von diesen Leichnamen ward zur Nahrung für die Ueberlebenden aufbewahrt, die übrigen begrub man in den Wellen. Der Tag war schön. Er brachte uns eine augenblickliche Linderung unsers wüthenden Hungers. Eine große Menge fliegender Fische zog unter dem Flosse her, und fing sich zum Theil in den Lücken der Floßbalken, wir eilten herbei und es gelang uns, etwa zweihundert dieser kleinen Fische, von denen die größten den Umfang eines kleinen Herings haben, zu fangen. Wir schnitten sie sogleich auf und nachdem wir die Milch herausgenommen hatten, die für uns ein köstlicher Bissen war, verwahrten wir sie in einem Faß. Mit einer aufgefundenen Unze Schießpulver und Feuerzeug gelang es uns nach unsäglicher Mühe, in einer Tonne trockne Leinwand anzuzünden und die Fische zu kochen, die wir mit der äußersten Eßgier verzehrten, allein unser Hunger war so wüthend und unsere Fischportion so klein, daß wir Menschenfleisch damit vermischten, welches durch das Kochen weniger widrig wurde; und jetzt erst entschlossen sich die Officiere, davon zu genießen. Aber bald verlosch das Feuer, die Tonne gerieth in Brand, un-

ser Zündschwamm war verbraucht und troz aller Bemühungen vermochten wir nicht, aufs neue Feuer anzuzünden. Indeß hatte diese Malzeit manchen neue Kräfte gegeben. Die folgende Nacht würde erträglich gewesen seyn, wenn sie nicht durch ein neues Gemetzel bezeichnet worden wäre."

„Die im ersten Aufruhr neutral gebliebenen Spanier, Italiener und Neger von den Colonial-Truppen, von denen selbst mehrere sich auf unsere Seite geschlagen hatten, machten auf Anstiften eines Piemontesischen Unterofficiers ein Complott, uns zu überfallen und sämmtlich ins Meer zu werfen. Diese Elenden hatten sich durch einige Neger überreden lassen, die Küste sei sehr nahe und einmal am Lande, würden sie unter ihrer Leitung Africa ohne Gefahr durchwandern können. Das Verlangen nach Rettung und vielleicht auch die Absicht, sich des Geldes und der Kleinodien der ganzen Schiffsgesellschaft, die man, um sich ihrer beim Landen zu gemeinschaftlichen Bedürfnissen zu bedienen, in einem am Maste aufgehangenen Beutel zusammengeworfen hatte, zu bemächtigen, war der Beweggrund dieses schrecklichen Entschlusses. Die uns treugebliebnen Seeleute geigten die Schuldigen an und wir mußten aufs neue zu den Waffen greifen. Ein Spanier gab die Loosung zum

Kampfe. Mit der Linken den Mast umklammernd, machte er mit der Rechten, ein Messer schwingend ein Kreuz und rief den Namen Gottes an; allein die Matrosen ergriffen ihn und warfen ihn ins Meer. Ein zum Complott gehörender Italiener stürzte sich, als er sich verrathen sah, freiwillig in die Wellen. Um ihre Mitverschwornen zu retten, drangen jetzt die Aufrührer auf uns ein, wurden aber nach einem schrecklichen Kampfe zurückgetrieben."

„Beim Anbruch des sechsten Tages waren unser nur noch dreißig, sämmtlich in dem jämmerlichsten Zustande. Das Seewasser hatte an den unteren Theilen unseres Körpers die obere Haut fast gänzlich weggerissen, wir waren mit Quetschungen und Wunden bedeckt, die durch das salzige Wasser gereizt, uns jeden Augenblick einen Schmerzensruf anspreßten, so daß höchstens noch zwanzig unter uns fähig waren, sich aufrecht zu erhalten und zu gehen. Kaum ein Dutzend Fische und nur noch auf vier Tage Wein blieb uns übrig. Im Lauf des Tages schlichen sich zwei Soldaten hinter unser einziges Weinfaß, bohrten es an und tranken daraus durch ein Schilfrohr. Wir hatten sämmtlich geschworen, daß, wer sich ähnliche Eingriffe in unser gemeinschaftliches Eigenthum er-

lauben würde, mit dem Tode gestraft werden sollte und dieser Schwur ward an den beiden Thätern augenblicklich in Erfüllung gesetzt."

„Jetzt waren unser nur noch achtundzwanzig, von denen nur funfzehn noch einige Tage ihr Dasein fortsetzen zu können schienen; alle übrigen, bedeckt mit schweren Wunden, hatten fast gänzlich den Verstand verloren. Indessen hatten sie ihren Antheil an den Lebensmitteln und konnten vor ihrem Tode noch dreißig bis vierzig Flaschen Wein verzehren, die für uns von unendlichem Werthe waren. Nach einer allgemeinen Berathung ward im Gefühl unsers verzweiflungsvollen Zustandes beschlossen, sie ins Meer zu werfen, um dadurch den Ueberlebenden sechs Tage länger Wein zu erhalten. Drei Matrosen und ein Soldat übernahmen die Ausführung dieses schrecklichen Beschlusses. Mit abgewandten Augen beweinten wir das Schicksal dieser Unglücklichen, deren Aufopferung die funfzehn Ueberlebenden rettete. Nach dieser Catastrophe warfen wir die Waffen ins Meer; sie flößten uns einen unüberwindlichen Abscheu ein. Nur einen einzigen Säbel bewahrten wir, um nöthigenfalls Strickewerk damit abschneiden zu können."

„Furchtbar waren die folgenden Tage; selbst Schlaf verfolgte uns das Bild unserer so

schrecklich gestorbenen Gefährten und laut riefen wir den Tod herbei. Wir rafften die wenige uns bleibende Kraft zusammen, lösten einige vorne am Floß befestigte Dielen ab, und errichteten im Mittelpuncte eine Erhöhung, worauf wir uns ausruhten; doch auch hier wurden wir zu Zeiten ganz von den Wellen überströmt. Ein brennender Durst, der am Tage durch die Strahlen der Sonne verdoppelt ward, verzehrte uns, und ward so heftig, daß wir ihn mit Urin zu lindern suchen mußten. Ein Landofficier fand zufällig eine kleine Citrone; er wollte sie für sich behalten, allein wüthend erhoben sich dagegen seine ihn umgebenden Gefährten und forderten ihren Antheil; er mußte ihrem Verlangen nachgeben, um nicht ein augenblickliches Opfer seiner Selbstsucht zu werden. Einige Bündel Knoblauch, ein kleines Fläschchen mit einer alcalischen Flüssigkeit mit Gewürzen vermischt, und mehrere Stückchen Zimmt, Gegenstände, die man nach und nach auffand, mußten dazu dienen, um den brennenden Durst zu lindern; auch fanden wir, daß das Waschen des Kopfs und das Eintauchen der Hände in Seewasser den Durst einigermaßen milderte. So verflossen uns drei Tage in unbeschreiblicher Todesangst, und so sehr verachteten wir das Leben, daß mehrere unter uns sich

im Angesicht der unser Floß umgebenden Hayfische badeten.

Am 16. glaubten wir uns der Küste so nahe, daß acht der Entschlossensten unter uns sich vornahmen auf einer Art von kleinem Floß, bestehend aus mehreren an einander gebundenen Stangen einen Versuch zum landen zu machen, allein kaum war unser kleines Fahrzeug vollendet, als der erste Versuch, den ein Matrose wagte, es zu besteigen, uns von der Unbrauchbarkeit desselben überzeugte. Nur noch zwölf bis funfzehn Flaschen Wein waren jetzt im Fasse übrig. Es bemächtigte sich unserer ein unüberwindlicher Abscheu vor dem Menschenfleische, welches uns bis dahin erhalten hatte, und schon der Anblick desselben machte uns schaudern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cardinal Rohan, oder neuenthüllte Geschichte des berüchtigten Pariser Halsband-Processes im Jahre 1786.

(Nach dem Französischen des Abbé Georgel.)

Ueber diese beispiellose Rechtssache, worin der König als Ankläger, die Königin, ein Cardinal und Deutscher Reichsfürst und eine Abkömmlingin des Königsstammes als streitende Theile auftraten, — gleich merkwürdig in ihrem Hergange, nicht nur als Denkmal menschlicher Schwäche, Leichtgläubigkeit und Verderbtheit, sondern auch als anerkannt mitwirkende Ursache der Herabsetzung des königlichen Ansehens, schwebte bis jetzt in mancher Hinsicht ein Dunkel, welches das damalige Justizverfahren nicht aufhellen konnte oder wollte. Es fehlten manche Glieder in der Kette von Thatsachen, deren Gesammtheit einzig das

Urtheil des Publicums vollständig begründen konnte. Der Abbé Georgel, einst Jesuit, dann Französischer Gesandtschaftssecretair, nachher Geschäftsträger in Wien, und Großvicarius des Cardinals Rohan, mit welchem ihn amtliche und persönliche Verhältnisse zweiundzwanzig Jahre lang in persönlicher Verbindung erhielten, widmete in seinen, während der nachherigen Auswanderung geschriebenen, nach seinem Tode von seinem Neffen ganz neuerlich herausgegebenen Denkschriften über die geschichtlichen Ereignisse am Ende des achtzehnten Jahrhunderts *) eine eigne ausführliche Abtheilung der Enthüllung dieser anstößigen Geschichte, in welche er in mehreren Momenten derselben selbst einzugreifen veranlaßt wurde. Seine Geschichtserzählung, die das unverkennbare Ge-

---

*) Mémoires pour servir à l'histoire des événements de la fin du dix-huitième Siècle. Par un contemporain impartial, feu M. L'Abbé Georgel etc. Paris 1817.

präge der Wahrheit und Unparteilichkeit trägt, liegt bloß entkleidet von den Ausbrüchen der, den Französischen Memoiren-Schriftstellern nicht selten eignen Redseligkeit, der nachstehenden Darstellung zum Grunde.

Als Marie Antoinette Frankreich betrat, um sich mit dem Dauphin zu vermählen, empfing sie zu Straßburg Prinz Rohan, damals Coadjutor des dortigen Bisthums, als Stellvertreter seines kranken Oheims des Cardinals Constantin von Rohan und begrüßte sie an der Spitze der hohen und niedern Geistlichkeit. Es ist daher ein Anachronismus in der ersten Denkschrift der Frau von La Motte, wenn sie behauptet, die Bekanntschaft des Cardinals mit der Dauphine rühre von der Gesandtschaft des ersteren zu Wien her; denn notorisch fand diese Sendung erst im Januar 1772, mithin drei Jahre nach der Vermählung der Dauphine Statt. Als Prinz Rohan diese Gesandtschaft antrat, nahm er von der Dauphine Abschied und erbat sich ihre Aufträge an die Kaiserin Königin und an den Kaiser. Er ward mit vieler Güte empfangen; denn nichts

hatte damals noch den Haß dieser Prinzessin, deren Leutseligkeit Alle, die ihr naheten, bezauberte, herbeigeführt. Von Wien selbst ging der Streich aus, der Marien Antoinettens Herz so tief verwundete. Noch war sie Dauphine, als einer der Genossen der nächtlichen Orgien Ludwigs XV. und der Du Barry ihr erzählte, der Coadjutor unterhalte von Wien aus einen Briefwechsel mit der Geliebten des Königs und mache sich in demselben mit einer unanständigen Freiheit über den Character und das Benehmen der Kaiserin Maria Theresia lustig. Beim Abendessen des Königs habe Madame du Barry, ein an sie gerichtetes eigenhändiges Schreiben des Coadjutors vorgelesen, worin die Kaiserin dargestellt wurde, wie sie in einer Hand ein Tuch hält um ihre Thränen über Polens Unglück zu trocknen, während sie die andere ausstreckt, um zur Theilung des Königreichs mitzuwirken. Mit diesem Briefe hatte es an und für sich seine Richtigkeit, aber er war nicht an Madame du Barry gerichtet, mit welcher Prinz Rohan nie in näherer Verbindung stand. Es war einer von den Privatbriefen, welche der Gesandte seiner geheimen Instruction zufolge seinen amtlichen Depeschen an den Herzog von Aiguillon, zur Mittheilung an den König beifügte.

Dieser Monarch wünschte nämlich die Besonderheiten des Characters der Kaiserin möglichst genau kennen zu lernen, und der Herzog von Aiguillon hatte jenen Brief, man weiß nicht warum, der Gräfin du Barry zugestellt, die ihn an des Königs Abendtafel hervorzog und laut ablas.

Wie dem auch sei, so faßte die Dauphine, überzeugt, daß der Coadjutor sich soweit herabgewürdigt habe, durch solche Verbindungen die Gurst der Favoritin zu erstreben, von diesem Augenblick an gegen ihn eine Abneigung und eine Verachtung, die sie ihm durch ihr Benehmen zu beweisen nie aufgehört hat. Ihre zärtliche Anhänglichkeit für ihre Mutter vermehrte das Gefühl ihres Unwillens über diese geglaubte Undankbarkeit des Prinzen Rohan, der in Wien von Marien Theresen Beweise des größten Wohlwollens erhalten hatte und mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit behandelt war.

Die Anwartschaft auf die Stelle eines Groß-Almosenierers von Frankreich war der Gräfin von Marsan, gebornen Rohan, Wittwe eines Prinzen aus dem Hause Lothringen und Gouvernante der königlichen Kinder für ihren Vetter den Prinzen Rohan von Ludwig XV. versprochen wor-

den. Seltene Tugenden und erprobte Redlichkeit hatten dieser Dame die Achtung des Königs und die Ehrfurcht des ganzen Hofes erworben. Sie hatte die Annahme irgend eines Gehalts für ihre Verdienste verweigert und die Bewilligung jener Antwartschaft als einzigen Lohn erbeten. Auch war ihr solche durch ein eigenhändig unterzeichnetes Schreiben des Königs zugesichert. Bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI. säumte sie nicht, ihren ehemaligen Zögling um Bestätigung dieser großväterlichen Gnadenbezeugung zu bitten, welche ihr auch durch sein königliches Wort unbedenklich ertheilt ward. Allein die Königin, deren Plan es war, den Prinzen Rohan vom Hofe zu entfernen, nahm sich vor, die Abänderung dieser Verfügung zu bewirken. Als daher der damalige Groß-Almosenierer, Cardinal de la Rocheaymon gefährlich darnieder lag, malte sie dem Könige den Prinzen Rohan mit so ungünstigen Farben, daß es ihr gelang, ihrem Gemahl Abneigung gegen ihn einzuflößen und die Bedenklichkeiten des Königs, die ihm seine Gerechtigkeitsliebe und seine aufrichtige Anhänglichkeit für die Gräfin Marsan, so wie die Verdienste und das Ansehen des Hauses Rohan einflößten, zu beschwichtigen. Es ward daher verabredet, daß der

Coadjutor von Straßburg nicht zum Groß-Almosenierer ernannt, das Haus Rohan und insbesondere die Gräfin Marsan aber auf andere Weise befriedigt werden sollte. Als der König diesen seinen Entschluß dem Grafen Maurepas mittheilte, verhehlte dieser Minister ihm nicht, wie sehr eine Frau von dem Character seiner ehemaligen Erzieherin solchen zu bekämpfen versuchen würde. Auch glaubte der Minister, dem Hause Rohan ergeben, das Vertrauen des Souverains nicht zu mißbrauchen, wenn er die Gräfin Marsan mit Vorsicht auf den im Stillen wider ihre Ansprüche geschmiedeten Plan aufmerksam machte. Mich wählte er, erzählt Gorgel, um ihr im Vertrauen Nachricht davon zu geben. Sie ward durch meine Mittheilung lebhaft bewegt aber nicht erschüttert, sondern ihre Seele schien sich zu derjenigen Würde zu erheben, welche erforderlich war, um in dieser Angelegenheit ihre Schritte zu leiten und ihre Worte abzumessen. Sie vertraute dieß Geheimniß nur ihrem Bruder dem Prinzen Soubise und dem Prinzen Rohan, und ich ward beauftragt, die Prinzessin Guemenée davon in Kenntniß zu setzen, welche, der Gunst der Königin genießend, geeignet schien, in den Gesinnungen der Monarchin eine Veränderung hervorzubringen. Der Augenblick war drin-

gend, denn der Groß=Almosenierer lag in den letzten Zügen. Der Prinz von Soubise traf bei seiner Tochter der Prinzessin von Guemenée in eben dem Augenblick ein, als ich mich bei ihr befand, um sie zu benachrichtigen, daß es jetzt Zeit sei, zu handeln. Die Prinzessin Guemenée konnte die Königin, die eben im Begriff war, auf einen Maskenball nach Paris zu fahren, nicht selbst sehen, allein sie ließ ein sehr eindringliches Schreiben an sie ergehen, worauf Marie Antoinette auf der Stelle folgende eigenhändig geschriebene Worte erwiderte: „Seyn Sie unbesorgt, meine theure Prinzessin, Ihre Familie wird zufrieden seyn; man wird ihr die Groß=Almosenierersteᴗlle nicht rauben.“ Der Prinz Soubise und seine Tochter waren über diesen Erfolg entzückt. Ich ward noch Abends um 11 Uhr mit diesem Billet zum Minister Maurepas geschickt, der mir jedoch, nachdem er es gelesen hatte, den Inhalt desselben dahin erklärte, daß es die Absicht des Königs sei, jene Stelle dem Prinzen Ferdinand von Rohan, Bruder des Coadjutors zu ertheilen. „Eilen Sie,“ fügte er hinzu, „die Prinzessin Guemenée aus dem Irrthum zu ziehen und die Gräfin Marsan zu benachrichtigen.“ Dieß geschah. In der folgenden Nacht ging der

Cardinal Rocheaymon mit Tode ab. Am nächsten Morgen begab sich die Gräfin Marsan zum Könige, sobald er aufgestanden war. Ihr Gespräch wird hier nicht am unrechten Orte seyn, indem es dazu beitragen kann, den Character eines Monarchen, welcher die Blicke der Nachwelt fesseln wird, kennen zu lernen.

Die Gräfin Marsan. Sire! der Cardinal de la Rocheaymon ist diese Nacht gestorben; ich komme, Ihre Güte und Ihr königliches Wort, für meinen Vetter den Coadjutor in Anspruch zu nehmen.

Der König. Ich weiß, Cousine, daß ich Ihnen die Groß-Almosenierersstelle für ihn versprochen habe; allein dieß ist jetzt eine ganz unmögliche Sache; erbitten Sie von mir Alles andre für ihn, aber mein Groß-Almosenierer kann er nicht werden.

Die Gräfin. Ew. Majestät Aeußerung befremdet mich im höchsten Grade, da ich sie nicht mit dem geheiligten Worte eines Königs zu vereinigen weiß. Nein Sire, Sie werden es nicht brechen und mein Vetter wird Groß-Almosenierer werden.

Der König. Wer könnte mich zwingen, einen Mann zu wählen, gegen den ich den größten Widerwillen hege?

Die Gräfin. Sie selbst Sire; denn Sie werden nicht von sich sagen lassen wollen, daß Sie eine für geleistete Dienste gegebne Zusage förmlich gebrochen haben. Ein bloßer Widerwille ist kein hinreichender Grund dazu.

Der König. Ich breche mein Wort nicht; ich habe Ihnen die Stelle versprochen; ich gebe sie Ihnen für seinen Bruder den Prinzen Ferdinand. Das Haus Rohan hat also keinen Grund sich zu beschweren.

Die Gräfin. Sehr vielen Grund, Sire wenn der Coadjutor nicht Groß-Almosenierer wird. Nur für ihn allein und nicht für seinen Bruder habe ich Anwartschaft auf diese Stelle erbeten und erhalten. Ihr Versprechen ist bindend. Ich habe es bekannt werden lassen und muß es dem Hause Rohan verbürgen. Wollen Ew. Majestät eines Widerwillens halber den Coadjutor entehren und ihn dem Tadel aussetzen, sich, ohne daß man sein Vergehen kennt, Ihre Ungnade zugezogen zu haben?

Der König. Nun wohl, um diese Meinung zu widerlegen, will ich ihm eine ausgezeichnete Gnadenbezeugung erweisen. Wollen sie für ihn die Ernennung zur Cardinalswürde?

Die Gräfin. Nein, Sire, nein. Keine Gnadenbezeugung kann diejenige aufwiegen, die mit Ihrem königlichen Worte besiegelt ist, und worauf ich einzig den Preiß meiner Dienste und die Sorgfalt, die ich Ihrer Kindheit widmete, gesetzt habe.

Der König. Ich bin außer Stande dazu; ich habe der Königin mein Wort gegeben.

Die Gräfin. Ich ehre den Willen der Königin; aber Ew. Majestät können nicht zweimal auf widersprechende Weise Ihr Wort geben. Die Königin wird nicht verlangen, daß der König ihr zu Liebe etwas thue, wozu den niedrigsten Edelmann seines Königreichs selbst die Androhung eines gewissen Todes nicht würde vermögen können. Ich wage es daher, Ew. Majestät ehrfurchtsvoll zu versichern, daß ich mich, da ich das mir von Ihnen gegebene Wort öffentlich habe bekannt werden lassen, in der dringenden Nothwendigkeit sehen werde, gleichfalls öffentlich zu sagen, daß der König nur um der Königin gefällig zu seyn, sein Wort gebrochen habe.

Der König wird sich einem Tadel dieser Art nicht aussetzen wollen.

Der König. Aber wollen Sie mich denn zwingen, Cousine, wider Willen einen Mann in meinem Hause anzustellen, der mir und vor allen Dingen der Königin mißfällt?

Die Gräfin. Nein, Sire, ich rufe jetzt nur ihr Loyalität und Gerechtigkeit an. Ernennen Sie den Coadjutor zum Groß-Almosenierer; Sie sind es sich selbst schuldig; allein er soll diese Stelle nicht wider ihren Willen behalten. Namens seiner und des ganzen Hauses Rohan mache ich mich anheischig, daß er, falls er nicht innerhalb zwei Jahren so glücklich ist, durch sein gutes Betragen und durch seine Dienstleistungen das Mißfallen Ew. Majestät abzuwenden und sich Ihrer Güte würdig zu machen, seinen Abschied nehmen und nicht wieder an Ihrem Hofe erscheinen wird. Verlangt es der König, so wird er ihm im Augenblick seiner Ernennung ein geheimes schriftliches Versprechen darüber zustellen.

Der König vermochte so lebhaftem Andringen nicht länger zu widerstehen. „Nun wohl,“ sagte er, weil Sie darauf bestehen, so ernenne ich ihn, wiewohl ungern, aber unter der Bedingung, welche sie mir selbst vorschlagen.“

Nachdem die Gräfin mit Herzlichkeit, aber mit der ihr eignen Würde ihre Dankbarkeit an den Tag gelegt hatte, eilte sie, ihren Verwandten den glücklichen Ausgang ihrer Unterredung mit dem Könige anzukündigen, allein die geheime Bedingung vertraute sie nur dem Coadjutor und mir. Der Prinz Louis Rohan ward ernannt und stellte noch an dem nämlichen Tage dem Könige das verabredete Versprechen zu. Die Königin ließ ihrer Unzufriedenheit beim Könige und in ihrem Cirkel freien Lauf, und man konnte deutlich wahrnehmen, daß ihr der von der Gräfin Marsan über sie davon getragene Sieg äußerst unangenehm war.

Dieser Triumph des Coadjutors drängte das Gefühl der Verachtung, welche die Königin empfand, nur in das Innere ihres verwundeten Gemüths zusammen. Selbst in ihrem äußern Benehmen ließ sie es absichtlich merken und als der neue Groß-Almosenierer zur gewöhnlichen Danksagungsaudienz zugelassen wurde, empfing sie ihn mit solcher Kälte und Hoheit, daß seine Ungnade allen Anwesenden bemerklich wurde. Vergebens hatte der Prinz seit seiner Rückkehr von Wien alles Mögliche versucht, eine Privataudienz von der Königin zu erlangen, um ihr die Beweise sei-

ner Schuldlosigkeit vor Augen zu legen. Marie Antoinette war unbiegsam und blieb unzugänglich für ihn; dreimalige Zuschriften blieben uneröffnet; die Vermittelung mehrerer bei der Königin gut angeschriebnen Personen und selbst die des Kaisers Joseph II. bei dessen Anwesenheit in Frankreich blieb ohne Erfolg, und die Antworten der Königin zeigten ihren entschiednen Willen, jedem Annäherungs- und Versöhnungsmittel auszuweichen. Der Grund dieser Beharrlichkeit lag nicht nur in dem tiefsten Eindrucke, den des Prinzen muthmaßliches Schreiben an die Gräfin du Barry gemacht hatte, sondern auch in den Eingebungen seiner persönlichen Feinde unter den Umgebungen der Königin. Aus Haß gegen ihn und seine Familie unterhielten sie unaufhörlich jene Abneigung, um seinem Einfluß bei Hofe vorzubeugen.

Da die Königin dem Coadjutor die Groß-Almosenierersstelle nicht hatte vorenthalten können, suchte sie ihm in Erlangung des gewöhnlich damit verbundenen Cardinalshutes, Hindernisse in den Weg zu legen, und bewirkte die dem Könige zustehende Ernennung zu dieser Würde dem Herrn de la Rochefoucauld, Erzbischof von Rouen, worüber die Familie Rohan äußerst empfindlich war.

Ich unternahm es, dem Prinzen Louis eine anderweitige Ernennung zu jener Würde zu verschaffen. Der Coadjutor hatte während seiner Wiener Gesandtschaft Gelegenheit gehabt, dem Könige von Polen wichtige Dienste zu leisten, welche von diesem Monarchen dankbar anerkannt waren. Mein Eifer und meine Anhänglichkeit für den Prinzen gaben mir den Gedanken ein, ihm den Cardinalshut welchen Stanislaus dem Abbé de Broglie, Bischof von Noyon, welcher jedoch an einer schweren Krankheit darnieder lag, versprochen hatte, auf den Fall seines Absterbens vor der Ernennung zu verschaffen; ich vertraute meinen Plan nur der Madame Geoffrin, welche Alles beim König Stanislaus vermochte und dem Prinzen Louis wohlwollte. Mit Vergnügen ergriff sie diese Gelegenheit, ihm zu dienen und gern ertheilte der König die erbetene Zusage unter der Bedingung, daß Ludwig XVI. der Ernennung seine Zustimmung nicht versage. Ich eilte mit der eigenhändigen Antwort des Königs Stanislaus zum Grafen Maurepas, welchem allein es möglich war, die Einwilligung Ludwigs XVI. zu erlangen, bevor die Königin sich derselben widersetzen konnte. Der Premierminister gab meinen Schritten seinen ganzen Beifall und in einem gün-

stigen Augenblick erlangte er vom Könige sowohl dessen Einwilligung, als auch die Geheimhaltung der Sache. Jetzt erst setzte ich den Prinzen von meiner Unterhandlung in Kenntniß. Schon bemühten sich andere Häuser um die dem König von Polen zustehende Cardinalsernennung. Die Familie Montmorency wandte sich an die Königin, um deren Verwendung zu Gunsten des Herrn von Laval Montmorency Bischofs von Metz, und ermangelte nicht anzudeuten, der Groß-Almosenierer werde diese Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, die ihm entgangene Französische Ernennung zu ersetzen. Marie Antoinette schickte sogleich insgeheim einen Courier nach Warschau mit einem dringenden Schreiben, worin sie äußerte, daß ein solcher Beweis des Wohlwollens für das Haus Montmorency Ludwig XVI. sehr angenehm seyn würde. Der König von Polen, welchem Madame Geoffrin gemeldet hatte, Ludwig der XVI. habe zur Ernennung des Groß-Almosenierers seine Zustimmung gegeben, ward durch diese neue Bitte in große Verlegenheit gesetzt. Er antwortete der Königin: Es werde ihm jederzeit das größte Vergnügen machen, zu Allem, was dem Könige, ihrem Gemahl angenehm seyn könnte, mitzuwirken, und dessen Wunsch

werde bei dieser Gelegenheit die Richtschnur seines Benehmens seyn. Zugleich eilte Stanislaus, Madame Geoffrin von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und sie um Auflösung dieses Räthsels zu ersuchen. Herr von Maurepas verhehlte uns nicht, daß unsere Unterhandlung keinen glücklichen Erfolg haben könne, wenn nicht die Königin den Tod des Abbé Broglie erwarte, um mit dem Könige über diese Sache zu reden, und daß wir Sorge tragen müßten, ihn bei Zeiten zu benachrichtigen, damit er ihr zuvorkommen und den König an sein Versprechen erinnern könne. Ich nahm daher meinen Posten auf einem zwischen Noyon und Versailles gelegenen Landhause der Gräfin Marsan und erwartete stündlich den Courier, der mir auf den Todesfall des Bischofs von Noyon sogleich zugeschickt werden sollte. Kaum war er eingetroffen, so eilte ich mitten in der Nacht nach Paris und war schon Morgens 6 Uhr am Bette des Herrn von Maurepas. Der Minister begab sich vor 7 Uhr zum Könige und kam mit dessen schriftlicher Zustimmung zurück. Vor 9 Uhr Morgens schickte die Königin, von des Abbé's Tode benachrichtigt, einen Courier nach Warschau ab und begab sich um 10 Uhr zum Könige. Aber wie sehr war sie betroffen, als sie

vernahm, der Groß-Almosenierer sei ihr zuvorgekommen! Eine neue Quelle des Mißvergnügens. Voll Aerger sah sie alle ihre Anstrengungen nutzlos, einen Mann, der öffentlich in ihrer Ungnade war, auf der Laufbahn der Ehrenstellen zu hemmen.

Diese Ungnade hinderte indeß den Groß-Almosenierer nicht, seinen Würden die reiche Abtei Saint Wagst d'Arras und die sehr gesuchte Stelle eines Provisors der Sarbonne hinzuzufügen.

In dieser glänzenden Lage befand sich der Cardinal Rohan ungeachtet aller Hindernisse, die eine mächtige und angebetete Königin seiner Erhebung in den Weg gelegt hatte. Aber er wollte diese seine Lage noch verbessern und öffnete dadurch den Abgrund, worin wir ihn fallen sehen werden. Die Ungnade der Königin war für sein Gemüth eine immerwährende Pein. Vermochte denn nicht die Vereinigung so vieler Würden, Ehrenstellen und Reichthümer, ihn dafür zu entschädigen? Als Groß-Almosenierer von Frankreich stand er an der Spitze der hohen und niedern Geistlichkeit; kein Bischof konnte sich anders als durch seine Dazwischenkunft an den König wenden; er arbeitete mit dem Monarchen unabhängig von allen Ministern; die acht

Stellen der königlichen Almosenierer, die nächsten Stufen zu Bisthümern, und die der Capelane, welche zu guten Pfründen führten, standen zu seiner Verfügung; er hatte mehr als hundert Pfründen in den drei Hauptcollegiatstiftern von Paris zu vergeben; alle Pensionen und Gnadenbewilligungen aus der königlichen Almosencasse und sämmtliche Stellen und Jahrgehalte aus den Fonds der Quinze Vingts beruheten auf seiner Ernennung. Was fehlte ihm also um des höchsten Ansehens zu genießen? Und dennoch ward der Genuß desselben ihm durch den tiefen Kummer über die Feindschaft der Königin verbittert. Endlich glaubte er in den Verbindungen, die ihm so verderblich wurden und in dem berüchtigten Halsbande, achtzehnhunderttausend Livres an Werth, ein untrügliches Mittel zu finden, die Gunst der Monarchin wieder zu erlangen. Dieser Zweck war das einzige Ziel seines Strebens geworden; er überließ sich demselben mit einer solchen Hingebung, daß man die unglaubliche Leichtgläubigkeit, deren trauriges Spielwerk er ward, nur dadurch entschuldigen kann, wenn man annimmt, jenes in seinem Ursprunge, dem Verlangen sich zu rechtfertigen, löbliche Streben habe ihn dermaßen verblendet, daß bei vielem Verstande und Scharfsinn, die ihm durch schändliche, hölli-

sche Gewinnsucht gelegten Schlingen seinen Augen entgingen.

Die Gräfin de la Motte, die auf der Bühne des Schauspiels, dessen bedauernswerthe Scenen sich uns nach einander darstellen werden, eine so bedeutende Rolle spielt, war in der Champagne unter einem Strohdach in dürftigen Umständen geboren; doch hat sie in der Folge bewiesen, daß sie durch die Nebenlinie der Grafen Saint Remy von dem königlichen Hause von Valois abstamme. Diese hohe Geburt hatte indeß ihre Lage wenig verbessert; sie ward die Gattin des Hrn. de la Motte eines Edelmanns und gemeinen Gensdarmen; ihre gemeinschaftlichen Hülfsquellen waren sehr mittelmäßig, doch die Dürftigkeit, wenn sie nicht die Frucht eines schlechten Betragens ist, schändet nicht in den Augen des Wohlthätigen. In diesem Gesichtspuncte stellte sie sich dem Groß-Almosenierer vor, um seine Großmuth rege zu machen, auf daß sich für sie beim König zu verwenden. Die Gräfin de la Motte war, ohne den Glanz der Schönheit zu besitzen, mit allen Reizen der Jugend geschmückt; ihre Gesichtszüge waren geistvoll und anziehend, sie drückte sich mit Leichtigkeit aus. In ihren Erzählungen herrschte ein Ausdruck der Wahrheit, und Ueberredung war auf ihren Lippen.

Wir werden bald sehen, daß dieses verführerische Aeußere die Seele und die magischen Talente einer Circe verbarg.

Die Geburt und das Unglück einer Abkömmlingin der Valois machten auf das edle, mitfühlende Gemüth des Cardinals Rohan den tiefsten Eindruck; glücklich würde er sich geschätzt haben, sie in eine ihrer hohen Ahnen würdige Lage zu versetzen, aber die Finanzen des Königs verstatteten keine Freigebigkeit, angemessen einer so glänzenden Herkunft; nur geringe Unterstützungen, geeignet, sie den Bedürfnissen des Augenblicks zu entreißen, konnte der Prinz ihr zuwenden. Doch bald fand diese gewandte und einschmeichelnde Frau das Gemüth ihres Wohlthäters starker Eindrücke fähig. Dankbarkeit und stets wiederkehrende Bedürfnisse machten ihre Besuche und ihre Unterhaltungen immer häufiger. Sie bemerkte, daß ihre Gegenwart dem Cardinal, der dem Antriebe seines gefühlvollen Herzens folgte, großes Interesse einflößte. Der Prinz rieth ihr, sich unmittelbar an die Königin zu wenden, in der Vermuthung, daß diese großmüthige Monarchin, gerührt über den Contrast zwischen den Vermögensumständen und der Herkunft der Frau von la Motte, Mittel finden werde, sie ihrer drückenden Lage zu entrei-

ßen. Der Cardinal gestand ihr, daß er selbst ihr nicht zur Vorlassung bei der Königin behülflich seyn könne, und ging im Uebermaße seines Vertrauens so weit, ihr seinen tiefen Schmerz über den, von seiner Monarchin auf ihn geworfenen Haß zu schildern. Dieß sei, äußerte er, ein an seinem Herzen nagender Kummer, der seine schönsten Tage verbittere.

Diese vertrauliche Mittheilung ward der höllische Funke, der in Unheil bringende Flammen ausbrach. Sie brachte einen Verleitungsplan hervor, wovon die Annalen der menschlichen Thorheiten nur wenige Beispiele darbieten. Folgendes sind die Umrisse dieses Plans. Die Gräfin la Motte unternahm es, den Cardinal glauben zu machen, daß es ihr gelungen sei, die Vertraute der Königin zu werden, und daß sie, durchdrungen von den seltenen Herzenseigenschaften des Cardinals, Marien Antoinetten so oft und mit so vieler Herzensergießung davon vorgeredet habe, daß es ihr allmälig gelungen sei, deren vorgefaßte Meinung zu besiegen und das Verlangen bei ihr zu erregen, dem Cardinal ihr Wohlwollen wieder zu schenken, daß sogar die Königin in Folge ihrer Eingebungen dem Prinzen verstatte, ihr seine Rechtfertigung zuzustellen, und endlich, daß sie sich mit ihm in

einen Briefwechsel zu setzen wünsche, der jedoch bis zu dem, der öffentlichen Erklärung ihrer wiederkehrenden Gnade günstigen Augenblicke geheim gehalten werden müsse, bis dahin aber die Gräfin de la Motte die Mittelsperson dieses Briefwechsels seyn solle, dessen Folgen den Cardinal unausbleiblich auf den Gipfel der Gunst und des Einflusses bringen müßten.

Ein ähnlicher Gedanke konnte nur durch einen hohen Grad von Gewinnsucht erzeugt werden; auch sah die Gräfin de la Motte in der großen Leichtgläubigkeit ihres Wohlthäters einen Schatz, worin sie schöpfen könne, um sich vor Mangel zu sichern und der Protectionen zu entbehren, die sie fruchtlos allenthalben nachgesucht hatte.

Hier begannen die Glieder jener unbegreiflichen Kette sich zu reihen, die den Cardinal dergestalt umschlang, daß er, nachdem er schon in den Abgrund gefallen war, worin ihn sein Vertrauen gestürzt hatte, sich noch immer nicht überzeugen lassen wollte, er sei von der la Motte betrogen.

„Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, mein Prinz," sagte eines Tages diese Frau zum Cardinal, „daß Sie mir den Rath gaben, der Königin unmittelbar das Gemälde meines Unglücks darzu-

stellen! Ich war anfangs zu Madame gegangen um deren Wohlthätigkeit und Protection zu erflehen. Als mich dort eine Ohnmacht überfiel und die Königin darüber zukam, ergoß sie über meine Leiden den Balsam der gefühlvollsten Großmuth. Ihro Majestät befahl mir, zu ihr zu kommen; ein zweiter Besuch hate einen dritten und einen vierten zur Folge und nachdem ich hierauf ohne Etikette durch die kleinen Zimmer bei ihr eingeführt war, hatte ich das Glück, mir das Wohlwollen dieser Prinzessin zu erwerben. Die Art, wie sie mich aufnahm, läßt mich glauben, daß sie mich ihres Vertrauens würdig gefunden hat."

Dieser Anfang hatte die gewünschte Wirkung; des Cardinals Theilnahme für die Gräfin la Motte verdoppelte sich; er faßte die Hoffnung, durch ihre Vermittelung die vorgefaßte Meinung der Königin zu vernichten. Seit diesem Zeitpuncte wurden die Berichtserstattungen der la Motte mit so vieler Kunst abgestuft, daß sie in den Augen des Groß-Almosenierers das Gepräge der Wahrheit trugen. Er unterrichtete sie hierauf in der Art, sich zu benehmen; wie sie mit Gewandtheit und Klugheit in ihren Unterredungen mit der Königin anfangs seinen Namen nur hinwerfen, in der Folge aber die günstigen Augenblicke ergreifen

solle, von den Qualen zu reden, die ihm eine so dauernde Ungnade verursache und vor Allem von der beharrlichen Weigerung Ihrer Majestät ihn zu seiner Rechtfertigung zuzulassen!

So instruirt versäumte Frau von la Motte, aufmerksam auf die Fortschritte ihrer Verleitung, keine Zeit, von ihrer Sendung Bericht abzustatten. Sie hatte den Cardinal Glauben gemacht, sie könne die Königin täglich sehen. Der Prinz, der in den Unterhaltungen der la Motte witzige Einfälle wahrgenommen hatte, die ein großes Talent für die Intrigue verriethen und für die Königin etwas Anziehendes haben konnten, fand es nicht auffallend, daß sie eine Frau, die ihr in müßigen Stunden Unterhaltung gewähren und ihr von einigem Nutzen seyn konnte, mit Güte behandelte. „Glücklicherweise habe ich," sagte sie eines Tages zum Cardinal, „die Gelegenheit ergriffen, in meiner letzten Unterredung Ihren Namen zu nennen. Als die Königin mich mit Güte fragte, welche Lebensweise ich geführt hätte, sprach ich von meiner Reise nach Saverne und von Ihrem Mitgefühl für mein Unglück, von Ihren Schritten und Ihrer Großmuth, um meine Dürftigkeit zu mindern; aber vor allen Dingen ließ ich mich mit Wohlgefallen über das Gute aus, welches Sie in

Ihrem bischöflichen Kirchensprengel stiften und über die Segnungen, welche ich täglich von der Dankbarkeit über sie aussprechen gehört hätte. Als ich sah, daß man mir ohne Widerwillen zuhörte, wagte ich einige Worte über den Kummer, den Ihnen ihre Ungnade verursache und der soweit ginge, daß Ihre Gesundheit sichtlich darunter litte. Am meisten kränke es Sie, fügte ich hinzu, vergebens alle Mittel erschöpft zu haben, um sich in den Augen einer Monarchin, die der Abgott der Franzosen geworden sei, zu rechtfertigen. Wie? fragte die Königin, sollte er sich von einem Flecken reinigen können, der seine Geburt und seinen Stand entehrt? Je schwerer die Beschuldigung ist, erwiderte ich, um desto würdiger wäre es der Gerechtigkeitsliebe Ew. Majestät, daß man Ihnen eine Rechtfertigung vor Augen legen dürfte, die wie man versichert, möglichst vollständig seyn würde. Meine dringenden Verwendungen thaten ihre Wirkung; ich bin ermächtigt, eine schriftliche Rechtfertigung von Ihnen zu verlangen, um sie der Königin vorzulegen."

Diese von der la Motte erdichtete Ermächtigung war für den leichtgläubigen Cardinal die Morgenröthe eines schönen Tages. Bald ward seine eigenhändige Vertheidigungsschrift, ganz ge-

eignet, die ungünstigen Eindrücke, die ihn quälten, zu vernichten, der Gräfin anvertraut. Einige Tage nachher brachte sie eine Antwort zurück, geschrieben auf Papier von kleinem Format und auf dem Schnitte vergoldet, worin Marie Antoinette, deren Handschrift ein geschickter Verfälscher nachzuahmen gestrebt hatte, ihm sagte: „ich habe Ihren Brief gelesen, ich bin erfreut, Sie nicht mehr strafbar zu finden; die gewünschte Audienz kann ich Ihnen noch nicht ertheilen. Wenn die Umstände es verstatten, werde ich Sie davon benachrichtigen, seyn Sie verschwiegen.“ Diese wenigen Worte versetzten den Cardinal in unaussprechliches Entzücken. Von diesem Augenblick an war die Gräfin de la Motte für ihn ein schützender Engel, der ihm den Weg zum Glücke bahnte. Von jetzt an hätte sie Alles, was sie wollte, von ihm erlangen können.

Um einen Briefwechsel anzuknüpfen, der die Eigenliebe und die Hoffnungen des verblendeten Prinzen nähren könnte, machte sie sich anheischig, der Königin ein Schreiben zu bringen, in dem er seine Dankbarkeit ausdrückte. Dieser Briefwechsel, wovon man glücklicher Weise keine Spuren aufgefunden hat, war in den angeblichen Briefen der Königin auf solche Weise abgestuft, daß der

Cardinal glaubte, der Monarchin das innigste Vertrauen und die größte Theilnahme eingeflößt zu haben. Die Gräfin glaubte jetzt hinreichende Kennzeichen dieses Glückstaumels wahrzunehmen, um in einem angeblichen Schreiben der Königin eine Bitte wagen zu können, welche mit Grund hätte Verdacht erregen müssen. In diesem untergeschobenen Briefe beauftragte Marie Antoinette, in der Absicht einer achtungswerthen, dürftigen Familie eine heimliche Wohlthat zu erzeigen, und eben in dem Augenblicke von Fonds entblößt, den Groß-Almosenierer zu einer Anleihe von sechzigtausend Franken, die er ihr durch die Gräfin de la Motte zustellen lassen solle. Der Cardinal hat in der Folge gestanden, daß selbst diese so übel gelegte Schlinge damals durchaus keinen Verdacht bei ihm erregt habe. Dieß war so wenig der Fall, daß er, um das Anleihen zu beschleunigen, kein Bedenken trug, den Juden Cerf Bär zum Vertrauten zu machen; indem er ihm in der schnellen Leistung dieses Dienstes die Aussicht auf eine sichere Protection eröffnete, die für ihn und seine Nation von der größten Wichtigkeit seyn würde. Cerf Bär stand keinen Augenblick an, die Summe gegen eine Handschrift des Cardinals darzuleihen. Das Geld ward der

Gräfin zugestellt, die nicht säumte ein Danksagungsschreiben zu überbringen. Von diesem Augenblick an bemerkte man deutlich einen vermehrten Wohlstand im Hause dies.r Frau; damit aber dieser Wechsel dem Cardinal nicht auffallen möchte, vertraute man ihm, daß die täglichen Wohlthaten der Königin denselben hervorbrächten. Kunstvoll entwickelte die Gräfin in ihren untergeschobenen Briefen Gesinnungen der Theilnahme und des Vertrauens, welche, indem sie große Absichten zur Erhebung des Cardinals verkündigten, ganz geeignet waren, seine Gedanken und Neigungen zu fesseln und ihn in einen Freudenrausch zu versenken. So verwickelte sich der Leichtgläubige immer tiefer in den Irrgängen des Labyrinths, welches er zu betreten verleitet war.

Ein unglücklicher Zufall trug dazu bei, eben damals den Geist des Cardinals zu außerordentlichen Dingen hinzuneigen. Irgend ein Dämon hatte einen empyrischen Enthusiasten, einen neuen Apostel der Naturreligion, der seine Proselyten despotisch unterjochte, auf unsere Regionen ausgespieen. Seine religiösen Meinungen über die Natur und die Pflichten des Menschen exaltirten Leute von feuriger Einbildungskraft, er lehrte: die, der Gottheit und des Menschen würdigste Religion,

sei die der Patriarchen. Adam, Seth, Enoch Noah, Abraham, Isaak und Jacob hätten einzig den rechten Weg erkannt, um zur innigen Vertraulichkeit mit Gott zu gelangen, der sich ihnen unaufhörlich mittheilte; gleiche Gnade könne man nur dadurch verdienen, daß man ihren Fußtapfen folge. Sollte man glauben, daß dieser Mensch, daß Cagliostro, der den Propheten und den Inspirirten machte, seine Geweihten überredete, er habe Unterredungen mit dem Engel des Lichts und mit dem Geiste der Finsterniß, und daß man ihn in seiner Secte als das Orakel der Gottheit verehrte? Alle Pflichten des Menschen waren nach seiner Behauptung auf dem großen ewigen Princip gegründet, „thue keinem Andern was du nicht willst, das dir geschehe." Die natürlichen Neigungen canonisirte er als wohlthätige Ausflüsse der Gottheit, dem Menschen gegeben, um ihn für die von der menschlichen Schwäche unzertrennlichen Uebel zu entschädigen. Er tadelte keine gottesdienstliche Form und wollte selbst, daß man den herrschenden Cultus in Ehren halten sollte. „Die Gottheit," so sprach er, „giebt dem einfachen, reinen Cultus der Naturreligion den Vorzug, allein keineswegs beleidigt sie das, was die Menschen in verschiedenen

Zeitaltern nach Umständen und Himmelsstrichen hinzugefügt haben, um den Schöpfer anzubeten und ihm ihr Dankgefühl auszudrücken. Dieser Mensch, dessen wahre Herkunft noch jetzt unbekannt ist, hatte unter verschiednen Namen mehrere Länder Europens durchreist und sich zu Petersburg, Warschau und Wien Verweisung zugezogen. Um zu versuchen, ob der Französische Boden der Entwickelung seiner Meinungen vortheilhafter seyn würde, langte er unerwartet zu Straßburg an. Seine Art zu seyn, war ganz geeignet, die Neugier zu reizen, auch war dieß sein Zweck. Man bemerkte bei ihm keine Geldquellen irgend einer Art, er hatte keine Creditbriefe und dennoch lebte er im größten Wohlstande, verbreitete Wohlthaten auf die ärmere Classe, ohne irgend einen Schritt zu thun, sich die Gunst der Großen zu erwerben. Suchten sie ihn auf, so stellte er sich auf eine Höhe, die man zu erreichen Mühe hatte, und ließ er sich dann herab die gewünschte Aufnahme zu gewähren, so betrachtete man diese als eine Gnade, wodurch man sich geschmeichelt fühlte. So bahnte er sich den Weg zu der Verehrung, womit er sich umgeben wollte, um den beabsichtigten Effect hervorzubringen. Um das Interesse, welches er einflößen wollte, merklich zu erhöhen, gab er sich für

einen in den Geheimnissen der Natur eingeweihten Aegyptier aus, kundig des wohlthätigsten Gebrauchs aller auf der Oberfläche der Erde zur Heilung der Krankheiten und zur Verlängerung des menschlichen Lebens verbreiteten einfachen Mittel. Seine drei Hauptmittel waren: Bäder, worin Bleiextract das Hauptingredienz ausmachte, eine Tisane, wovon er das Recept nur einem selbstgewählten Apotheker anvertraute, und selbst verfertigte Tropfen, deren Wunderwirkungen ihm Anhänger erwarben und seinen Ruf vermehrten. Plötzliche Heilungen tödtlich und unheilbar geglaubter Krankheiten, die er in der Schweiz und zu Straßburg bewirkt hatte, verbreiteten Cagliostros Namen von Munde zu Munde und gaben ihm den Ruf eines wahren Wunderarztes. Seine Aufmerksamkeiten für die Armen und seine Nichtachtung der Großen gaben seinem Character einen Anstrich von Erhabenheit, welcher Theilnahme und Enthusiasmus erregte. Diejenigen, welche er mit seinem nähern Umgange beehrte, verließen ihn nie ohne seine erhabenen Eigenschaften mit Entzücken zu verkündigen.

Der Cardinal Rohan hielt sich eben in seiner Residenz zu Saverne (Zabern) auf, als der Graf Cagliostro Straßburg und die Schweiz

durch sein Benehmen und durch seine Wunderkuren in Erstaunen setzte. Neugierig, einen solchen außerordentlichen Mann kennen zu lernen, kam der Prinz nach Straßburg; er mußte unterhandeln, um beim Grafen zugelassen zu werden. „Ist der Herr Cardinal krank, erwiderte letzterer, so komme er zu mir und ich werde ihn heilen. Wenn er sich wohl befindet, so hat weder er mich, noch habe ich ihn nöthig.“ Diese Antwort, weit entfernt, die Eigenliebe des Prinzen zu beleidigen, reizte nur sein Verlangen, diesen neuen Aesculap kennen zu lernen. Zugelassen in das Heiligthum, sahe er auf den Gesichtszügen dieses so wenig mittheilenden Mannes eine Achtung gebietende Würde, so daß er sich von einem heiligen Schauer durchdrungen fühlte und seine ersten Worte der Ausdruck der Ehrfurcht waren. Diese ziemlich kurze Unterredung reizte lebhafter als je das Verlangen des Cardinals nach einer genaueren Bekanntschaft. Er gelangte endlich dazu und der listige Empyriker wußte sein Benehmen und seine Reden so wohl abzustufen, daß er selbst ohne es dem Anscheine nach zu suchen, zum innigsten Vertrauen des Cardinals und zu einem überwiegenden Einflusse auf dessen Willen gelangte. „Ihre Seele,“ sagte er eines Tages zum Prinzen, „ist der meinigen würdig

und Sie verdienen, der Vertraute aller meiner Geheimnisse zu seyn." Dieß Geständniß fesselte alle intellectuellen und moralischen Seelenkräfte eines Mannes, der von jeher den Geheimnissen der hohen Chemie und der Botanik nachgestrebt hatte. Von diesem Augenblick an ward die Verbindung vertraut und öffentlich. Der Graf Cagliostro schlug zu Zabern seine Wohnung auf, wenn der Cardinal dort residirte; ihre geheimen Unterhaltungen waren lang und häufig. Wenn der Prinz nach Paris ging, ließ er im Elsaß einen seiner Edelleute, den Vertrauten seiner Gedanken zurück, um den Grafen Cagliostro mit Allem, was er wünschen würde, reichlich zu versehen. Dieser Edelmann, der in dem Halsbandsprocesse eine Rolle spielt, war der Baron von Planta, aus einer der ersten Familien in Graubündten. Er war protestantischer Religion und sprach wenig, um Glauben zu machen, daß er viel denke; seine Gesichtsbildung verrieth einen sorglosen und dabei gallsüchtigen Menschen. Ich will ihn nicht mit Strenge beurtheilen; ich habe ihn nur durch seine Handlungen gekannt. Seine Hartnäckigkeit hatte einen Theil seiner militärischen Laufbahn gestört und verbittert; der Herzog von Choiseuil hatte ihn genöthigt, das Schweizerregiment, wo-

rin er als Capitain diente, zu verlassen. Der König von Preußen, in dessen Dienste er überging, hatte ihn zum Major befördert. Auch aus diesem Dienste entlassen, vegetirte er traurig in Wien, als der Cardinal Rohan dort als Gesandter auftrat. Der Baron Planta war durch wiederholtes Mißgeschick und Bedürfnisse biegsamer geworden; denn ungeachtet seiner finstern und mißbilligenden Miene habe ich ihn stets seinen Willen unter den des Cardinals, welchem er sich ohne Rückhalt hingegeben zu haben schien, beugen sehen. Der Gesandte fand ihn geeignet, in Wien die Rolle eines, den Zwecken der Gesandtschaft nützlichen Beobachters zu spielen. Man bewies ihm Erkenntlichkeit für seine Dienste durch Belohnungen, welche ich fortsetzte, als ich allein die Stelle eines Geschäftsträgers bekleidete. Nach dem ein Criminalproceß ihn freiwillig in die Gefängnisse zu Genf gebracht hatte, und er völlig losgesprochen von einer entehrenden Anklage seines Schwagers daraus entlassen war, erregte die Entblößung von allen Hülfsmitteln, worin er sich nachher befand, so sehr die Theilnahme des Cardinals Rohan, daß er ihn nach Erlangung der Würde eines Groß-Almosenierers als einen der Edelleute seines Gefolges in Dienste nahm. Dieser Mann ward der innig-

ste Vertraute seiner Gedanken und Neigungen; und war einer seiner Hauptunterhändler beim Grafen Cagliostro und der Frau von la Motte. Ich erinnere mich, daß, als ich mit Gewißheit erfahren hatte, der Baron Planta halte im bischöflichen Pallast zu Straßburg häufige Orgien, wo zu Ehren Cagliostro's und seiner angeblichen Gattin der Tokayer floß, ich den Cardinal davon benachrichtigen zu müssen glaubte; allein seine Antwort war, „ich weiß es: und ich habe ihm selbst das Recht gegeben, ein Uebriges zu thun, wenn er es zweckmäßig findet.“ Diese Art zu denken ließ mir über den Enthusiasmus des Prinzen für diesen Empyriker keinen Zweifel übrig, allein ich war weit entfernt, zu glauben, daß er sein Orakel, sein Führer und sein Leitstern geworden sei. Ihm und dem Baron Planta vertraute er Alles, was er sich von seiner Verbindung mit der Gräfin de la Motte und dem Briefwechsel, wovon sie die Mittelsperson war, Glückliches versprach. Der junge Ramon de Carbonieres, Secretair des Prinzen, von welchem ich weiter zu reden Gelegenheit haben werde, ward ein dritter Unterhändler in diesem engen Kreise. Hier wurden die Briefe der la Motte vorgelesen und hier bezeichnete man im Voraus den Verhaltungsplan, auf den Fall,

daß die Phantome von Größe und Glück, welche der exaltirten Einbildungskraft dieser Leute vorschwebten, in Wirklichkeit übergehen würden. Frau von la Motte trieb mit ihnen Allen ihr Spiel. Cagliostro, stets um Rath gefragt, leitete die Schritte des Cardinals in dieser unglücklichen Angelegenheit. Nach den vorgeblichen Eingebungen des Engels des Lichts und des Geistes der Finsterniß prophezeihte er dem Cardinal: jener glückbringende Briefwechsel werde ihn auf den Gipfel der Gunst erheben, sein Einfluß auf die Regierung werde überwiegend seyn und die Verbreitung der wahren Grundsätze zum Preise des höchsten Wesens und zum Glücke der Franzosen zur Folge haben.

Dieß vermehrte Gewicht in der Waagschale, die schon den gutmüthigen Cardinal zu dem, ihm von der la Motte bereiteten Abgrunde hinzog, ward jetzt zur unwiderstehlichen Kraft. Er hatte keinen andern Willen mehr, als den des Grafen Cagliostro, und als dieser angebliche Aegyptier genöthigt war, Straßburg zu verlassen, wo seine geheimen Unterhaltungen Argwohn zu erregen begannen, um sich nach der Schweiz zurückzuziehen, schickte ihm der Cardinal seinen Secretair nach, um für seinen Unterhalt Sorge zu tragen und Orakelsprüche einzuholen, die dem Cardinal in

Chiffren mitgetheilt wurden. Dieser Charlatan, den man im Besitz des Steins der Weisen wähnte, wußte sich im Enthusiasmus seiner Geweihten unerschöpfliche Hülfsquellen zu schaffen; indem sie sich für ihn des Nothwendigen beraubten, glaubten sie sich zu bereichern; ohne irgend etwas zu verlangen, hatte er eine Fülle von Zuflüssen. Ich kenne Personen, die sich um seinetwillen in Armuth gestürzt haben, ohne es zu bereuen. Die Aegyptischen Logen, die er allenthalben, wo er sich Eingang verschaffen konnte, errichtete, versahen ihn reichlich mit allen Bedürfnissen und setzten ihn in den Stand, sich uneigennützig und wohlthätig zu zeigen. Ihm für seine Rathgebungen und Heilmittel Geld anzubieten, würde er für eine Beleidigung angenommen haben.

Cagliostro, dem es in der Schweiz mißfiel, zog sich mit dem jungen Secretair des Cardinals, der jetzt von ihm unzertrennlich war, nach Lyon zurück. Hier machte er Proselyten, welche die Hülfsquellen vermehrten, aus denen er Alles, was ihm nothwendig und angenehm war, nach Gefallen schöpfte. Von dort begab er sich verabredetermaßen nach Paris; der Tag seiner Ankunft war für den Cardinal ein Tag des Glücks. Cagliostro's Nähe war ihm mehr als je Bedürf-

niß geworden. Inzwischen war der Cardinal vor seiner Ankunft nach dem Elsaß abgereist und hatte den Baron Planta in Paris zurückgelassen, um ihm durch Eilboten und selbst durch Couriere die Briefe der la Motte, wenn diese es nöthig erachten würde, zuzuschicken. Diese außergewöhnliche Reise nach dem Elsaß war in dem angeblichen Briefe der Königin angerathen, worin seine Zurückberufung von dort als der Zeitpunct der öffentlichen Bekanntmachung der wiederkehrenden Gnade angekündigt wurde.

Während dieser Abwesenheit ward in einem jener untergeschobenen Briefe ein neues Darlehn von sechzigtausend Franken zu gleichem Zwecke wie das erstere verlangt und der Zeitpunct zur Rückzahlung des Ganzen bestimmt. Der jüdische Millionair war auch jetzt die Quelle, woraus man mit den nämlichen Formen und Vorsichtsmaßregeln schöpfte. Der Baron Planta, durch dessen Hände diese neue Summe der Frau von la Motte zugestellt ward, war überdieß ermächtiget, neue Unterstützungen, welche etwa die Gräfin verlangen könnte, aus der Casse des Schatzmeisters Sr. Eminenz zu entnehmen, und nöthigenfalls zu diesem Zwecke Effecten zu verkaufen. Der Schatzmeister erhielt den Befehl dazu mit dem Verbote

mir etwas davon zu sagen; doch glaubte dieser, mich nichtsdestoweniger davon in Kenntniß setzen zu müssen, weil dieser Befehl versprochene und unumgängliche Rückzahlungen hemmte, wofür ich mich gewissermaßen verbürgt hatte.

Diese hundert und zwanzig tausend Franken, welche man in den Händen der Königin glaubte, dienten dazu, die la Motte zu bereichern. Absichtlich ließ sie den Cardinal im Elsaß verweilen; sie wollte sich nämlich von Paris entfernen, um sich in ihrem Geburtsorte Bar-sur-Aube als Abkömmlingin des Hauses Valois zu zeigen. Wirklich erschien sie dort mit einer glänzenden Equipage, vielem Silbergeräth und Bedienten in prächtiger Livree; sie machte bei den Vornehmen in der Nachbarschaft, und selbst bei dem Herzog von Penthievre Besuche. Letzterer, obwohl sehr verwundert über diesen Pomp und diesen Besuch empfing sie mit derjenigen Güte, die einen Zug seines Characters bildete. Dieser plötzliche Glückswechsel, dieser Uebergang vom Elende zum Ueberfluß, setzte alle Bekannte der Gräfin in Erstaunen. Sie beantwortete ihre Fragen mit anscheinender Offenheit, und schrieb das Glück der Freigebigkeit der Königin zu, die eine Abkömmlingin der Valois nicht im Staube lassen wolle. In ihrem Hause zu Pa-

zis führte sie nicht den nämlichen Glanz ein, weil sie sich dort Nachforschungen ausgesetzt haben würde, deren Ergebniß ihr gefährlich werden konnte; doch auch dort zeigte sie einen vermehrten Wohlstand.

Hätte die la Motte sich auf diese ersten Diebstähle zu beschränken gewußt, so würde sie, wenn auch ihre listigen Streiche in der Folge entdeckt wären, bloß für eine Heldin in der Spitzbüberei gegolten haben; man hätte die Leichtgläubigkeit des Cardinals belacht, allein sein Interesse würde erfordert haben, die Prellerei, deren Opfer er gewesen war, unenthüllt zu lassen. Allein, wenn einmal die Hintansetzung guter Grundsätze in einem verderbten Herzen Platz gewonnen hat, so sind alle Verbrechen, wie schwarz und verrucht sie auch immer seyn mögen, nur gewöhnliche Hülfsmittel, welche die Gewinnsucht anwendet, um ihre Zwecke zu erreichen. Jenes schändliche Weib, angelockt durch 120,000 Franken, die ihr nichts gekostet hatten, als ein Lügengewebe und einiges auf dem Schnitt vergoldetes Briefpapier, erdachte einen Plan, dessen Kühnheit und Gefahren selbst den gewandtesten und entschlossensten Spitzbuben abgeschreckt haben würden.

Einer der Juwelierer der Königin hatte einen kostbaren diamantnen Halsschmuck, 1,800,000 Franken werth, in Händen. Frau von la Motte wußte, daß die Königin, der er sehr gefallen hatte, unter obwaltenden Umständen, wo die größte Sparsamkeit Pflicht ward, dem Könige nicht hatte vorschlagen wollen, solchen für sie zu kaufen. Frau von la Motte hatte Gelegenheit gehabt, diesen berühmten Halsschmuck zu sehen, und der Juwelierer Boehmer, der Eigenthümer desselben, hatte ihr nicht verhehlt, daß ein solches Kleinod als todtes Capital im Handel ihn sehr in Verlegenheit setze, daß er beim Ankauf desselben gehofft habe, es an die Königin abzusetzen, diese aber den Ankauf abgelehnt habe. Er fügte hinzu, daß er derjenigen Person, die ihm einen Abnehmer dazu verschaffen könnte, ein reiches Geschenk machen würde.

Die Gräfin hatte schon das Talent ihrer Einwirkung auf die Leichtgläubigkeit Sr. Eminenz versucht. Sie unternahm, es durch Fortsetzung ihres Betruges sich zugleich das Halsband, und das versprochene Geschenk zuzueignen. Es gelang ihr, den Cardinal zu überreden, die Königin habe das größte Verlangen nach dem Besitze dieses Halsschmucks, sie wolle es ohne Vorwissen des Königs

kaufen und allmälig aus ihren Ersparungen bezahlen, und um dem Groß-Almosenierer einen besondern Beweis ihres Wohlwollens zu geben, beauftrage sie ihn, in seinem Namen diesen Ankauf zu machen. Zu dem Ende würde er eine schriftliche eigenhändig von ihr unterzeichnete Autorisation erhalten, die er nicht eher aus den Händen zu geben habe, als bis er wieder bezahlt sei. Er habe daher mit dem Juwelierer die Einrichtung zu treffen, daß der Preis in mehreren dreimonatlichen Terminen von der, am 30. Jul. 1785 zu leistenden ersten Zahlung angerechnet, zu entrichten sei. In dieser Verhandlung müsse jedoch der Name der Königin unerwähnt bleiben, und die Verabredung einzig im Namen des Cardinals getroffen werden. Die geheime Autorisation, unterzeichnet; „Marie Antoinette de France" sei ihm hinreichende Bürgschaft, wodurch die Königin Sr. Eminenz einen ausgezeichneten Beweis ihres Vertrauens gäbe. Dieß war der Roman, den das schändliche Weib ersann. Ihre Erfolge in der Verführungskunst hatten selbst dem leisesten Argwohn bei dem leichtgläubigen Cardinal vorgebeugt, und unerschrokken betrat sie diese neue Laufbahn. Die Reise des Cardinals nach dem Elsaß war der Gräfin nothwendig gewesen, um ihre eigne Abwesenheit

von Paris zu erleichtern, und ihre Einkäufe so wie ihren Aufwand zu Bar-sur-Aube zu verschleiern. Seine Rückkehr ward unumgänglich nöthig zum Ankauf des Halsbandes. Durch den Baron Planta ließ sie an den Cardinal einen Courier abfertigen, mit einem kurzen Schreiben, worin sie die Königin sagen ließ: „der gewünschte Augenblick ist noch nicht gekommen; aber ich beeile ihre Rückkehr wegen einer geheimen Unterhandlung, die mich persönlich interessirt, und die ich nur Ihnen anvertrauen will; die Gräfin de la Motte wird Ihnen in meinem Namen den Schlüssel zum Räthsel mittheilen." Nach Empfang dieses Schreibens wünschte sich der Cardinal Flügel; unerwartet traf er in der heftigsten Kälte des Januars zu Paris ein. Diese Rückkehr schien uns eben so außergewöhnlich, als es mit seiner übereilten Abreise der Fall gewesen war. Seine Verwandten und Freunde waren weit entfernt, an die verderblichen Irrgänge zu denken, worin eine kaum gekannte Frau den Verblendeten verwickelte.

Kaum hatte der Cardinal den vorgeblichen Schlüssel des Räthsels vernommen, als er, bezaubert von der Sendung, womit seine Monarchin ihn beehrte, dringend um die nöthige Autorisation

hat, den Ankauf des Halsschmucks je eher je lieber zu Stande zu bringen. Diese Schrift brauchte er nicht lange zu erwarten. Sie war von klein-Trianon datirt und: unterzeichnet Maria Antoinette de France. Hätte nicht die dichteste Binde der Verleitung des Prinzen Augen bedeckt, so würde schon die ungeschickt verfälschte Unterschrift der Königin hingereicht haben, ihm die Schlinge bemerklich zu machen. Die Königin unterzeichnete sich nie anders, als mit ihrem Namen Maria Antoinette; der Zusatz: de France, war daher das Ergebniß der gröbsten Unkunde. Allein er merkte nichts; diese Schrift, von dem nämlichen Aeußern mit den kurzen Schreiben, worin der Verfälscher die Schriftzüge der Königin nachzuahmen gestrebt hatte, ward in den Händen des Cardinals ein neuer Talismann, der seiner Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit einen rascheren Lauf gab. Cagliostro, kurz zuvor in Paris eingetroffen, ward zu Rathe gezogen. Dieser Python bestieg seinen Dreifuß. In einem mit einer großen Menge Wachslichter erleuchteten Saale des Cardinals wurden eine ganze Nacht hindurch Aegyptische Beschwörungen angestellt; das Orakel that durch die Eingebungen des vertrauten Dämons den Ausspruch: „die vorgeschlagene Unterhandlung sei

des Prinzen würdig; sie werde vollständigen Erfolg haben, dem Wohlwollen der Königin das Siegel aufdrücken, und den glücklichen Tag herbeiführen, der zum Heil Frankreichs und der Menschheit die seltnen Talente des Cardinals an den Tag legen würde.“ Cagliostros Rathschläge zerstreuten allen Zweifel; es ward beschlossen, daß der Cardinal sich so schnell als möglich jenes, als äußerst schmeichelhaft und ehrenvoll anzusehenden Auftrags zu entledigen habe. Frau von la Motte eilte, den Juwelierer Bassange zu benachrichtigen, daß ein sehr vornehmer und reicher Herr sich einfinden würde, den Halsschmuck in Augenschein zu nehmen, und vielleicht ihn zu kaufen. Wirklich begab sich der Cardinal in der Mitte Januars, acht bis zehn Tage nach seiner Rückkehr aus dem Elsaß zu den associirten Juwelierern Böhmer und Bassange. Er ließ sich den Halsschmuck zeigen, fragte nach dem Preise, der auf 1,800,000 Francen angegeben ward, und erklärte, daß, wenn man 300,000 Francen ablassen, und terminliche dreimonatliche Zahlungen, jede von 100,000 Thalern, wovon der erste am 30. Jul. des laufenden Jahres fällig seyn solle, annehmen wolle, er vielleicht Mittel finden würde, zum Ankauf ermächtigt zu werden. Die Juwelierer fanden

die abgedungene Summe zu groß und die Zahlungstermine zu entfernt; doch versprachen sie, soviel als nur immer thunlich sei, von ihrer Forderung nachzulassen, und wenn es zum wirklichen Abschluß käme, jeder angemessenen Uebereinkunft die Hände zu bieten.

Ein gewöhnlichermaßen der Frau von la Motte eingehändigtes Schreiben des Cardinals stattete von diesem Besuche Bericht ab, und ließ hoffen, daß man für sechzehnhunderttausend Franken mit den gewünschten allmäligen Zahlungsterminen den Ankauf zu Stande bringen könne. Die von der falschen Briefträgerin überbrachte Antwort fand alle diese Einrichtungen vortrefflich und ermächtigte den Groß-Almosenierer, unter diesen Bedingungen den Kauf abzuschließen. Sie war übrigens so abgefaßt, daß sie der schon zuvor ertheilten und unterzeichneten schriftlichen Autorisation zur Bestätigung diente.

Nachdem Alles so vorbereitet war, schloß der Cardinal mit den Herren Böhmer und Bassange unter den vorgeschlagenen Bedingungen den Handel über den Halsschmuck ab. Er verhehlte den Verkäufern nicht, daß es für Rechnung der Königin geschehe, deren schriftliche Ermächtigung

er ihnen vorzeigte, mit dem Bedeuten, daß außer der Königin Niemand um die Sache wissen dürfe. Die Juwelierer maßen dem Groß-Almosenierer völligen Glauben bei, nahmen eine Schuldverschreibung auf ihn an und machten sich verbindlich, ihm am 1. Februar, dem Vorabend des Festes vor Mariä Reinigung den Schmuck abzuliefern. Die Gräfin hatte nämlich vorgegeben, es wünsche die Königin, diesen prachtvollen Schmuck zu einem auf jenen Feiertag in Versailles angesetzten Feste zu haben. Das Kästchen mit diesem Schatze sollte im Hause der Frau von la Motte abgeliefert werden, bei welcher die Königin solches angeblich abholen lassen würde. Die Betrügerin, freudetrunken über den glücklichen Erfolg ihrer Ränke, hatte in ihrer Wohnung zu Versailles den Schauplatz vorbereitet, wo die Ablieferung des Halsbandes an die vorgeblich von der Königin dazu beauftragte Person geschehen sollte. Der Cardinal begab sich zu der ihm bestimmten Stunde am 1. Februar in der Dämmerung zur Frau von la Motte, begleitet von einem vertrauten Kammerdiener, der das Kästchen trug. An der Thüre schickte er ihn zurück und betrat allein den Ort, wo sein Vertrauen hingeopfert werden sollte. Es war eine Kammer mit einem Alkoven und ei-

nem kleinen Cabinet mit einer Glasthür. Die geschickte Schauspielerin ließ ihren Zuschauer in das Cabinet treten; ein Dämmerlicht beleuchtete das Zimmer; eine Thür öffnete sich und es rief eine Stimme: „Ich komme Namens der Königin — —“ ehrfurchtsvoll näherte sich Frau von la Motte dem Eintretenden, nahm das Kästchen und händigte es dem vorgeblichen Abgesandten ein. So geschah die Uebergabe des Halsschmucks. Der Prinz ein versteckter und stummer Zeuge derselben glaubte den Abgesandten zu erkennen. Frau von la Motte versicherte ihm, es sei der vertraute Kammerdiener der Königin zu Trianon; auch glich er demselben im Anzuge und in der Haltung. Unter andern hatte Frau von la Motte glauben gemacht, sie habe zu Trianon geheime Zusammenkünfte mit der Königin, wo diese sie mit Beweisen der innigsten Vertraulichkeit überhäufe. Mehrmals benachrichtigte sie den Cardinal von dem Tage, an welchem sie sich dahin begeben würde und von der Stunde ihrer Rückkehr. Der Prinz, der sich gern an jedem Gedanken weidete, welcher seine Ueberzeugung nähren konnte, hatte sich mehrmals auf die Lauer gestellt um ihren Ein- und Ausgang zu beobachten. Einst wußte sie, daß der Groß-Almosenierer den Augenblick ihrer Rückkehr

beobachtend erwartete; sie ließ sich daher von dem Hauptunterhändler ihrer Complotte, Namens Villette, bis auf eine kleine Entfernung von Trianon zurückbegleiten, worauf Villette sich das Ansehen gab, als ob er wieder in den Pallast zurückkehre. Es war Mondenschein, der verkleidete Cardinal traf verabredetermaßen mit der la Motte zusammen, die auf seine Frage nach den Namen ihres Begleiters erwiderte, es sei der vertraute Kammerdiener der Königin zu Trianon. Dieser angebliche Kammerdiener war Niemand anders als ein Gensdarme aus Bar-sur-Aube, der Freund der Frau von la Motte und der Camerad ihres Mannes. Sie hatte ihn in ihre schändlichen Plane unter dem Versprechen der Theilnahme am Raube eingeweiht; er war es, der in den angeblichen Briefen der Königin die Handschrift der Monarchin nachgemacht und die Autorisation zum Ankauf des Halsbandes geschrieben und unterzeichnet hatte.

Erst seit dem Empfang der dem Cardinal abgelockten hundert und zwanzig tausend Franken fing die Gräfin an, sich öfterer und dauernder in Versailles aufzuhalten und hatte dort eine bequeme, gut meublirte Wohnung, und zwar ihrer Versiche-

rung nach auf Kosten der Königin, welche sie mehr in ihrer Nähe zu haben wünsche. Um ihren Schritten das Ansehen des Geheimnisses zu geben und so oft sie es ihren Absichten nützlich glaubte, den Pallast zu Trianon betreten zu können, machte sie Bekanntschaft mit dem Thürsteher, bei dem sie durch die Erzählung ihrer hohen Abkunft und des Unglücks ihrer Familie Theilnahme zu erregen wußte.

Sie erdachte noch ein andres Mittel, den Cardinal, während er das erste, absichtlich verzögerte Schreiben, worin der Empfang des Kleinods angezeigt werden würde, erwartete, über die richtige Ablieferung desselben zu beruhigen. Sie hatte oft bemerkt, das die Königin, wenn sie aus ihrem Zimmer trat um über die Gallerie in die Capelle zu gehen, fast immer die nämliche Kopfbewegung machte, wenn sie vor der Thür des sogenannten Oeil de boeuf vorbei ging. Noch am Abend der Ablieferung des Halsbandes begab sie sich Nachts zwischen 11 und 12 Uhr auf die Terrasse des Schlosses zu Versailles, wo sie mit dem Cardinal zusammentraf. „Ich komme, sprach sie, von der Königin, die sich herzlich freut und immer mehr und mehr Glück wünscht, Ihnen ihr Vertrauen geschenkt zu haben. Die Königin wird es Ihnen

selbst sagen, wenn sie Ihnen den Empfang des Halsbandes meldet; am heutigen Abend konnte sie Ihnen nicht schreiben; finden Sie sich aber Morgen, wenn sie über die Gallerie in die Capelle geht, wie von Ungefähr beim Oeil de boeuf ein; wenn die Monarchin Sie wahrnimmt, so wird sie als Zeichen ihrer Zufriedenheit und Billigung eine Kopfbewegung machen. Ihro Majestät hat mich im Voraus beauftragt, Sie davon zu benachrichtigen. Die Königin wird jenen prachtvollen Schmuck erst dann anlegen, wenn sie eine günstige Gelegenheit gefunden haben wird, mit dem Könige davon zu reden. Wirklich glaubte der Groß-Almosenierer, als er sich am folgenden Tage neben dem Oeil de boeuf einfand, das angegebene Zeichen deutlich zu bemerken. Indessen drang er mehrmals in die Juweliere, selbst mit der Königin zu sprechen, um sich über den für sie gemachten Ankauf vollends beruhigen zu können. Dieser Umstand, welcher in dem nachherigen Processe von den Hrn. Böhmer und Bassange in der Confrontation bewahrheitet ist, kann keinen Zweifel über den guten Glauben des Cardinals und dessen völlige Ueberzeugung, nur auf Befehl der Königin gehandelt zu haben, übrig lassen.

Warum soll ich hier eine Thatsache verschweigen, die ich gern mit Stillscheigen übergangen

wäre, wenn sie nicht mit den Folgen dieser unglücklichen Angelegenheit in zu wesentlicher Verbindung stände? Die Juwelierer, welche oft Gelegenheit hatten, die Königin zu sehen und überdieß durch den Cardinal dringend dazu aufgefordert waren, ließen die Monarchin über die Erhandlung des Halsschmuckes nicht in Ungewißheit. Ungeachtet der mit Marien Antoinettens Namen unterzeichneten Schrift, die man ihnen vorgezeigt hatte, ungeachtet der Zahlungsfähigkeit des Käufers, hatten sie ein hohes Interesse, sich zu vergewissern, ob der Halsschmuck für die Königin sei und ohne diese Gewißheit ein Unterpfand von so großem Werthe nicht auf die Waage zu setzen. Im Prozesse haben die Herren Böhmer und Bassange diese nähern Umstände nicht ausgesagt; allein sie haben sie insgeheim einer Person eingestanden, welche sie mir unter dem Versprechen, ungenannt zu bleiben, mitgetheilt hat. Der Cardinal hat, nach seinen Vertheidigungsschriften zu urtheilen, nie daran gezweifelt. Bassange, den ich während seines Aufenthalts zu Basel im Jahre 1797 darüber befragte, leugnete sie nicht und gestand mir förmlich, daß seine und seines Associirten Aussagen in jenem Processe der Leitung des Barons von Breteuil untergeordnet gewesen wä-

ren, daß sie zwar nicht blindlings Alles, was man ihnen anmuthete, ausgesagt hätten, wohl aber genöthigt gewesen wären, zu verscheigen, was man von ihnen nicht ausgesagt wissen wollte. Wie ist nach dieser Entdeckung die Nachsicht der Königin, die weder mit ihren Grundsätzen noch mit ihrem Range vereinbar war, zu rechtfertigen? Ein so unziemliches Verfahren, wie das der Frau von la Motte, der Mißbrauch des Namens der Königin, um kühner einen Diebstahl von dieser Wichtigkeit begehen zu können, mußte das Zartgefühl und die Rechtschaffenheit der Monarchin empören. Wie ging es zu, daß ihr Unwille nicht sogleich zum Ausbruch kam? Wäre die Königin nur den ersten Regungen ihres beleidigten Ehrgefühls gefolgt, so hätte sie unfehlbar die Juwelierer benachrichtigt, daß man sie betrogen habe und daß sie die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen hätten. Selbst in der Voraussetzung, daß die Königin sich am Cardinal rächen und ihn ins Verderben stürzen wollte, war das Vorgefallene und was sie davon vernahm, mehr als hinreichend, ihn zu nöthigen, seine Stelle aufzugeben, den Hof zu verlassen und sich in sein Bisthum zurückzuziehen. Die Königin hätte dann einen Gerechtigkeitsact geübt, worüber Niemand sich beklagen konnte, des Groß-Almose-

nierers Leichtgläubigkeit wäre mit Grund getadelt, das Haus Rohan, wenn gleich unzufrieden über diese Ungnade, hätte sie nicht mißbilligen können und es wäre von keinem anstößigen Aufsehen, nicht von der Bastille und einem Criminalproceß die Rede gewesen. Auch würde Marie Antoinette, ihrer eignen Denkungsart überlassen, auf diese loyale Weise gehandelt haben; allein sie fragte zwei Männer um Rath, welche sie jeder aus verschiednen Gründen auf Irrwege leiteten. Der Abbé de Vermond war eben bei der Königin, als die Juwelierer Böhmer und Bassange ihr für den Ankauf des diamantenen Halsschmucks, wozu sie den Cardinal Rohan beauftragt habe, ihren Dank abstatteten. Die Gegenwart des Abbés, den sie als den geheimen Depositär aller Gedanken der Monarchin und als den Wegweiser ihrer Schritte kannten, legte ihnen keinen Zwang auf, und fast immer hatten sie die Aufträge der Königin in seiner Gegenwart erhalten. Eben so erstaunt als die Königin über diese Entdeckung fragte der Abbé ziemlich kaltblütig nach dem Verfahren des Cardinals bei diesem Ankaufe. Die Juwelierer erzählten es mit dem Beifügen, daß sie aus Ehrfurcht und Dankbarkeit den Preis herabgesetzt und alle vorgeschlagenen Bedingungen der Zahlungstermine an-

genommen hätten, daß Ihrer Majestät Name beim Abschluß des Handels nicht vorkäme und der Cardinal solchen in seinem eignen Namen vollzogen, ihnen jedoch im Vertrauen angezeigt habe, es geschehe zufolge eines von der Königin unterzeichneten Befehls und sie würden wohlthun, die erste Gelegenheit zu ergreifen, wo sie sich ohne Zeugen über diesen Gegenstand gegen Ihre Majestät erklären könnten. Der Abbé de Vermond, der auf dem Gesichte der Königin das Staunen des Unwillens über diese Nachricht las, brach die Unterhaltung ab und begnügte sich, den Juwelierern zu sagen: „Ueberbringen Sie morgen Ihren Contract; lassen Sie eine beglaubigte Abschrift davon nehmen, um sie der Königin zuzustellen."

Als Böhmer und Bassange diese Unterhaltung eingestanden, wichen sie in Hinsicht der Zeit, wo sie Statt gefunden habe, von einander ab, allein sie stimmten darin überein, daß ihnen damals nichts über die Wahrheit der Sendung des Cardinals Argwohn eingeflößt habe.

Sobald die Königin die Abschrift des Contracts in Händen hatte, berief sie den Minister, Baron Breteuil und den Abbé de Vermond zu einer geheimen Berathung über das Benehmen,

welches sie unter diesen Umständen zu beobachten habe. Der Abbé, der nur für den Ruhm seiner Monarchin zu leben schien und bei dieser Gelegenheit den Namen der Königin auf die unwürdigste Weise gemißbraucht sah, rieth, daß man die vom Groß-Almosenierer eingeschlagenen Wege auf der Stelle beim Könige zur Anzeige bringen sollte. Er nannte sie ein Verbrechen der beleidigten Majestät, welches man aufs strengste bestrafen müsse. Der Baron Breteuil, hellsehender im Gefühl des Hasses, den er dem Cardinal seit seiner Wiener Gesandtschaft geschworen hatte, machte bemerklich, daß es voreilig seyn würde, die Sache schon jetzt zum Ausbruch zu bringen, daß man dem Cardinal, da der Contract einzig in seinem Namen abgeschlossen sei, aus diesem Ankaufe kein Verbrechen machen könne, daß er das, den Juwelierern insgeheim Entdeckte, leugnen könne und die Königin sich unvermeidlich in der öffentlichen Meinung compromittiren würde, wenn sie auf eine Bestrafung bestände, wovon der Tadel auf sie zurückfallen würde. Man müsse daher diese Intrigue sich weiter ausspinnen lassen, deren Fäden durch die Zahlungstermine wahrscheinlich näher bekannt werden würden, bis dahin aber das Stillschweigen beobachten. Er selbst wolle sich bestreben, durch die

Pariser Policei die Spuren, Beweggründe und Zwecke dieser Ränke zu entdecken. Die Bemerkungen des Ministers wurden richtig befunden und befolgt.

Immittelst fuhr die Gräfin de la Motte fort, die Einbildungskraft des Cardinals aufzuregen und durch ihren falschen Briefwechsel seine Hoffnungen zu nähren. Die Briefe wurden täglich anziehender; der durch den Ankauf des Halsschmucks geleistete Dienst ward in denselben in Ausdrücken gewürdigt, ganz geeignet, das Verlangen zu entflammen, sich für eine so dankbare Monarchin ganz hinzugeben. Zugleich beschäftigte sich jedoch Frau von la Motte, im Besitz des Halsbandes, mit den Mitteln, sich den Preis desselben ungestraft zuzueignen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus Englischen Zeitschriften.

Bibelübersetzungsanstalt zu Serampore in Ostindien.

Es sind jetzt zehn Jahre, seit der Plan zur Reife gedieh, die Bibel in die verschiedenen Sprachen Indiens im weitesten Sinne genommen, so wie für China nebst den zwischen diesem Reiche und Bengalen liegenden Ländern, zu übersetzen. Die Unternehmer haben diesen Zeitpunct gewählt, um über die jetzige Lage dieses schwierigen, vor ihnen von keinem Sterblichen versuchten Unternehmens einen Bericht abzustatten, wovon wir unsern Lesern hier einige Hauptzüge mittheilen.

Im Laufe des vergangenen Jahres sind die fünf Bücher Mosis in der Orissa-Sprache abgedruckt, und dadurch die vollständigen Bibelübersetzungen in den beiden Indischen Sprachen, der Bengalischen und der Orissasprache vollendet.

In der Sanskrit-Sprache sind die historischen Bücher der heiligen Schrift aus der Presse hervorgegangen. In diesem alterthümlichen Idiom,

woraus fast alle übrigen Indischen Sprachen entsprungen sind, sind jetzt drei von den fünf Haupttheilen der Bibel übersetzt, und im Umlauf gebracht, das neue Testament, der Pentateuch und die historischen Bücher. Die beiden übrigen, die Hagiographa und die prophetischen Bücher, sind unter der Presse.

In der Hindu-Sprache sind die historischen Bücher abgedruckt, die Hagiographa unter der Presse, die prophetischen Bücher übersetzt, das neue Testament aber schon in der zweiten Auflage im Umlaufe.

In der Mahratten-Sprache ist der Abdruck der historischen Bücher beinahe vollendet und der Pentateuch und das neue Testament schon seit geraumer Zeit im Umlauf.

In der Shikh-Sprache ist das N. T. ganz, und der Pentateuch größtentheils abgedruckt.

In der Chinesischen Sprache sind der Pentateuch und die Episteln unter der Presse, doch sind verschiedene Umstände zusammen getroffen, den Abdruck zu verzögern. Die Art des Drucks mit beweglichen Typen, bis jetzt ganz neu in diesem Idiom, erforderte viel Zeit um sie zu dem erfor-

derlichen Grad der Vollkommenheit zu bringen. Drei mal hat man mit der Verfertigung und dem Abgusse derselben Versuche gemacht, allein man fand sie zu groß und erst der vierte ergab eine hinreichend reducirte Form. Sie fällt schön ins Auge, ist sehr leserlich, und das Ganze wird in Octav-Form, ungefähr auf der nämlichen Seitenzahl, als eine Englische Octavbibel zusammengedrängt werden.

Ein zweiter Zögerungsgrund war der bereits begonnene, für die Verbreitung gründlicher Kenntniß der Chinesischen Sprache höchst wichtige Abdruck eines Chinesischen Elementarwerks unter dem Titel: „Clavis sinica.“ Dieß Werk, nebst dem als Anhang beigefügten Texte des Tahioh einer kleinen Chinesischen Schrift, beträgt über sechshundert Quartseiten. Dieß, nebst Morrisons vortrefflicher Grammatik glaubte man als präparatorische Werke mit den neu erfundenen Typen, vor Vollendung der Bibel abdrucken zu müssen. Indeß ist von der Chinesischen Uebersetzung das ganze N. T. und das alte bis zum Ende des Propheten Hesekiel vollendet.

In der Telinga-Sprache ist das neue Testament mehr als zur Hälfte, und in der Bruj-Spra-

che bis zum Ende der Epistel an die Römer abgedruckt. Die drei ersten Evangelisten sind in der Pushtoo oder Afghanen-, der Bulochu- und der Asamesen-Sprache fertig. Das Evangelium Matthäi ist in der Kurnata- Kunkuna- Multani- Sindhi- Kashmir- Bikanir- Nepal- Oduypore- Marawar- Juypore- Khassi- und Burmanen-Sprache ganz oder doch größtentheils vollendet.

Natürlich mußten die hierzu erforderlichen, äußerst mühsamen Studien eine genauere Kenntniß der Verwandtschaft der verschiedenen Indischen Idiome herbeiführen. Man fand, daß sie zwei Hauptclassen bilden, nämlich die, welche gänzlich aus der Sanskrit-Sprache entsprungen sind, und die, welche mit dem Chinesischen einige Verwandtschaft haben, das heißt, bloß in der mündlichen Mittheilung, dem einzigen Wege, worauf irgend eine Sprache mit der Chinesischen zusammentreffen kann, da die Schriftzeichen der letztern sich von jeder alphabetischen Sprache gänzlich unterscheiden, und nach abweichenden Grundsätzen gebildet sind. Es hat jedoch das monosyllabische System, namentlich die, in verschiedenen Tönen mangelhafte Aussprache desselben sich auf mehrere in der Nachbarschaft von China geredeten Sprachen ausgedehnt, und den Ton vieler Buchstaben des Alphabets un-

verkennbar nach dem Chinesischen gemodelt, dieß ist namentlich der Fall mit der Siamesischen, Burmanischen, Tibetanischen und Khassi-Sprache.

Vorzüglich haben jene neueren Studien die bisherigen Begriffe über die Anzahl der aus der Sanskrit-Sprache entsprungenen Idiome berichtigt. Zwar wußte man, daß die Tamul-Kurnata-Telinga-Guzratti-Orissa-, Bengali-, Mahratta-, Punjabi-, Hindoostani-Sprache Sanskritischen Ursprungs seien, allein daß die Zahl der Sprößlinge dieses Idioms sich auf mehr als zwanzig belaufe, und namentlich die Sprachen von Jnypore, Bruj, Oduymypore, Bikanir, Multani, Marawar, Magudа (oder Süd-Bahar) Sindh, Mithle, Wuch, Kutch, Harutі, Koshula, und mehrere andre, deren Name in Europa noch gänzlich unbekannt ist, ebenfalls in diese Cathegorie gehörten, dieß ergaben erst die näheren Forschungen. Der gemeinschäftliche Stamm aller dieser Zweige, die Sanskrit-Sprache, wird gegenwärtig als Volkssprache nirgends geredet, von den Gelehrten aber fast in ganz Indien gesprochen. Ihr grammaticalischer Apparat übertrifft an Fülle und Umfang vielleicht, den jeder andern Sprache auf Erden, und sie ist in dieser Hinsicht von jedem ihrer vielen Zweige

gänzlich verschieden; dennoch kann man die letztern unmöglich als bloße Dialecte der Hindu-Sprache betrachten, da vorzüglich die Endungen der Wörter sich mehr der Bengalischen oder der Mahratischen-, als der Hindusprache nähern. Es ist eine durch die neusten Forschungen erwiesene Thatsache, daß die Hindu-Sprache in keinem Lande ausschließlich als heimisches Idiome angesehen werden kann. Sie herrscht an den Musulmanischen Höfen und in den Lägern, Städten und Flecken der Mahomedanischen Prinzen, auch wird sie allgemein von den Mahomedanern gesprochen, welche von den Europäern von Stande fast in jedem Theile von Indien als Bediente gebraucht werden. Daher lernen die meisten Europäer sie vor allen andern Landes-Dialecten, allein oft ist sie vom gemeinen Volke in der Entfernung von etwa zwanzig Englischen Meilen von den großen Städten ganz unverständlich. Hier herrscht lediglich die specielle Landessprache, man hat daher gefunden, daß die bis jetzt beobachtete Gewohnheit, die Verordnungen der Ostindischen Compagnie lediglich in der Hindu-Sprache bekannt zu machen, ihrem Zwecke, der Volksmasse in den verschiedenen Provinzen von Hindostan verständlich zu seyn, nicht entspricht.

Neuestes von der Asiatischen Gesellschaft zu Calcutta.

Die jüngste Sitzung dieses ausgezeichneten Gelehrten Vereins, worin Lord Moira selbst den Vorsitz führte, lieferte mehrere anziehende Resultate. Bekanntlich sind die Engländer in Ostindien jetzt thätiger als je, durch Forschungsreisen besonders das Innere der neuaquirirten, oder doch der Brittischen Obergewalt unterworfenen Landestheile aufs genauste untersuchen zu lassen. Unter mehreren, auf diesen Reisen begriffenen sachkundigen Männern zeichnet sich insbesondere Capitain Webb aus, dessen neuester Reisebericht über Cumaoon der Gesellschaft durch den Präsidenten mitgetheilt wurde. Der Berichtserstatter zweifelt nicht, daß die Bergdistricte jener Gegenden edle Metalle enthalten, weil der Sand fast aller Bergströme an den Puncten, wo ihr reißender Lauf abnimmt, von den Einwohnern sorgfältig gewaschen wird, um die darin befindlichen Goldkörner hervor zu suchen. Vorzüglich widmet sich dieser Beschäftigung der Volksstamm der Boksas, welcher einen reichlichen Gewinn daraus zieht. Eben so wie der in den Africanischen Strömen gefundene Goldstaub schon seit langer Zeit in Europa die Meinung in

Umlauf gebracht hat, es müsse in jenem Welttheile ein hohes Centralland existiren, welches vielleicht mit Südamerica an Gold- und Siberminen wetteifert, scheint auch der nämliche Schluß auf die Gebirge des centralen Asiens anwenbar.

Capitain Webb legt seinem Berichte die Höhe-Berechnungen von mehr als dreißig Pics des Himalaya-Gebirges bei. Der höchste der von ihm beobachteten Gipfel ist fünfundzwanzig tausend sechshundert sechsundneunzig Fuß über der Meeresfläche erhaben, und liegt unter 30° 21′ 51″ der N. Breite und 79° 48′ 39″ der Länge. Die Hauptrichtung dieser Schneebedeckten Bergkette geht von West-Nordwesten nach Ost-Südosten. Von mehr als hundert und dreißig Orten hat der thätige Reisende die Breite, Länge und Höhe angegeben.

Sehr wichtig, vorzüglich auch in practischer Hinsicht für die Brittische Marine war die Vorlegung mehrerer Proben von Bauholz aus Cumaoon. Eine Gattung Eichen Timsoo genannt, wird gewöhnlich 60 bis 70 Fuß hoch, woraus sich brauchbare gerade Stämme von 50 Fuß Länge, und Bauholz von wenigstens 24 Zoll cubischen Inhalts an jeder Stelle hauen lassen. Die Eichel

ist länglicht, und $1\frac{1}{2}$ Zoll lang. Die Rinde ist zum Gerben geeignet. Drei andere Eichengattungen sind der Goomo, Bulgshing, und Burbula; die Stämme der beiden letzteren Arten sind sehr gekrümmt.

Bootan bringt vier Hauptarten von Fichten hervor, Sersing, Tanshing, Oomur und Lemshing genannt. Die Oomur-Fichte oder Silbertanne erreicht die Höhe von 80 bis 90 Fuß, dagegen hält sie am Boden nicht mehr als drei bis vier Fuß im Durchmesser. Die Frucht soll im Zustande der Reife durch das Ausdrücken eine dem Indigo nicht unähnliche Farbe geben. Die in Cumaoon wachsenden Fichten-Gattungen werden Cheer und Deodar genannt.

Ein, der Gesellschaft vom Verfasser gewidmetes Werk, unter dem Titel Researches in America (Forschungen in America) woraus manche merkwürdige Mittheilungen zu erwarten sind, ward der Gesellschaft vorgelegt.

Einen schönen Beweis von der Ausbreitung der literarischen Kette über die ganze Oberfläche des Erdbodens lieferten zwei gleichzeitig vorgelegte Verbrüderungsschreiben, der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen und

der literarischen Gesellschaft auf der Prinz-Wallis Insel.

Das vermeintliche Erdbeben.

Noch nie hat sich vielleicht ein Erdbeben in allgemeines Gelächter aufgelöst, wie es am 3. April 1817 am Bord der Brittischen Kriegssloop Lyra der Fall war. Das Schiff lag vor Calcutta vor Anker. In einer äußerst stürmischen Nacht fühlte man, nach heftigem Donner und Blitz, eine starke, nie zuvor erfahrne zitternde Bewegung des ganzen Schiffs. Bald folgte eine zweite und eine dritte Erschütterung mit immer verstärkter Kraft. Die ganze Schiffsmannschaft kam in Alarm, die Officiere sprangen aus den Betten, man versammelte sich auf dem Verdeck und Alles war der einstimmigen Meinung, ein Erdbeben habe den Meeresgrund erzittern gemacht. Schrecken malte sich auf allen Zügen; der Zeitpunct jeder Erschütterung ward auf Minute und Secunde in den Schiffstagebüchern angemerkt, und die ganze Schiffsgesellschaft harrte in ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Auf einmal bemerkte die Schildwache auf dem Vordercastel, daß die Wandtauen (die beiden Hauptseile, wodurch der Mast gehalten wird) des Vorder-Mastes in

einer heftigen zitternden Bewegung waren, und während noch immer Blitzschläge und Erdbeben in der aufgeregten Einbildungskraft herumspukten, entdeckte der Soldat endlich die Quelle der allgemeinen Bestürzung. Es war — ein großer Affe, der an den Hauptseilen unaufhörlich auf und niedercapriolirend, dem Maste und durch diesen dem ganzen Schiffe jene zitternde Bewegung gegeben hatte.

Neueste Brittische Pamphletts.

Die in London erscheinende periotische Schrift the Pamphleteer findet sowohl durch Auswahl, als durch Aufnahme der Schriften aller politischen Parteien immer mehr Beifall. Da sie in Deutschland nicht sehr in Umlauf zu seyn scheint, so theilen wir hier den Hauptinhalt des neusten Heftes unsern Lesern mit.

Herr Georg Rose hatte jüngst eine Abhandlung zur Vertheidigung hochbezahlter Stellen, Sinecuren und Pensionen herausgegeben, welche hier von Hrn. Jeremy Bertham in einer „Vertheidigung der Sparsamkeit in den öffentlichen Ausgaben," (defence of Oeconomy in the

public expenditure) einer strengen Prüfung unterworfen und mit Anmerkungen begleitet wird, nicht minder anziehend durch des Verfassers Styl und Behandlungsweise, als durch die Beschaffenheit des Gegenstandes. In einem entgegengesetzten Sinne ist die hier aufgenommene, schon früher abgedruckte Abhandlung des Lord Somer gegen die Vertheidiger jährlicher Parlamente und allgemeiner Stimmführung geschrieben. Der Lord ist ein erklärter Antireformist, und sucht zu beweisen, daß die vorgebliche Zurückführung der Constitution auf ihre Reinheit unfehlbar zur Anarchie führen müsse.

Herr Georg Glover, ein Geistlicher, giebt einen meisterhaften Abriß der Zunahme der Armuth in England, in genauem Verhältnisse mit dem Anwachs der Taxen, und zeigt auf einem sichtlich parteilosen Wege die Mißbräuche in der Ausführung der über die Versorgung der Kirchspiels-Armen bestehenden Gesetze, insbesondere aber den Einfluß dieses Zustandes der Dinge auf die Herabwürdigung des moralischen Characters, des Unabhängigkeits-Gefühls und der Selbstachtung, welche früher die Haupttriebfedern der Thätigkeit und Anstrengung der arbeitenden Classen ausmach-

ten. Ein anderer Schriftsteller, der Major Torrens, glaubt diesen auch von ihm anerkannten Uebeln nicht besser abhelfen zu können, als durch Ausdehnung des Colonisaions-Systems, das heißt, durch Wegschickung eines bedeutendern Theils der leidenden Classen in entferntere Gegenden.

Während Hr. Jacobs die schon so vielseitig beleuchteten Ursachen des sinkenden Ackerbaus aufs neue einer ausführlichen, mit vieler Besonnenheit geschriebenen Untersuchung unterwirft, und als einziges Mittel auf die Herabsetzung der Taxen, namentlich auf die ersten Bedürfnisse als: Malz, Salz, Seife, Lichter und Leder besteht, sucht der berühmte Sir John Sinclair die Mittel zur Wiederherstellung des gesunkenen National-Wohlstandes auf einem von den Vorschlägen der vorbemerkten Schriftsteller gänzlich abweichenden Wege, indem er die Abnahme des Ackerbaus, und durch denselben der Manufacturen und des Handels, lediglich der Seltenheit und dem fehlerhaften Umlaufe der baaren Münze zuschreibt, und zur Erwägung des Parlaments mehrere Gegenmittel in Vorschlag bringt.

Zur Hemmung epidemischer und pestilenzialischer Krankheiten schlägt ein Arzt, Dr. Maclean,

das eben so sonderbare als neue Mittel vor, die Quarantainen, Lazarethe und Gesundheits-Polizeianstalten abzuschaffen, und versucht zu beweisen, daß sie eben so abgeschmackt und unwirksam, als für den Handel nachtheilich sind und nutzlose Kosten verursachen.

Tigerjagd bei Pondichery.

Als jüngst zwei junge Engländer von Stande bei Killanour, zehn Meilen von Pondichery auf der Jagd waren, kam ein Landmann mit der Nachricht zu ihnen, es sei vor zwei Stunden eine Frau in der Nähe von einem Tiger zerrissen worden, und er sei bereit, ihnen die Stelle zu zeigen, wo das Unthier seine Beute ins hohe Schilf geschleppt habe. Die kühnen Jäger folgten ihm sogleich, begleitet von mehreren, mit Keulen bewaffneten Landleuten. Bald fanden sie Reste der Kleidungsstücke des unglücklichen Weibes, und ihren Tragkorb mit einigem Grase, welches sie zu pflükken beschäftigt gewesen war. Die Landleute suchten, an dem Rande des Schilfes hin und her gehend, den Tiger aufzuscheuchen; und nur zu schnell gelang es ihnen. Plötzlich sprang er hervor, erfaßte einen der Scheuchenden und zerrte

ihn mächtig mit sich fort; doch glücklicherweise ließ er auf das furchtbare Geschrei, welches auf einmal alle anwesende Landleute erhoben, seine Beute fahren und zog sich in ein großes Dickigt am Rande eines Teichs zurück. Sogleich umringten die Jagenden das Dickigt; doch da alles ganz ruhig blieb, glaubten sie den Tiger entschlüpft, als er plötzlich mit fürchterlichem Gebrüll aus der Mitte des Gebüsches hervorsprang, sich auf einen der Landleute stürzte und ihn eine bedeutende Strecke weit fortschleppte; doch hatte ihn im Augenblicke des Hervorspringens eine Kugel in seinem Hintertheil getroffen, deren Wirkung ihn, immer seine Beute mit den Krallen umschlungen haltend, auf den Rücken warf. In dieser Lage erhielt er einen zweiten Schuß in der Schulter, der ihn in die höchste Wuth versetzte. Schon erhob er sich, als einer von den Engländern ihm einen Schuß durch den Leib gab, und ein Lanzenstich ihn zu Boden warf. Doch vermochten erst mehrere Keulenschläge auf den Kopf, seinem Leben ein Ende zu machen. Seine Länge betrug über sieben Fuß von der Nase bis zum Zipfel des Schwanzes. Er hielt den größten Theil des Arms und einen Theil der Seite des armen Bauern so fest in seinem Ra-

chen, daß der Unglückliche auf immer den Gebrauch seiner zermalmten Glieder verlieren wird.

Neuste Resultate der Muttergesellschaft aller Bibelinstitute.

Die Mutter aller Bibel-Gesellschaften (British and Foreign Bible society) hat jüngst durch einen ihrer Secretaire, Herrn John Owen, einen Geistlichen, die Hauptresultate ihrer jetzt dreizehnjährigen Arbeiten bekannt gemacht. Sie sind wahrhaft erstaunenswerth und man kann dreist behaupten, daß diese Gesellschaft durch ihre theils unmittelbaren, theils mittelbaren Einwirkungen für die Verbreitung des Christenthums auf dem ganzen bewohnbaren Erdball mehr gethan hat, als seit den Zeiten der Apostel je geschehn ist. Der Stifter, dessen Namen in den Jahrbüchern der Geschichte menschlicher Ausbildung gewiß eine ausgezeichnete Stelle verdient, war Joseph Hughes, ein Geistlicher. Zur Zeit der letzten Versammlung im Mai 1817 hatte die Gesellschaft an Abdrücken der Bibeln und des neuen Testaments eine Million siebenmalhundert und fünfundsiebenzig tausend neunhundert und vierundneunzig Exemplare vertheilt. Die Ausgaben für die großen Zwecke des Insti-

tuts beliefen sich in dem letzt verflossenen Jahre, auf beinahe neunzig tausend Pfund Sterling.

Außerdem hat die Mutter-Gesellschaft eine fast unglaubliche Anzahl ähnlicher, nach ihrem allgemeinen Plane arbeitender Vereine in allen Theilen der Welt gestiftet, und in Europa sind bloß Frankreich, Spanien, Portugall und Italien diejenigen Länder, wo diese wohlthätigen Anstalten keinen, oder doch keinen erheblichen Eingang gefunden haben. Dagegen werden sie in Rußland von der Regierung aufs eifrigste unterstützt und finden unter den Cosacken, unter den Einwohnern der Crimm und selbst in Sibirien die bereitwilligste Aufnahme und Beförderung. Im Orient, namentlich in Persien und Hindostan und auf den anliegenden Inseln herrscht der nämliche Geist. Auch in dem wesentlichen Geschäftszweige der Gesellschaft, die Bibel in alle Sprachen der Welt zu übertragen, sind weit größere Fortschritte geschehen, als bisher bekannt war, und einer der eifrigsten, fleißigsten und geschicktesten Mitarbeiter an denselben ist der vielseitig aufs rühmlichste bekannte Herr Morrison, ein Geistlicher, Missionair und zugleich Dolmetscher der Brittischen Factorei zu Canton, von woaus er jüngst die Ge-

sandtschaft des Lord Amherst auf ihrem Zuge begleitete. Bekanntlich ist er der erste, jetzt lebende Chinesische Sprachkenner und Verfasser des ersten vollständigen Wörterbuchs dieses Idioms.

Erneuerte Kunst der Glasmalerei.

Die in neuern Zeiten fast ganz verloren gegangene Kunst der Glasmalerei bietet manche glänzende Wirkungen dar, welche man vergebens in andern Zweigen der Malerei suchen würde. Bis jetzt hat man ihre Schönheiten nur in Gothischen Kirchen bewundert und wer hätte sich nicht, bei Besuchung einer mit diesen Malereien gezierten Kirche von dem ganz eigenthümlichen Reiz ergriffen gefühlt, welchen sie dem, in jenen heiligen Mauern verbreiteten Lichte verleihen.

Die ersten, welche diese Kunst zu einiger Vollkommenheit brachten, waren Lukas von Leyden und Albrecht Dürer. Sie fanden Mittel, ihre Farben dem Glase selbst einzuverleiben, indem sie ihre Gemälde bis auf einen gewissen Grad der Hitze aussetzten. Diese Verschmelzung der Farben mit dem Glase ergiebt natürlich, daß zur Vervollkommnung der Kunst gründliche, chemische Kenntnisse erforderlich sind, um zu den Farben

nur solche Substanzen zu wählen, welche sich dem Glase vollkommen einverleiben können, und die nöthigen Operationen des Schmelzofens zweckmäßig zu leiten. Diese Schwierigkeit in der Handhabung der Farben giebt dem Künstler Ansprüche auf Nachsicht in Beurtheilung der Wahrheit seines Colorits. In neueren Zeiten ist diese Kunst hauptsächlich nur in China getrieben, wo Herr Ellis, der Verfasser des Tagebuchs der Gesandtschaftsreise des Lord Amherst mehrere neue wohlgerathene Glasgemälde zum Verkauf ausgestellt sah, welche Scenen aus dem häuslichen Leben der Chinesen darstellten. Doch mehr oder minder fehlte auch diesen Arbeiten, wie allen andern Kunstproducten der Chinesen der Geschmack. Ganz neuerlich hat ein verdienter Künstler in London, Hr. Backler, einen preiswürdigen Versuch gemacht, die Glasmalerei zu Copien einiger vortrefflichen Gemälde berühmter Meister, unter andern Lonsdales, Le Bruns West's ꝛc. anzuwenden. Sein Hauptwerk ist jedoch ein eignes großes historisches Gemälde: König Johanns Unterzeichnung der magna charta, bestimmt für eine große Halle des Schlosses Arundel, eines Landsitzes des Herzogs von Norfolk. Einige der anwesenden Personen sind unter dem Bilde

jetzt lebender Männer sehr ähnlich dargestellt; namentlich findet man hier das Bildniß des Herzogs von Norfolk, des Hrn. Combe, des Capitain Morris und anderer in der Englischen Tagesgeschichte bekannter Männer. Alle diese Bildnisse sind so zweckmäßig angebracht, und so sprechend ähnlich, daß sie mit Recht allgemein Bewunderung erregen. Die innre geschichtliche Wahrheit, das Costüm und der Ausdruck sind dabei so vollkommen beobachtet, daß schon, als bloßes Gemälde betrachtet, das Ganze einen höchst angenehmen Eindruck macht; als erster neuerer Versuch der Wiederherstellung der Glasmalerei im Großen, verdient es vollends das höchste Lob. Der Künstler hat schon seit einiger Zeit seine Werke der öffentlichen Ansicht ausgestellt, und von Kennern und Nichtkennern so allgemeinen Beifall eingeerntet, daß er ohne Zweifel aufgemuntert werden wird, seine Werke zu vervielfältigen und dadurch nicht nur zur völligen Wiederherstellung, sondern, wie das Gelieferte hoffen läßt, zur Vervollkommnung dieser Kunst Veranlassung zu geben; zumal da die, in unsern Tagen so sehr erweiterten chemischen Kenntnisse Vortheile darbieten, welche zu den Zeiten eines Albrecht Dürer unbekannt waren.

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Jahrgang 1818. Drittes Heft.

Ansichten über Paris und die jetzige Pariser Welt.

Nach Lady Morgan. *)

Gesammteindruck der Stadt. Oeffentliche und Privatgebäude.

Es war am frühen Abend, als ich in dem Augenblicke, wo in Paris der Müßige und der Arbeitsame, der Reiche und der Arme, Langeweile und Arbeit fliehen und sich sämmtlich in dem selten vereitelten Streben nach Vergnügen vereinigen, als ich über die Boulevards Italiens, dieser glänzenden Einfahrt, so würdig der Hauptstadt

---

*) Im Auszuge frei bearbeitet nach: France, by Lady Morgan. London 1817.

einer großen Nation, in Paris meinen Einzug hielt. Die frohe Menge, auf einen Augenblick zerstreut durch einen Frühlingsregen, strömte eben mit erneuerter Fröhlichkeit wieder herbei; und eine belebtere Scene hätte in keiner Hauptstadt Europens das Auge des neu ankommenden Ausländers begrüßen, oder ihm eine günstigere Meinung von dem Wohlstande und natürlichen Wohlsein ihrer Bewohner einflößen können. Allein diese, Paris umgebenden weiten, schönen Boulevards, bildend einen glänzenden Gürtel um die engen Straßen der Hauptstadt, gleichen dem Gürtel der Venus um eine sterbliche Form. Zwar hat Paris einzelne Partien, namentlich die ganze Linie der Quais, die vielleicht an Schönheit, Reiz und Pracht in keiner andern Hauptstadt ihres Gleichen finden, aber als ein Ganzes betrachtet, vermißt man hier jene Gleichförmigkeit, wodurch eine große Hauptstadt sich auszeichnen soll. Paris scheint mehr eine Gruppe unregelmäßiger Städte, als ein großes Ganzes zu seyn. Jedes Stadtviertel ist von dem andern gänzlich verschieden, das von Luxembourg hat ganz das Ansehen eines, rund um das Schloß des Gutsherrn gruppirten Fleckens und die Vorstadt St. Germain gleicht einer alterthümlichen Stadt, tausend Meilen weit

entfernt von der heitern modernen Chaussée d'Antin. Die engen Straßen des größten Theils der Stadt sind eine Erbsünde, von der keine Erlösung Statt findet, und die Höhe der Häuser, sämmtlich von gehauenen Steinen, geräumig und wohlgebaut, wirft einen tiefen Schatten, der ihre Düsterheit vermehrt. Es gehörte zu den lobenswerthesten Unternehmungen des letzten Regierers von Frankreich, daß er weder Geld noch Arbeit noch Talente zur Verbesserung und Verschönerung der Hauptstadt sparte, und die Einwohner zeigen mit einstimmigem Dankgefühl die Zugänge, die er bahnte, die öffentlichen Plätze, die er aufräumte, die prachtvollen Straßen, die er begann, die öffentlichen Gebäude, die er gründete, die Marktplätze, die er schuf, die Springbrunnen, diese große Quelle der Gesundheit und Bequemlichkeit, die er in allen Theilen der Stadt öffnete.

Vielleicht giebt es in der ganzen Welt keine imposantere Scene, anziehender durch Architecturschönheiten und geschichtliche Erinnerungen, als den Lauf der schwellenden Seine vom Pont Neuf bis zum Pont de Jena; die erstere Brücke mit ihrer umgestürzten Bildsäule Heinrich IV. die sich jetzt langsam auf ihrem Piedestal wieder erhebt, die letztere bezeichnend einen sehr ver-

schiedenartigen Zeitpunct der Europäischen Geschichte, jetzt täglich ihre kaiserlichen Adler einen nach den andern verlierend; so sah ich sie beide in einer und der nämlichen Stunde.

Zur Rechten der Seine erheben sich an ihren Ufern entlang in glänzender Reihefolge das alterthümliche und schöne Louvre, der ehrwürdige Pallast der Tuillerien mit seinen üppigen Gärten und weiten Terrassen und dem lieblichen Gehölz der elysäischen Felder, endigend in der sich amphitheatralisch erhebenden Höhe von Chaillot und Passy. Zur Linken ziehen die Palläste des Quatres Nations, Bourbon, sonst Palais du Corps Legislatif genannt, und eine lange Reihe glänzender Hotels, deren lieblichen Gärten und Rosengebüsche die Ufer des Flusses bekränzen, jedes mit besonderem Interesse das Auge an.

Im Palais Bourbon hält jetzt der alte ehrwürdige Prinz von Condé nach fünfundzwanzigjährigem Exil aufs Neue seinen Hof unter den vergoldeten Kuppeln seiner erlauchten Ahnherrn. Noch in seinem jetzigen ungewöhnlich hohen Alter hat er das „Air de Seigneur“ und die Manieren der alten Schule der Galanterie, insbesondere die ausgezeichnete Artigkeit gegen die Damen beibehal-

ten. Seine Sinne wollen jedoch nicht immer mit jener Lebhaftigkeit Schritt halten. Als Talleyrand ihm vorgestellt ward, redete er ihn fortwährend als Monsieur le Prince de Tarente an. Vergebens flüsterten ihm seine Umgebungen zu: „Monseigneur, c'est le Prince Talleyrand“ — „Quest-ce qu'on me parle donc de ce chien de Talleyrand?“ fragte der Prinz Herrn von Talleyrand selbst. „Mon Prince,“ erwiderte Letzterer: „Voilà deux ans que je ne connais plus cet homme la.“

Unter den schönen Hotels, die mit dem Palais Bourbon eine Linie bilden, fällt der elegante ehemalige Aufenthalt des Marschalls Ney in die Augen. Seine verschlossenen Fensterläden und die grasbewachsenen Pfäde seiner damals in voller Blüthe stehenden Blumengärten erweckten wenigstens bei mir die melancholischsten Gefühle.

Der Behauptung Le Bretons, daß Frankreich mehr schöne Denkmale alterthümlicher Baukunst in öffentlichen Gebäuden aufzuweisen habe, als England kann ich nicht beistimmen. Ich sah in Frankreich nichts, was mit den Werken sächsischer und gothischer Baukunst, die man fast in jedem Theile Englands findet, zu vergleichen wäre. Auch die Bemerkung Heurliers, daß der Geschmack für

die Baukunst lange vor der Wieder herstellung dieser Kunst in Frankreich vorherrschend gewesen sei, wird durch die Cathedralkirche von Amiens, welche die Franzosen zu ihren schönsten Kirchen zählen, widerlegt. Aber sie ward von den Engländern erbaut und alle andere großen gottesdienstlichen Gebäude, die ich sah, Notre Dame und St. Denis mit eingeschlossen, stehen an Größe, Erhabenheit, Schönheit und Vollendung den Kirchen von Canterbury, York-Minster und der Westminster-Abtei weit nach. Werke von reiner Griechischer Baukunst giebt es in Frankreich nur wenige, und von unerheblichem Werth, sowohl an Größe als Vollendung; dagegen schien mir die gemischte Gattung der Baukunst, welche in den gewöhnlichen öffentlichen und in den zahlreichen königlichen Gebäuden vorherrschend ist, einen so specifischen Geschmack zu zeigen, daß er wohl den eignen Namen der Französisch-Griechischen Baukunst verdient. Man könnte sagen, daß sie dem Französisch-Griechischen Drama gleiche, mit allen seinen Unpaßlichkeiten in der Vermischung neuerer Sitten mit alterthümlicher Geschichte, und der strengen Beobachtung der Aristotelischen Regeln bei der genauesten Anhänglichkeit an die Eigenthümlichkeit der Nationalsitten.

Von dieser vermischten, wahrhaft Französischen Bauart liefert das Louvre eine vollkommene und in ihrer Art schöne Probe. Weder erhaben noch einfach, besitzt es jede andre Vollkommenheit. Reich, mannigfaltig und elegant in seinen Verzierungen, zugleich massiv und zierlich, solide und gefällig, schien es mir von einer solchen Bauart zu seyn, welche Ariosts phantastische Einbildungskraft für einen seiner Feenpalläste erdacht haben könnte; der magische Tempel irgend einer bezaubernden Armide. Kurz es ist einer von jenen Kunstgegenständen, welche gefallen, ohne daß man eine classische Autorität dafür anführen kann.

Das Louvre war stets ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bewunderung Bonapartes, schon vom Anfange seines Consulats an. Die durch elende Straßen verbauten Zugänge dieses Pallastes, und seine durch Lage und Vernachlässigung verdunkelten oder entstellten Meisterwerke von der Hand eines de Lormi, L'Escot und Perault waren seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen. Durch die Wegräumung einer großen Anzahl schlechter Gebäude ward der Pallast isolirt, und dessen architectonische Schönheit vors Auge gebracht. Mit der Verschönerung ging die Ausbesserung Hand in Hand, und in diesem Augen-

blicke ist des Louvre eines der imposantesten und glänzendsten, wennauch nicht der vollkommensten Werke der Baukunst, welche je der Genius der Bildhauerkunst und Architectur hervorbrachte.

Die berühmte Gallerie des Louvre sah ich, als schon ihre Mauern jener Schätze beraubt waren, welche geweiht durch die Hand des Genius im Laufe der Jahrhunderte der Beschädigung entgangen und durch dasjenige Recht, welches seit undenklichen Zeiten über Reiche und Nationen entschied, durch das Recht der Erobrung die wohlverdiente Beute Frankreichs geworden waren. Ich, die nie zuvor diese Gallerie in den Tagen ihres höchsten Glanzes sah, ich vermißte nichts. Nie hatte ich je einen so großen bedeckten Platz gesehen. Der glänzende Blick, dessen Endpunct sich in neblichter Ferne zu verlieren scheint, die trefflichen Plafonds, und die ausgezeichneten Bildhauerarbeiten und Vergoldungen der Architraven, gaben keiner andern Empfindung bei mir Raum, als der des Staunens und der Bewunderung.

Ungeachtet der bedeutenden Anzahl zurückgenommener Gemälde und Statüen bleibt immer noch vieles übrig, um die Aufmerksamkeit zu erregen. Die auswärtigen Ankäufe Napoleons,

und seine Aufmunterungen der heimischen Kunst geschahen mit großer Freigebigkeit. Ueberdieß war Frankreich außer der Fülle eigner Kunsterzeugnisse in den Werken Claude Lorrains, Poussins, Le Bruns, Bourdons, Le Sueurs, Vernets ꝛc. vorzüglich reich an Meisterstücken der Flämischen Schule, insbesondere Rubens und Champagnes. Auch einige der schönsten Italienischen Kunstwerke befanden sich schon seit langer Zeit in den hiesigen Sammlungen, so daß die ursprünglichen Schätze Frankreichs noch jetzt die Gallerie des Louvre zu einem Gegenstande der Bewunderung des Liebhabers, und der Nachahmung für das Studium des Künstlers machen.

Bei Ludwigs XV. Thronbesteigung war die Malerei in Frankreich auf der niedrigsten Stufe der Herabwürdigung und dem Genie und dem geistvollen Streben Viens und Dangevilliers war es vorbehalten, die Kunst wieder zu heben, indem sie das Studium der Natur und der besten Muster empfahlen. David trug durch sein kräftiges Temperament und durch sein practisches Streben sehr vieles zu dieser Umwandlung bei, und man kann mit mehrerem Grunde von ihm sagen, daß er eine neue Schule begonnen, als eine alte verbessert habe. Aber so wie es die gewöhnliche

Wirkung ähnlicher Umwandlungen ist, zu Extremen überzugehen, so fiel auch dieser ausgezeichnete Maler in seinem tiefen Widerwillen gegen prachtvolle Faltenwürfe, affectirte Gruppirungen und überladene Farbengebung, in einen anatomischen Styl der Zeichnung, der seinen edlen Gestalten rauhe und zu stark gezeichnete Umrisse giebt und zu Zeiten wird er unnatürlich, indem er der Natur zu strenge folgt.

Der Carousselplatz zeichnet sich jetzt vorzüglich durch den großen Triumphbogen aus, errichtet zu Ehren der Siege der Franzosen, die er auf seinem Getäfel in vielen ihrer Hauptereignisse verewigt. Der größte Fehler dieses schönen Bogens ist die zu große Nähe des Tuillerien-Pallastes. Seine größte Glorie, die weltbeltberühmten Venetianischen Pferde, deren Fortbringung von Paris eine so bemerkbare Bestürzung unter den Parisern verursachte, ist ihm entnommen. Den vergoldeten Triumphwagen, der, wie man sagt das Bild N a p o l e o n s in der Gestalt eines Jupiter tonans fassen sollte, sahe ich am Vorabend des Ludwig-Festes herabnehmen, ohne daß die Aufmerksamkeit der Vorbeiziehenden auch nur im mindesten dadurch gefesselt wurde.

Der Tuillerienpallast, obwohl in aller Hinsicht dem Louvre nachstehend, ist immer ein sehr edles und ehrwürdiges Gebäude und bildet einen reizenden und sehr angemessnen Endpunct für seine lieblichen Gärten und für den großen Gesichtspunct, der sich vom Platz Ludwigs XV. aus eröffnet.

Ein düsteres, trauriges Schweigen hängt über die grasbewachsnen Höhen der Sorbonne mit ihren finstern Gebäuden und ihrer zerstörten Capelle. Sie ist in der That ein seltsames Denkmal der Leichtigkeit, mit der sich die Menschen der Einwirkung von Meinungen unterwerfen, welche ihnen durch dogmatisirende Arroganz aufgezwungen wurden.

Die „königliche Abtei von St. Genevieve," während der Revolution unter dem Namen des Pantheons allen Göttern, jetzt aber aufs Neue ihrer alten christlichen Schutzheiligen gewidmet, ist ein wahrhaft glänzendes und imposantes Gebäude. Nach langer Betrachtung seines edlen Doms, bewunderswerth durch Kühnheit und Leichtigkeit seiner doppelten Kuppel, stiegen wir in die unterirdischen Gewölbe hinab, die fast eben so ausgedehnt sind, als die der Cathedralkirche von Canterbury. Hier fanden wir mehrere kleine Capellen und Denkmäler, unter denen die Asche der Helden von Marengo

und Austerlitz ruht. Hier sahen wir auch die Grabmäler Voltaires und Rousseaus, in friedlicher Nähe, contrastirend mit der Denkweise, welche diese beiden berühmten Philosophen im Leben trennte. Die Asche Mirabeau's, des ersten Profanen, dessen Reste im neugeweihten Pantheon mit dem größten Trauerpomp eingeurnet waren, ward bald nachher durch Volkslaune in einen dunklen Winkel des Kirchhofs von St. Etienne du Mont verwiesen, wo sie noch jetzt ruht. Die Bibliothek des Pantheons ist durch ihr Antiquitäten-Cabinet, durch ihren sehenswerthen Grundriß von Rom in erhabener Arbeit und durch ihren Schatz von achzigtausend Bänden berühmt. Aber das Anziehendste dieser schätzbaren Sammlung war für mich ihr ehrwürdiger und ausgezeichneter Bibliothekar, Hr. Chevalier, einst der Erzieher Sir Francis Burdetts, und Verfasser mehrerer geschätzten Abhandlungen über Griechenland. Im Antiquitäten-Cabinet sah ich nichts, was mich so sehr anzog als zwei kleine Bildnisse, das Eine ein Originalgemälde von der Hand der unglücklichen Maria von Schottland, von ihr selbst den Mönchen von St. Genevilve geschenkt; das andere eine schwarze Nonne, eine natürliche Tochter Ludwigs XIV., weit ähnlicher in ihren Zügen ihrer

Mutter, einer Negerin, als der römischen Gesichtsbildung ihres erlauchten Vaters. Von allen Liebschaften dieses königlichen Adonis, welche auf die Nachwelt gekommen sind, ist diese Leidenschaft für eine Schwarze die einzige, wovon bloß ein Bildniß und mündliche Tradition Zeugniß geben.

Der Pallast des Luxembourg, sonst der Sitz des Senat-Conservateur, obwohl minder reich, als das Louvre und die Tuillerien, gewährt mehrere geschichtliche Erinnerungen. Errichtet durch Marien von Medicis auf den Ruinen des Hotels des Herzogs von Luxembourg war er der Aufenthalt der romanhaften Prinzessin Mademoiselle de Montpensier, berühmt durch ihre Liebschaft mit dem unbeständigen Herzog von Lauzun und im Jahre 1793 das Gefängniß, man kann wohl sagen, das Grab der tugendhaftesten und talentvollsten Männer, deren Frankreich sich rühmen konnte. Rubens Gemälde-Reihe schmückte nicht mehr die Gallerien, für die und in denen sie ausgeführt ward; sie ist zur Ausfüllung der leeren Plätze in die Gallerie des Louvres versetzt, eine wahre Verletzung am Andenken des großen Künstlers und an diesen seinen Meisterwerken, für deren jedes er sorgsam den Anschauungspunct gewählt hatte.

Vielleicht hat keine andre Hauptstadt Europens so schöne, zahlreiche und weite öffentiche Gärten als man selbst im Herzen von Paris findet. Auch der Garten des Luxembourg ist ausgezeichnet schön, seine schattigen Gehölze, seine üppigen Orangenbäume, Statuen und Springbrunnen, die große Menge, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Gesträuche und Blumen und seine ausgedehnte Aussicht macht ihn zu einem wahren Eden. Auch die anständige Gesellschaft, welche seine zahlreichen und bequemen Sitze einnimmt, vermehrt durch die Einfachheit ihrer Manieren und ihres Aeußern das Anziehende dieser Gärten in den Augen des Fremden. Weniger glänzend und und belebt als die Gärten der Tuillerien, weniger wichtig durch Sehenswürdigkeiten als der Pflanzengarten, sind die Gärten des Luxembourg mehr zu einem Bel respiro geeignet, als irgend einer von jenen Vereinigungsplätzen des Vergnügens der Mode und der Wissenschaft.

In der „königlichen Bibliothek, die jetzt diesen Namen wieder gegen die nacheinander geführten der Bibliotheque Nationale und Imperiale eingetauscht hat, genossen wir unter den Auspicien der Herren van Prat und Langlés, (des berühmten Orientalisten) alles Vergnügen und jede

Belehrung, welche die tiefste Gelehrsamkeit, liberale Mittheilung und schmeichelhafte Aufmerksamkeiten gewähren können. Unter den Manuscripten waren mir am Anziehendsten: eine Briefsammlung von Pope, einige auch durch Calligraphie bemerkenswerthe Handschriften von Rousseau, ein Virgil mit Racines eigenhändigen Randbemerkungen, eine Sammlung handschriftlicher Briefe Voltaire's an Madame du Chatelet, und Heinrich IV. an die Marquise de Vernenil. Die letztern waren vollkommen lesbar, außerordentlich wohl erhalten, und was ich davon las, trug das Gepräge der Freimüthigkeit und Einfachheit, wodurch sich der Styl und Character dieses Fürsten auszeichnete. Auffallend war es mir, kein einziges Manuscript irgend einer Schriftstellerin zu finden; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Handschriften der Frau von Stael zu einem neuen Zweige in dieser sehenswerthen Sammlung den Grund legen werden.

Auch meine cursorischen Besuche in der Bibliotheque Mazarin oder de Quatre Nation, in der Bibliotheque de l'Arsenal und andern öffentlichen Büchersamlungen von Paris, bestädigten meine Bemerkung, daß die ausgezeichneten Männer deren Aufsicht sie anvertraut sind, den feinsten

Weltton mit gründlicher Gelehrsamkeit verbinden, ein Vorzug, den man häufiger in Frankreich als in irgend einem andern Lande findet.

In der königlichen Manufactur der Gobelins fand ich die schönen nach Groß und Gerards Gemälden gearbeiteten Darstellungen der Schlachten von Jaffa und Austerlitz in einen Winkel gestellt um den Bildnissen der jetzigen königlichen Familie, Heinrichs IV. und Sinnbildern loyaler Ideen, mit Lilien geschmückt, Platz zu machen. Diese Kunstweberei ist in den neuesten Zeiten unendlich vorgerückt, wie mir der Director der Anstalt, Herr Casas, durch Vorlegung von Proben aller Stufen derselben in den verschiedenen Zeitaltern deutlich bewies. Uebrigens ist diese Manufactur, deren Erzeugnisse ausschließlich zum Gebrauch des Monarchen bestimmt sind, nutzlos für den Handel eine Last für den öffentlichen Schatz und hat keine andere wohlthätige Einwirkung auf die National-Industrie, als daß sie von Zeit zu Zeit Vervollkommungen in der Färbekunst befördert, welche auf die Seidenmanufacturen vortheilhaft wirken können. Noch immer besteht die seltsame Anordnung, daß die Gobelins-Manufactur durch Arbeiter betrieben wird, die von Geschlecht zu Geschlecht an dieß physisch und mora-

lisch entnervende Geschäft, gleich einer Hindu-Caste gebunden sind. Nicht selten muß ein halbes Menschenleben auf die Vollendung eines einzigen Gemäldes verwandt werden. Die Arbeiter hatten sämmtlich ein ungesundes Ansehen. Sie bewohnen kleine Häuser im Hofe des Gebäudes, welches gewöhnlich ihre Wiege und ihr Grab ist.

Denen, die an die einfachen, anständigen, wöhnlichen aus Ziegeln erbauten Häuser Englands, nicht geformt nach den marmornen Meisterstücken Italienischer Baukunst, gewöhnt sind, muß das Aeußere und Innere der großen Pariser Hotels ein auffallendes Bild darbieten, berechnet auf die Dauer der alten Familien, zu deren Wohnung sie bestimmt waren, deren Größe und Dasein sie jedoch weit überlebten. Noch jetzt verrathen unter andern manche Zimmerbekleidungen der alten Schlösser und Hotels in Frankreich den Familien- und Adelstolz der alten Französischen Geschlechter. So sieht man in dem Hotel der Grafen von Croy die Darstellung einer Scene aus der Sündfluth; es läuft nämlich jemand dem Vater Noah in die Arche nach, mit den, über seiner Gestalt ausgedrückten Worten: „Mon ami, sauvez les pa-

piers des Croys.“ Auf einer Tapete im Schlosse des jetzigen Herzogs von Levis sieht man die Jungfrau Maria, wie sie zu einem, mit entblößtem Haupte vor ihr stehenden Mitgliede der hochadlichen Familie die Worte spricht: „Mon cousin, couvrez Vous.“ jener erwidert: „Ma Cousine, c'est pour ma commodité.“

Unter den neuern Privatpallästen zeichnet sich vor allen andern sowohl durch Eigenthümlichkeit des Geschmacks, als durch die Berühmtheit des Erbauers das Hotel de Beaumarchais aus. Es liegt in der Vorstadt Saint Antoine und sollte nach dem durch le Moine angegebnen Plane ein vollkommnes Rus in urbe darstellen; denn Wildnisse, Grotten, unterirdische Höhlen und rauschende Quellen sieht man hier in einem Raume zusammengedrängt, nicht viel größer als ein Blumenbeet auf einer Englischen Villa und wie durch einen Zufall an einen der gemeinsten, lärmendsten Orte von Paris versetzt. Im Garten dieses Vaucluse der Boulevards steht jedoch ein sehr schöner Tempel zum Andenken Voltaires und unter dem Schatten einer Klageweide ruht unter einer Urne, gefüllt mit einer goldnen Immortelle, die Asche Beaumarchrais. Den Genuß, die sonst dem Publicum verschlossene Wohnung eines Mannes,

dessen Talente ich so lange bewundert hatte, zu besuchen, verdankte ich der zuvorkommenden Artigkeit seiner Tochter, der Frau von la Rue, die, nach dem beredten Stile ihres Einladungsbriefes zu urtheilen, sehr Vieles von dem spielenden Witze geerbt hat, der die Werke ihres berühmten Vaters auszeichnete. Seine bejahrte und kränkliche Wittwe bewohnt jetzt das Hotel und wird durch ihren Gesundheitszustand verhindert, gesellschaftliche Cirkel bei sich aufzunehmen.

Das Hotel de la Reyniere ist nicht nur durch Glanz und Pracht der innern Einrichtung, sondern auch durch seine jetzigen und vorigen Bewohner, so wie auch durch seinen Erbauer merkwürdig. Es ist nämlich die Wohnung des Lords Wellington; der Besitzer desselben ist der Verfasser des berühmten Almanach des Gourmands, Hr. Grimod de la Reyniere, der mit der reichen Erbschaft seines Vaters, eines Generalpächters, des Erbauers dieses Hotels, bekannt wegen seiner, auch bei ihm schon erblichen Gourmandise, eine ganz eigenthümliche Laune und vielen Witz, verbindet, so daß die Witzköpfe von Paris vor einigen Jahren von ihm sagten: Il va a l'immortalité par trois routes différentes, par ses livres, par ses actions et par ses soupers.

Dieser Litterärische Apicius trat als Schriftsteller zuerst in einer Parodie eines Werks von Condorcet auf; doch der Ruf seines Witzes und seiner Kochkunst ward erst durch den Almanach des Gourmands völlig gegründet. In diesem Hotel wohnte ich dem durch Glanz besonders ausgezeichneten Feste des Herzogs von Wellington zur Vermählungsfeier des Herzogs von Berry bei. Zartheit, Geschmack, Fülle, Mannigfaltigkeit und ächte Brittische Gastfreiheit konnten in keinem schönern Vereine dargestellt werden, als es an diesem Feste geschah. Die Mischung aller Parteien und aller Nationen unter den Augen des großen Mannes, der zur Bewirkung dieser moralischen und politischen Verschmelzung so wesentlich beitrug, gewährte dem Beobachter einen eben so seltenen als anziehenden Anblick. Hier sah man die Schönen von Berlin, Petersburg, Rom, London, Paris, Edinburg und Dublin zu einem Congreß der Schönheit und Mode unter dem nämlichen Dache vereinigt, Bonapartistische Generale walzend in enger Umarmung mit schönen Royalistinnen, und revolutionaire Senatoren in eine Kette verflochten mit ultraroyalistischen Tänzerinnen gaben die schönste bildliche Darstellung der heiligen Allianz. Ich entsinne mich, daß ich in

einem Augenblick des Gedränges an einen Tisch gelehnt, worauf Bonapartes Brustbild stand, vor mir den Sieger von Waterloo in einer Unterredung mit dem Marschall Marmont, an der einen Seite den Türkischen Gesandten im orientalischen Costüm und an der andern den Grafen Pozzo di Borgho mit seinen Russischen Orden zu Nachbarn hatte. Aehnliche außergewöhnliche Gruppirungen wiederholten sich die ganze Nacht hindurch.

Das Hotel Borghese, sonst die Wohnung der liebenswürdigen Prinzessin Pauline, der jüngsten Schwester des Exkaisers, ist jetzt der Aufenthalt des Englischen Gesandten. Außer den Bewohnern ist im Innern nichts verändert und der ganze ursprüngliche Geschmack und Glanz der prächtigen Palläste, mit welchen die kaiserliche Familie von ihrem freigebigen Oberhaupt beschenkt ward, ist ganz unverändert geblieben. Stolz und Zuneigung gingen Hand in Hand in den reichen Schenkungen, welche Napoleon an seine Verwandte verschwendete; aber nie vermochte er, allen ihren Ansprüchen zu genügen. „Ces coquines là,“ so klagte er einst gegen einen seiner Vertrauten bei einer übermäßigen Forderung einer seiner Schwestern, „ces coquines-là croient, que je les ai privé des biens du feu Roi

notre père.“ Dennoch wurden diese Bitten selten abgeschlagen. Mit großem Vergnügen erinnere ich mich des Hotels de Victoire, der ehemaligen Wohnung Bonapartes während der ersten Zeit seines Consulats, jetzt der Wohnung seiner liebenswürdigen Cousine der Gräfin Lefebvre, in deren ausgesuchtem Gesellschaftskreise ich sehr angenehme Stunden verlebte. Dem bescheidnen Sieger von Marengo hatte die Französische Nation bei seiner Rückkehr von seinem glänzendsten Italienischen Feldzuge dieß Hotel völlig eingerichtet zum Geschenk gemacht, und noch jetzt ist die ganze, mehr durch Geschmack und Eleganz als durch Glanz und Pracht ausgezeichnete damalige innere Einrichtung beibehalten.

Das Hotel des Barons Denon enthält die sehenswerthesten, mannigfaltigsten und seltensten Kunst- und Antiquitäten-Sammlungen, die irgend eine Privatperson in Paris besitzt. Gemälde, Medaillen, Bronzen, Zeichnungen, Chinesische, Indianische und Aegyptische Alterthümer und Merkwürdigkeiten sieht man hier zugleich philosophisch und chronologisch geordnet, in der Absicht, die Fortschritte des menschlichen Geistes durch merkwürdige Proben zu erläutern. In der Gemäldesammlung ist der Besitzer mehr durch Geschmack

als durch Kostbarkeit geleitet und sowohl in dieser als auch in den Sammlungen von Medaillen, Kupferstichen und Zeichnungen herrscht der nämliche Geist und steter Hinblick auf die Fortschritte der Künste und der menschlichen Ausbildung. Besonders merkwürdig ist die Sammlung von Bronzen, welche Denon, der selbst als Bildhauer ein schätzbarer Künstler ist und als solcher in der Academie zu Florenz aufgenommen wurde, aus Aegypten mitbrachte. Porzellanarbeiten von allen Formen, Größen, Farben und Zeitaltern, Japanische, Indianische und Chinesische Kunstwerke mannigfaltiger Art von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten findet man hier in bewundernswerther Ordnung vereinigt. Aber unter allen diesen Sammlungen wird von dem gelehrten und geschmackvollen Sammler selbst nichts so werth gehalten als die der Originalzeichnungen der größten Meister, die reichste und schätzbarste Sammlung ihrer Art, welche jetzt irgendwo vorhanden ist. Unter mehreren sehenswerthen Gegenständen, welche keiner Classe angehören, bemerkte ich einen Wachsabdruck von Robespierres Gesicht, abgenommen unmittelbar nach seinem Tode, bevor noch das Gepräge seiner Seele in die ausdrucklosen Züge des Todes übergegangen war. Nicht ohne Schaudern kann man diese ge-

treue Abbildung des furchtbaren Originals betrachten. Hier zeigen sich nicht die Gesichtszüge eines glänzenden Bösewichts, zum Verbrechen hingerissen durch eine Ehrsucht, die es veredelt; sondern man erkennt nur den Ausdruck niedriger Schlechtigkeit, gemeiner Grausamkeit und unerbittlicher Brutalität, selbst ohne einen Funken verschlagener Klugheit.

Unter den wenigen Bildhauerarbeiten, die Hr. Denon besitzt, befindet sich eine schöne Büste Bonapartes von Chaudé, welchem der Abgebildete bei der Verfertigung saß, ein höchst seltner Umstand, denn es war beinahe unmöglich, ihn dahin zu bringen. Auch mußte Denon, während Chaudés Arbeit, die Aufmerksamkeit Napoleons durch eine seiner so schön vorgetragenen Geschichten zu fesseln suchen, welche jeden Hörer bezaubern, und woran auch Bonaparte, — selbst ein angenehmer Erzähler, — grosses Vergnügen fand. Als Chaudé vollendet hatte und Bonaparte das Ergebniß seiner Arbeit sah, rief er lächelnd aus: Comment m'a-t'on amené à cela?“

Volksmasse und deren Besonderheiten, verglichen mit denen der Englischen.

Dem Neuankommenden macht sich das bewegliche Gemälde, die moralische Camera obscura, welche die Straßen von Paris belebt, durch eine Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Fröhlichkeit bemerkbar, welche die günstigste Meinung von dem Temperament und dem Zustand der niedrigen und mittlern Classen einflößen muß. Und in der That sind es diese Classen, welche die Pariser Straßen füllen. Sie gewähren daher in dieser Hinsicht einen weniger zierlichen Anblick als die Straßen von London, wo man weit mehrere sorgfältig gekleidete Personen sieht. Dagegen giebt es aber in Paris wenig Bettler von Handwerk. Niemand wagt hier, offenbar zu betteln, sondern die Armuth sucht das Mitleiden auf mittelbare Weise zu erregen. Man giebt Almosen und kauft zu gleicher Zeit irgend eine Kleinigkeit. Keine künstlich ausgestellte Mißgestalt, kein Bild des Ekels und Schmutzes, wendet die beleidigten Sinne von dem Elende ab, welches das Herz zu erleichtern strebt. Der Anstand wird nicht durch nachgemachte körperliche Schäden verletzt, und pestilenzialische Dünste steigen nicht dem Verweilenden entgegen, der den

Bitten des Elends Gehör leihen will. Selbst die Dürftigsten sind reinlich bekleidet, und die drolligten Kleinen, welche dem Vorbeigehenden nachlaufen, nicht um Almosen, sondern um Aufmerksamkeit auf das Violinspiel eines alten blinden Vaters, oder auf den gellenden Ton der Drehorgel einer verkrüppelten Mutter zu erbitten, sieht man selten barfuß, und mehr geeignet, durch ihre scherzhaften Einfälle Lächeln zu erregen, als durch ihre Leidensgeschichte Mitleid zu erwecken.

Nie werde ich vergessen, welchen Eindruck es auf mein Herz machte, als ich, auf eine Zeit lang entwöhnt der Bettler, von denen die Straßen der Hauptstadt meines Vaterlands wimmeln und verpestet werden, zuerst die heimische Schwelle wieder betrat, und in jeder Richtung auf Elend und Bettelei stieß, auf jedem Schritte mein Herz blutete, meine Sinne beleidigt wurden und mein Gemüth sich empörte. Wohl kann man sagen: „daß ein Land, wo die Bettelei ein Gewerbe wird, schlecht regiert seyn muß."

Unter der kaiserlichen Regierung Frankreichs wurden alle Gesetze gegen die Bettelei streng in Ausübung gebracht, und die Wirkungen dieser heilsamen Verfügungen bestehen noch jetzt; aber das beste und sicherste Gesetz gegen das Dasein

derselben, ist die allgemeine Mäßigkeit und Industrie des Volkes, so wie die Abnahme des verderblichen Einflusses einer Religion, welche die Tugend der Bettelei als einen Glaubensartikel, und die Unterstützung des Müssigganges als eine Pflicht der Frömmigkeit einprägt. Jeder Unparteiische, der vor der Revolution Paris bereisete, gesteht, daß jetzt weniger Elend, weniger Mangel und weniger Bettelei als damals in den Straßen der Hauptstadt herrsche.

Kein Umstand in den Französischen Sitten ist würdiger der Betrachtung des Philosophen, des obrigkeitlichen Beamten und des Gesetzgebers, als die große Seltenheit der Hinrichtungen und aller Arten von Vergehungen gegen Strafgesetze. Gewandte Betrügereien und Taschendiebstähle aller Gattung sind in Paris weit minder häufig, als in irgend einer der wohleingerichtetsten Städte Englands, und die Straßen von Paris sind in allen Stunden vollkommen sicher und ruhig. In Frankreich und dessen Hauptstadt sind die Extreme von Armuth und Reichthum weniger von einander entfernt, die Lebensweise ist regelmäßiger, als in England und die Milde, Gleichheit und zweckmäßige Ausübung der peinlichen Gesetze, die weder der Mäßigung durch königliche Gnade, noch

Schutz gegen persönliche Verfolger bedarf, hat die Folge, daß ihre Strafen den Verbrecher mit Sicherheit treffen und Ehrfurcht gebieten, weil sie nicht strenge sind.

Aus der zahlreichen Volksmenge, die an schönen Sommerabenden, an Sonn- und Festtagen in den öffentlichen Spaziergängen und Gärten von Paris umherschwärmt, schließt der reisende Engländer nur zu oft auf einen Hang der Franzosen zur Zerstreuung und zum Leichtsinn; er glaubt sie unfähig des einfachen Genusses häuslicher Freuden im engen Zirkel ihrer Familie. Allein es ist ein Irrthum, anklebend der menschlichen Engherzigkeit, eigne Gewohnheiten zum Maßstabe der Vollkommenheit Anderer zu machen, und zu vergessen, daß Clima, Boden und altherkömmliche Sitte jene Mannigfaltigkeit der Lebensweise auf der Oberfläche des Erdbodens verbreiten, welche das Dasein seiner verschiedenen Bewohner bezeichnet. Das launige Clima Englands, der rasche Wechsel von Sonnenschein und Wolken, Kälte und Hitze, Dürre und Nässe, schließt alle vom Wetter abhängige Lebensgenüsse aus und macht nothwendig den heimischen Heerd zum Hauptanziehungspuncte des gesellschaftlichen Genusses. Diese Sitte, lediglich entspringend aus der Nothwendigkeit, wird jeder-

zeit durch das Nationalvorurtheil als eine Tugend angeführt und den weniger häuslichen Gewohnheiten andrer Nationen entgegengesetzt. Und doch möchte man fragen, ob ein zugemachtes Zimmer, welches freie Luft und Bewegung ausschließt, den geselligen Tugenden günstiger sei, als weite Gärten und schattige Gehölze, und ob der schweflichte Dunstkreis eines Steinkohlenfeuers zur Entwickelung sanfter Gefühle und glücklicher Laune, — beide so nothwendig zur Erfreuung und Belebung des täglichen Verkehrs, — wirksamer sind, als das Einathmen der frischen Himmelsluft.

Notizen über den jetzigen Zustand wissenschaftlicher Einrichtungen, ausgezeichnete, jetzt lebende Männer und deren Werke.

Seit dem Anfange der Regierung Ludwigs XIV. waren die wissenschaftlichen Männer Frankreichs mit einem Stempel der Herabwürdigung bezeichnet, dessen Eindruck noch jetzt nicht ganz verwischt ist. In einer schmutzigen, knechtischen Abhängigkeit von den Großen zu leben, sich in den Entre-sol irgend eines hochadlichen Hotels einzunisten, ihre hohen Beschützer durch gesellschaftliche Unterhaltung zu belustigen, stets mit Gelegenheitsgedichten und Impromtus bei der Hand

zu seyn, und gleich der Academie Königen, Königinnen, Prinzen, Prinzessinnen, Cardinälen und Ministern Complimente und Eloges zu machen, dieß schien im allgemeinen die Art und Weise und das Mittel ihrer Existenz zu seyn. Der nämliche Mangel an Unabhängigkeit zeigte sich in den Academien. Sie waren bekanntlich sechs an der Zahl, wurden durch ein Decret des Nationalconvents im Jahre 1793 aufgehoben, und durch das Nationalinstitut ersetzt. Es ward bei seiner Errichtung in drei Classen und diese wurden wieder in fünf Sectionen eingetheilt. Die Hauptabtheilungen umfaßten die schönen Wissenschaften, die Naturwissenschaften und die moralische und politische Oeconomie. Unter Napoleons Regierung ward das Institut neu gemodelt und in vier Hauptclassen getheilt, die der physischen und mathematischen Wissenschaften, der Französischen Literatur, der Geschichte und alten Sprachen, und der schönen Künste. So ward das Ganze der moralischen Wissenschaften der politischen Oeconomie der Statistik und Moralphilosophie aus dem Bereich desselben entfernt. Nach der Rückkehr der Bourbonischen Dynastie war das Institut, schon zu abhängig von der höheren Autorität, zu dem Schicksale bestimmt, noch tiefer herabgewürdigt zu werden, indem mehrere seiner würdigsten Mitglie-

der vertrieben und Namen, welche bereits der Geschichte angehörten, und der Unsterblichkeit geweiht waren, aus dem Verzeichniß gestrichen wurden.

Zu der ersten öffentlichen Versammlung aller Classen des „institut royal de France", seit der Verbannung mehrerer seiner berühmtesten Mitglieder, eines Carnot, Monge, Gregoire rc. (am 24. April 1816,) erhielten auch wir Eintrittscharten. Schon war die schöne Capelle des quatres Nations mit Menschen angefüllt, als wir unsre Sitze dem großen Tribunal gerade gegenüber einnahmen. Hier saßen unter Draperien von grünem Sammet mit Silber, und dem Brustbilde des Königs, verziert mit gestickten Lilien, Guirlanden, als Präsident der Herzog von Richelieu, ferner der Graf von Vaublanc, damals Minister des Innern, der Vicepräsident Graf von Fontanes und der Secretaire perpetuel, Hr. Suard. In einem Halbzirkel an jeder Seite gebildet rund um einen offnen Platz im Mittelpuncte, saßen die Mitglieder des Instituts, die Stellvertreter der vier Academien. Hinter diesen ausgezeichneten Männern erhob sich in der Centralgallerie, ein Amphitheater weiblicher Schönheit, untermischt mit den Neugierigen und Gelehrten. Perücken und Blumen, Brillen und Operngläser, denkende Stirnen

und coquettirende Blicke sah man hier im engsten Vereine in der Sache der Literatur, der Wissenschaft und des Institut royal de France. Ueber diesem bunten Amphitheater befanden sich in den Logen mehrere ausgezeichnete Gruppen; Garden füllten die Vorhallen, zeigten sich an jeder Thüre, und selbst mitten im Heiligthume der Wissenschaft und Philosophie zwischen den Bänken blinkten Bajonette mitten unter Federn und Blumen, und zwischen den marmornen Büsten abgeschiedener Genies, während die, im Schrein der Weltweisheit den Vorsitz führenden Staatsmänner die Segnungen des Friedens predigten, und die Sicherheit unter einer, dem Dasein desselben so günstigen Regierung priesen.

Die Mitglieder des Instituts zeichneten sich sämmtlich durch eine grüne Uniform aus, und in ihrem gestickten Anzuge und Spitzenmanschetten schienen sie eben so bereit zum Lever eines Prinzen oder Ministers, als zum Dienste im Tempel Minervens. Das Schwerdt, welches einst in Frankreich die geweihten Hände des Glaubens bewaffnete, sah man jetzt an der Seite friedlicher Philosophen und Cuvier predigte die Wirksamkeit der Dämpfe, Choiseul Gouffier las eine Denkschrift über Homer, beide nicht unähnlich ritterlichen Helden, bewaffnet zur Vertheidigung ihrer

Gegenstände. So sind in Frankreich Männer von Wissenschaft gleich Männern nach der Mode genöthigt zu repräsentiren (representer noblement) und bei öffentlichen Gelegenheiten würde das Talent im einfachen Kleide neben so vielen gestickten Genies nur eine ärmliche Figur spielen. Die schwarzen Brutus-Köpfe vieler unter diesen gelehrten Männern machten einen sonderbaren Contrast mit ihrem schönen und studierten Anzuge, und bei meinem ersten Blick auf die Versammlung zogen viele neue und seltne Physiognomien und Formen meine Aufmerksamkeit auf sich. Alle schienen malerisch oder grotesk; nie sah ich so viele schöngeformte Köpfe, so viele ausgezeichnete und verständige Züge. Alle diese Männer waren mir, da ich erst seit wenig Tagen in Paris eingetroffen war, gänzlich fremd, und einem Nachbar verdankte ich die Kunde ihrer Namen, und zu Zeiten einige biographische Anecdoten über die vor mir gereiheten ausgezeichneten Personen. Der erste, nach dessen Namen ich fragte, war ein Mann mit ruhiger stiller Miene, gleich der schlafenden Kindheit; seine gefalteten Hände und halb geschlossenen Augen schienen sich nicht zu dem Platze, den er einnahm, zu passen. „Cependant," erwiderte mein Cicerone auf diese meine Bemerkung, „cest

Mr. Tallayrand, mais jamais visage ne fût moins baromètre.“

Ich deutete auf einen Andern. — „Oh pour çelui-là; c'est le Comte de Fontanes, toujours partisan de ce qui existe.“

Ich fragte nach dem Namen eines Dritten. Nach einigem Zaudern versetzte er: „C'est, je crois Baour Lormian, homme et poëte de circonstance habile à prévoir le jour d'une fête imperiale ou un anniversaire royal.“

Ich war äußerst neugierig, den Namen eines Mannes zu wissen, der sich durch ein malerisches Ansehen von Abstraction auszeichnete und obgleich er der Gegenstand der Ferngläser vieler Damen war, in sich selbst verschlossen und achtlos zu bleiben schien. „Dieß ist,“ erwiderte mein Berichtserstatter, „in der That eine merkwürdige Person. Es ist der letzte der Kreuzfahrer und edlen Pilgrime von Europa, der einzige und unerreichte Nachfolger der Coucy's, Nesles, Chatillons und Montforts. Er brachte, um mich seiner eignen Worte zu bedienen, von Sparta, Argos und Corinth ein Dutzend Kiesel, ein Fläschchen Wasser aus dem Jordan, einen Rosenkranz und etwas Schilfrohr von den Ufern des Nils mit zurück.

Außer diesen Schätzen, welche ohne Zweifel eine neue Classe in den Französischen Museen bilden werden, hat er selbst gesagt: „Je tacherai d'élever en silence un monument à ma patrie.“ Wahrscheinlich arbeitet er jetzt an diesem Gebäude, welches, wie man glaubt, die Gestalt der Politik annehmen wird, denn der Philosoph der Wüste setzt jetzt seinen Ehrgeiz darin, der Philosoph der Tuillerien zu seyn.“ An dieser Beschreibung erkannte ich Hrn. von Chateaubriand.

In rascher, anziehender Reihefolge zeigte mir jetzt mein Referent Bertholet, Coiseul Gouffier, Cuvier, Denon, Humbold, Gerard, La Place, Lanjuinais, Langlès, Le Mercier, Pastoret, Pinel, Picard, Etienne, Prony, Segur, Sicard, La Cretelle, Geoffry und viele andere ausgezeichnete Männer, mit deren Namen oder Werken ich längst bekannt gewesen war. Die Eröffnung der Sitzung machte meinen Fragen ein Ende. Ich hatte das Verzeichniß der Vorlesungen nach ihrer Folgereihe in der Hand und war mit den verhandelten Gegenständen selbst nicht unbekannt, allein dennoch fand ich es äußerst schwer, den Rednern, oder vielmehr den Vorlesern zu folgen; der nämliche bezeichnungslose Vortrag, die Eintönigkeit und

der psalmodisirende Wortton, der mir bei einigen der untergeordneten Schauspieler des Théâtre français so widerlich geschienen hatte, war auch in diesen Vorlesungen bemerklich. Keine Biegung der Stimme, nicht der mindeste Wechsel der Betonung; nichts als unemphatische Nasentöne, vergleichbar denen einer Sackpfeife. Se. Excellenz der Graf Vaublanc eröffnete die Sitzung mit einem ächten Ministerialvortrage, beweisend, daß, „was da ist, recht ist," und daß die jetzige glückliche Lage Frankreichs für die Cultur der Künste, Wissenschaften und Gelehrsamkeit am günstigsten ist. In demselben Geiste antwortete ihm der Herzog von Richelieu als Präsident der Sitzung, und es ist daher über seine Rede wenig zu sagen, allein ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß hohe Geburt und hoher Stand nie schöner repräsentirt wurden, als in den feinen Zügen, dem edlen Anstande und der ausgezeichneten Haltung des Herzogs. Er ist in der That der personificirte Adel. Der Graf von Fontanes als Vicepräsident las einen Vortrag über die Feier des Tages; ihm folgte der Graf Choiseul Gouffier, Präsident der Academie des Inscriptions et belles lettres, mit einer Denkschrift über Homer. Der Name des ausgezeichneten Verfassers, der vortreff-

lichen Reisebeschreibung durch Griechenland und Asien, der seine so ruhmvoll geführte Gesandtschaft bei der Pforte, eine Stelle, gewöhnlich aus niedrer Gewinnsucht angenommen, zum Vortheil der Gelehrsamkeit so schön benutzte und aus Grundsatz und Gefühl ein warmer Anhänger der Bourbonen ist, reichte allein hin, die Aufmerksamkeit auf seine Vorlesung zu spannen, die jedoch keine neue Ansichten darbot. Mit einem außergewöhnlichen Grade von Lebhaftigkeit trug Cuvier seine „Reflexions sur la marche actuelle des sciences et sur leurs rapports avec la ociétés.“ vor. Die Damen, bei weitem der hörbarste Theil der Gesellschaft in ihren Beifallsbezeugungen, applaudirten fast jedes Wort. „C'est charmant! — C'est beau!“ ertönte es nach jeder Sentenz, und als der Redner in seinem eifrigen Lobe der Dämpfe unter andern bemerkte, sie hätten selbst vor der menschlichen Seele den Vorzug, „qu'ils n'étoient susceptibles ni de fatigue ni de distraction;“ erscholl es von hundert schönen Lippen: „Ah que c'est juste! et fin et ingenieux!“ In der Folge hatte ich das Vergnügen, Hrn. Cuvier in den Sonnabendscirkeln in seiner Wohnung im Pflanzengarten als einen liebenswürdigen Gesellschafter und glücklichen Familienvater näher kennen

zu lernen. Seiner Vorlesung folgte eine Abhandlung des Hrn. Quatremere de Quincy über die Kunstdenkmäler, „dûs à la Restauration!!!“ und die Sitzung endete mit einer poetischen Epistel des verstorbnen Dacis, Uebersetzers von Shakspeares Werken, an Boufflers, vorgelesen von Hrn. Campenon.

Von den strahlenden Gestirnen des Genies und der Philosophie, welche die Regierung Ludwigs XV. umglänzten, blinken noch jetzt einige wenige am literarischen Horizont. Der Abbé Morillet, einst der Freund Voltaires, Rousseaus, Diderots und Marmontels, bei dem ich durch seine liebenswürdige Nichte, eine wahre Antigone, eingeführt ward, hat noch im hohen Alter Funken jenes ätherischen Feuers lebendig erhalten, welches, wie Marmontel sagt, jede Sphäre erleuchtete, worin er erschien. Marmontel vergleicht Morillets Laune mit der Swiftischen. Ein unschuldiger Scherz über die Frau von Robeck, Palissots Beschützerin, zog ihm in der Vertheidigung seines Freundes Diderot eine lettre de cachet und Einsperrung in die Bastille zu, woraus ihn nur die Verwendung der Herzogin von Luxembourg, bewirkt durch Rousseau, erlöste. Er zeichnete sich schon früh

während Turgots Ministerium unter den Oeconomisten aus und sein Manuel des Inquisiteurs, sein Traité des delits et des peines und mehrere andre Schriften über die öffentliche Oeconomie und die allgemeine Theorie des Handels verschafften ihm die Aufnahme in die Academie Française.

In dem jetzt fast achtzigjährigen Herzog von Brancas war es mir schwer, den einst so glänzenden, witzigen und excentrischen Grafen Lauraguais wieder zu erkennen, den Anbeter von Sophie Arnaud, und einst an der Spitze derer, welche zum großen Schrecken des Versailler Hofes von der, damals Anglomanie genannten Krankheit angesteckt wurden. Der Herzog von Brancas war einer von den frühesten und leidenschaftlichsten Bewundrern der Regierungsverfassung von England, wo er sich im Jahre 1773 aufhielt, und jene Grundsätze zu Gunsten einer freien Constitution nach Frankreich zurückbrachte, welche zwanzig Jahr vor der Revolution unter dem denkenden Theile einer Nation, der sie nur noch als utopische Theorien bekannt waren, in Umlauf zu kommen begannen. Als der Herzog von Brancas, damals Graf von Lauragais, nach seiner Zurückkunft aus England zum erstenmal wieder bei Hofe erschien, fragte Ludwig XVI. ihn im spöttelnden Tone

was er dort gelernt habe? „A penser Sire!“ erwiderte der Graf mit einer Verbeugung. — „A panser les cheveaux!“ entgegnete der König verächtlich, und kehrte ihm den Rücken zu.

Als das Original des schönen Gemäldes, welches Marmontel von Suard, damals einem Jünglinge, entwirft, sich sechzig Jahre später in meiner Wohnung zu Paris bei mir anmelden ließ, konnte ich seinen Namen nicht ohne Empfindungen des Vergnügens und der Theilnahme nennen hören. Die Jugend abgerechnet war das Gemälde noch jetzt vollkommen gleichend. Er besitzt immer noch jenen milden, angenehmen und liebenswürdigen Character, unter dem ihn sein Freund Marmontel darstellt. Schon im Jahre 1774 ward er zugleich mit dem Abbé de Lille in die Französische Academie aufgenommen, und zwar, trotz der Ränke des berühmten Marschalls Richelieu, der diese beiden eleganten Schriftsteller und vortrefflichen Männer Ludwig XV. als Encyclopädisten denuncirte, eine Benennung, die damals königlichen Ohren äußerst beleidigend war. Als der Herzog vernahm, daß die beiden Encyclopädisten dennoch gewählt wären, verschwor er die Academie. Als Freund Turgots, Condorcets und Voltaires mußte Hr. Suard zu den

Vertheidigern der ersten Revolution gehören, einer Sache, welcher damals alle Männer von Genie und Talenten beitraten. Während der Schreckensregierung war Hr. Suard unter den Vielen, deren gemäßigte Grundsätze sie der wüthenden Faction als Opfer der Verfolgung bezeichneten. Er ward nach Cayenne deportirt, nach seiner Rückkehr nach Frankreich unter der kaiserlichen Regierung zum Mitgliede der Ehrenlegion ernannt und in seinen früher bekleideten Platz als Secretair der Academie wieder eingesetzt. Nichts desto weniger hält man ihn dem jetzt regierenden Hause sehr ergeben; der König ernannte ihn 1814 zum Officier der Ehrenlegion und zum Censeur royal honoraire. Seine Gattin, die Verfasserin des bekannten Werks: Madame de Maintenon peinte par elle même und einiger andern literarischen Producte, war eine vertraute Freundin Voltaires.

Bei der Prinzessin von Henin, einst so berühmt wegen ihrer Schönheit, und noch immer ausgezeichnet durch die Vortrefflichkeit ihres Characters, lernte ich den Grafen Lally Tolendal kennen. Gern macht er den Ursprung seiner Familie aus Irland geltend. Bekanntlich war die letzte Zeile, welche Voltaire schrieb, an diesen tugendhaften und glücklichen Vertheidiger der

Ehre seines, durch Justizmord gefallenen Vaters gerichtet. Lally Tolendal glaubte, in Staffords Lebensgeschichte ein allegorisches Muster beleidigter und verurtheilter Tugend zu finden, welches sich mit allen Gefühlen seines Herzens und Genies vergesellschaftete, und machte daher den Tod dieses Ministers zum Gegenstande eines Trauerspiels, worüber Gibbon urtheilte: „jetzt weiß ich, wie Tacitus ein Trauerspiel geschrieben haben würde. Im Jahre 1795 gab der Graf Lally Tolendal zu London einen „Essai historique sur la vie de Thomas Wentworth, Comte de Stafford heraus. Dieß Werk, wovon man glaubt, daß es ein Bekenntniß seiner politischen Grundsätze und seine Vertheidigung gegen die Anschuldigung der Apostasie enthält, ward im Jahr 1814 als anwendbar auf die Zeitumstände neu aufgelegt. Der Graf genießt jetzt in Frankreich einer hohen, seinen Talenten und Tugenden gebührenden Achtung, und hat unter den constitutionellen Mitgliedern der Pairskammer seinen Sitz genommen. Bei ungewöhnlicher körperlicher Fülle, sind sein Aeußeres, sein Benehmen und der Ton seiner Unterhaltung die eines Mannes in den besten Lebensjahren, früh gewöhnt an Gesellschaften des höchsten Ranges.

Mit dem frohen Gefühl eines Pilgrims, der unermüdet seine Wallfahrt zum Schrein eines Heiligen beginnt, traten wir unsere Fahrt zu La Fayettens Landsitz, La Grange-Bleßnau an. Dieß Schloß liegt in dem fruchtbaren Bezirke von La Brie, so entfernt von jeder Heerstraße, so einsam und waldumkränzt, daß ein Erdfleck, abgeschiedener von allem Weltgetümmel, kaum gedacht werden kann. Aus dieser fruchtbaren und üppigen Wildniß glänzten uns, geröthet von den Strahlen der sinkenden Sonne, die fünf Thürme von La Grange entgegen. Wir fanden den General La Fayette patriarchalisch von seiner Familie umgeben; sein trefflicher Sohn, seine Schwiegertochter, seine beiden Töchter, die Gefährtinnen seiner Gefangenschaft in Ollmütz, und ihre Gatten, eilf Enkel und Enkelinnen und ein ehrwürdiger Großonkel, ehemaliger Großprior des Maltheserordens, dieß war die Gruppe, die uns im Gesellschaftszimmer empfing. In La Fayettens Zügen hat die Zeit keine Eindrücke zurückgelassen, keine Runzel furchtet die erhabne Stirn und seine ungebeugte edle Gestalt ist immer noch eben so gerade, kühn und kräftig, wie die Seele, die sie belebt. Anmuth, Kraft und Würde schmücken noch immer diesen seltnen Mann, der, obwohl schon

vor mehr als vierzig Jahren auf dem Schauplatze großer, verhängnißvoller Kämpfe aufgetreten, dennoch sein höchstes Stufenjahr noch nicht erreicht zu haben scheint. Thätig in seiner Landwirthschaft, angenehm und elegant in seinem Gesellschaftszimmer, vereinigte er die Talente des erfolgreichsten Ackerbauers mit den Vorzügen des vollkommensten, feinsten Französichen Weltons, und es ist schwer, die Spuren des Kriegers und Gesetzgebers in ihm zu entdecken. Immer ist jedoch der Patriot in ihm sichtbar. Er ist im vollen Besitze jeder Geisteskraft und jedes Talents; sein Gedächtniß hat die ganze Stärke jugendlicher Erinnerungskraft und hohe Ansichten füllen seine Seele. Seine Unterhaltung ist glänzend und bereichert mit Anecdoten über die berühmtesten Charactere und Ereignisse der letzten funfzig Jahre. Stets spricht er mit ungemindertem Vergnügen von seinem kurzen Aufenthalt in England, von dem Besuche bei seinem Freunde Fox und der Zauberkraft der verstorbnen Herzogin von Devonshire. Er spricht und schreibt Englisch mit der nämlichen Eleganz als seine Muttersprache und hat sich die besten Werke der Literatur und Philosophie zu eigen gemacht. Mit innigem Vergnügen erzählte er mir von dem Besuche, den ihm vor mehreren Jahren Fox und

General Fitzpatrick zu La Grange abstatteten, und auf einen dicht mit Epheu bedeckten Thurm deutend sagte er: „Fox war es, der dieß Epheu pflanzte. Ich lehrte meine Enkel, es in Ehren zu halten.“ Als ich in seiner Begleitung seine ausgedehnten landwirthschaftlichen Einrichtungen in Augenschein nahm, hatte ich Gelegenheit, sein freundliches Benehmen gegen die Landleute und gegen seine Arbeiter zu bemerken. Auch scheint seine herablassende Güte ihm durch gränzenlose Zuneigung und Verehrung vergolten zu werden.

Ich wünschte, von ihm zu wissen, welche Stimmung Bonaparte an den Tag gelegt habe, als er an der Spitze einer Deputation vor ihm erschien, um ihm im Namen der gesetzgebenden Versammlung für seine freiwillige Thronentsagung zu danken. „Wir fanden,“ erwiderte La Fayette, „daß er bei dieser Gelegenheit, wie bei vielen andern, in seinem Benehmen ganz von den gewöhnlichen Regeln der Berechnung abwich, weder die pathetische Würde gefallner Größe, noch den Ausdruck der Niedergeschlagenheit, getäuschter Ehrsucht, auf immer vernichteter Hoffnungen und auf ewig erloschenen Glanzes affectirend. Wir fanden ihn ruhig und heiter; er empfing uns mit einem schwachen, aber milden Lächeln und redete mit Fe-

stigkeit und Bestimmtheit. Ich glaube, dieser Augenblick war dem zu vergleichen, als er bei seiner Rückkehr von Elba den gegen ihn aufgestellten Truppen seine Brust darbot, mit dem Ausruf: „Ich bin Euer Kaiser, tödtet mich, wenn ihr wollt!“ Es giebt, fuhr La Fayette fort, glänzende Züge im Leben dieses Mannes unvereinbar mit seinen übrigen Handlungen; sein Character hat eine ganz außergewöhnliche Haltung und auf ihn konnte die Lehre von den Wahrscheinlichkeiten nie angewandt werden.“ Wenige Tage vor dieser denkwürdigen Zusammenkunft hatte La Fayette in der Versammlung auf Lucian Bonapartes Vorwürfe, welche die Nation des Leichtsinns in ihrem Benehmen gegen den Kaiser anklagten, erwidert: „Gehen Sie und sagen Sie Ihrem Bruder, daß wir uns nicht länger auf ihn verlassen und die Rettung unsers Vaterlandes selbst übernehmen wollen.“ Napoleon wußte, daß, wenn seine Abdankung nicht innerhalb einer Stunde an die Kammer gelangte, La Fayette entschlossen war, sich in Bewegung zu setzen, um ihn zu vertreiben. Und dennoch empfing er diesen entschloßnen Widersacher aller seiner Plane freundlich und heiter. Aber dieser entschlossene Feind seiner Macht war es, der nach dieser Zusammenkunft

forderte, daß Napoleons Leben und Freiheit unter den Schutz des Französischen Volks gestellt werden solle.

In der kurzen Geschichte der Französischen Republik zeichnete sich Ginguené unter denen aus, deren reine Absichten und patriotische Denkart sich edelmüthig den selbstsüchtigen und blutdürstigen Democraten widersetzte. Sein Character hatte das wahre alterthümliche Gepräge; — als Muster dargestellt in den schönsten Zügen der Griechischen und Römischen Geschichte zum Vorbild und zur Bewunderung der Menschheit, — und seine Werke hatten schon lange einen ausgezeichneten Platz in der classischen Literatur seines Vaterlands. Bei vielen Ansprüchen auf dichterischen Ruhm ist Ginguené in England am bekanntesten durch sein treffliches und elegantes Werk über die Italienische Literatur. Als zwanzigjähriger Jüngling trat er im Jahr 1772 mit dem schönen Gedicht: La Confession de Zulmé in Paris zuerst auf. Ein Freund des berühmten und unglücklichen Chamfort theilte Ginguené dessen politische Grundsätze und war einer der vorzüglichsten Mitarbeiter an der „feuille villageoise.“ Während

der früheren Periode der Revolution stand die Comitté des öffentlichen Unterrichts unter seiner alleinigen Leitung. Er ward Mitglied des Nationalinstituts und Französischer Gesandter an dem Sardinischen Hof, mit welchem er im Jahr 1798 wegen der Uebergabe der Citadelle von Turin an die Truppen der Französischen Republik einen Vertrag schloß. Nach der Revolution vom 18. Brumaire ward er zum Tribun erwählt, zog sich aber im Jahr 1802 in den Privatstand zurück und widmete sich ausschließlich schriftstellerischen Beschäftigungen. Sein republicanischer Geist vermochte nicht, sich vor der kaiserlichen Gewalt zu beugen, und während der Dauer derselben blieb er ohne alle weitere Anstellung; doch blieb er Mitglied des Instituts und Professor der Italienischen Literatur am Athenäum. Bei der zweiten Abdankung Napoleons schlug man ihm vor, dieß Ereigniß durch eine Aufzählung der Verbrechen des Usurpators in Versen zu feiern. „Wer? ich!" erwiderte Ginguené voll Unwillen dem Hofmanne, der ihm diesen Vorschlag that; „wenden Sie sich an diejenigen, die ihn gepriesen haben." Dieser Wink blieb nicht ohne Erfolg; von den Vielen, die von ihren Schmeicheleien gegen den Kaiser gelebt hatten, fanden sich fast Alle bereit,

ihren Unterhalt fernerhin den Schimpfreden zu verdanken, die sie jetzt über ihn ergossen. Bei der zweiten Wiederherstellung der Bourbonen hieß es, Ginguené sei wegen der Rolle, die er in Sardinien gespielt habe, aus Gefälligkeit gegen diesen Hof der Gegenstand der Abneigung des Französischen Gouvernements geworden, indem aus einem neuerlich ans Licht gebrachten Schreiben, welches er in jenem Zeitpuncte von Turin aus an einen Freund in Frankreich erlassen hatte, die Worte vorkamen: „Madame Ginguené erschien am Turiner Hofe in dem wahren Costüm einer republicanischen Gesandtin und in baumwollnen Strümpfen. Welch ein Triumph für den Republicanismus!“ Beweis genug für seinen eingewurzelten Republicanismus, den man ihm nicht verzieh. Sowohl seine Ruhe als seine Gesundheit machten es ihm daher rathsam, sich in die Einsamkeit des Landaufenthalts zurückzuziehen. Er bezog im Jahre 1816 sein Landhaus zu Eaubonne, dem ehemaligen Aufenthalt Saint Lamberts und der Frau von Houdetot, und das Ziel so mancher verliebten Wanderungen Rousseaus, einem abgeschiednen kleinen Dorfe über dem Thale von Montmorency. Hier fand ich den trefflichen Mann hinwelkend an einer auszehrenden Krank-

heit, die ihn bald nachher hinwegraffte, gepflegt von seiner würdigen Gattin, und umgeben von den reizendsten Naturschönheiten. Seine körperliche Schwäche verschwand vor der glänzenden Kraft seines Geistes, der in endlosen Scherzen, witzigen Wendungen und glücklichen Anspielungen überfloß.

Mit Stolz und Vergnügen fand ich unter den Namen derer, die mich bei meiner Ankunft in Paris zuerst besuchen wollten, die Anmeldungscharte des berühmten Gregoire, Ex-Bischofs von Blois. Wir eilten zu ihm; er empfing uns in seinem abgelegenen Studierzimmer im hinteren Theile seines Hotels, abgeschieden und schweigend gleich einer Mönchszölle und in seiner innern Anordnung ganz angemessen seinem Character, seinen Ansichten und Gewohnheiten. Werke über die Moralphilosophie und Andachtsbücher lagen allenthalben umher; ein Crucifix hing zu den Füßen seines Lagers; das Modell eines Sclavenschiffs, mit bewundernswürdiger Sorgfalt ausgeschnitzt von Mirabeau, stand auf einem nahen Tische, und die Mischung des Weltmanns und des Mannes Gottes, des frommen Geistlichen und des talentvollen Gesetzgebers war allenthalben bemerkbar. Wir fanden ihn mit der Durchsicht und Verbrei-

nung von Papieren beschäftigt. „So eben,“ sagte er, „habe ich eine Anzahl Billets von Mirabeau verbrannt, die mich mehr als einmal lächeln machten.“ Der Character und die Talente Mirabeaus wurden hierauf sehr natürlich der Gegenstand unsrer Unterhaltung. „Er hatte glänzende Talente und große Laster,“ äußerte Gregoire; „aber seine Talente waren der Sache nothwendig, welcher wir Alle uns damals so sanguinisch hingaben, und seine Laster waren die des damaligen gesellschaftlichen Zustandes in Frankreich. Seine Immoralität war nichts mehr und nichts weniger als dasjenige, was in den Tagen der Regentschaft und unter Ludwig XV. einen aimable roué ausmachte. Seine Laster hatten weder die systematische Kälte, noch die förmliche Entwickelung der Schändlichkeiten des Herzogs von Richelieu und seine Moralität würde im alten Frankreich nie in Zweifel gezogen worden seyn, hätten nicht seine politischen Grundsätze ihn dem Hasse derer ausgesetzt, welche die damaligen Einrichtungen aufrecht zu erhalten strebten und ihr Daseyn durch die Irrthümer derselben erhielten.“

Der Abbé Gregoire zeigte uns mit großem Stolze einen Glasschrank, gefüllt mit den literarischen Werken, welche lediglich Negerschriftsteller zu

Verfassern hatten. „Dieser Schrank,“ bemerkte er, „ist eine Widerlegung alles dessen, was gegen die Fassungskraft der Schwarzen gesagt ist. Dieser unglückliche Menschenstamm bedarf gleich den wilden Pflanzen eines vernachlässigten Bodens nur Sorgfalt und Pflege, um zu rechter Zeit Blüten und Früchte zu tragen.“ Wir sprachen mit ihm über ein Werk von der moralischen Erziehung der Dienstboten, welches er damals unter Händen hatte. „Die Französische Presse,“ sagte er, „ist unermüdet, mich zu verläumden. Ich werde meinen Feinden nur dadurch antworten, daß ich für meine Nebenmenschen alles das Gute bewirke, was ich vermag. Mein öffentliches Leben ist geendet; die wenigen Tage, die mir etwa noch übrig sind, sollen der Vervollkommnung des häuslichen Lebens und der Sache der Menschheit gewidmet seyn.“

Seit diesem ersten Besuche hatten wir mit dem Ex-Bischof von Blois häufigen Umgang. Es lag in seinem Aeußern, in seinen Manieren und in seinem Ausdruck eine Originalität, unwiderstehlich anziehend für ein von den Gemeinplätzen der Gesellschaft ermüdetes Gemüth. Er spricht mit großer Schnelligkeit, gleich als ob der Gedanke die Aeußerung übereilte, und es herrscht

in seinem Wesen eine Frische und Einfachheit, gemischt aus mönchischer Neugier und tiefem philosophischen Nachdenken, so, daß es schwer zu begreifen ist, wie ein solcher Character im Verkehr der großen Welt den ursprünglichen Anstrich der Natur in ihrem ersten Glanze beibehalten konnte. Eine Art von rastlosem Wohlwollen, stets begierig, zu helfen oder zu retten, zu erleichtern oder zu verbessern, drängt sich in seiner Unterhaltung auf, so wie er es in seinem Leben bewiesen hat. Diese tiefliegende Menschenfreundlichkeit seines Characters fand ich mit der ihm bei der Verurtheilung Ludwigs XVI. beigemessenen Abstimmung so unvereinbar, daß ich es einst wagte, diesen Gegenstand zu berühren. „Nie rief ich den Tod irgend eines menschlichen Wesens herbei," war seine Antwort; „ich stimmte dahin, daß Ludwig der erste seyn solle, der von der Abschaffung der Todesstrafen Vortheil zöge; mit einem Worte, ich verurtheilte ihn, zu leben."

Mehr als einmal fragte ich ihn, durch welche frühen Eindrücke der Bischof von Blois mit dem Geiste eines Cato oder eines Russel beseelt worden sei. Er antwortete mir jederzeit mit der Einfachheit eines frommen Mönchs: „meine Führer waren stets mein Herz und die heilige Schrift;

das eine lehrte mich Mitgefühl für die Unterdrückten und in der andern fand ich alle meine Begriffe und Grundsätze über Freiheit. Indeß," fuhr er fort, „war ich nicht der einzige katholische Prälat, der in der Vertheidigung der Sache der Freiheit seine Gründe aus diesen Quellen schöpfte. Hier sehen Sie," sagte er, eine Druckschrift hervorziehend, „eine merkwürdige und anziehende Predigt zu Gunsten der bürgerlichen Freiheit, als innig vereinigt mit dem christlichen Glauben. Der Verfasser war — der Bürger-Cardinal Chiaramonti, Bischof von Imola. Er hielt diese Predigt an seine Gemeinde während der Cisalpinischen Regierung im Jahre 1797. Er geht in derselben sogar über die Gränzen bloßer constitutioneller Grundsätze hinaus, wenn er in die Worte ausbricht: „„Ja! meine geliebten Brüder, seid Alle Christen und Ihr werdet vortreffliche Democraten seyn."" Und dieser Bürger-Cardinal ist, — der jetzige ehrwürdige Pabst Pius VII."

Man denke sich mein Erstaunen über eine solche Predigt eines solchen Verfassers, wovon ich jetzt selbst ein Exemplar besitze.

Unter den dramatischen Dichtern, welche seit der Revolution in Frankreich aufkeimten, nimmt sowohl an Anzahl als an Vorzüglichkeit seiner Werke Graf Le Mercier eine der ersten Stellen ein. Obwohl am Hofe erzogen, zeichnete er sich als einen der ersten Vertheidiger der Revolution aus. Ueberhäuft mit republicanischen Ehrenstellen und kaiserlichen Gnadenbezeugungen, fuhr er fort, die Gunst der Musen mit sehr verschiedenem Erfolge zu cultiviren. Schon im Alter von sechzehn Jahren schrieb er seinen Méleagre, welcher sechs Vorstellungen erlebte, dann folgten in verschiednen Zeitpuncten sein Lovelace Français, Scarmatado; — „Tartuffe Révolutionaire; — „Levite d'Ephraim; und mehrere andere Stücke, welche einen unbegränzten Beifall erhielten. Jetzt aber arbeitet er an einem Heldengedicht unter dem Titel, Atlantiade, wovon bereits einige Fragmente theils gedruckt, theils in gesellschaftlichen Cirkeln vorgelesen sind, und welches so sehr außer dem betretenen Pfade gewöhnlicher Dichtung liegt, daß es auf ausgezeichnete Aufmerksamkeit besondere Ansprüche macht.

Während nämlich Chateaubriand in seinen „Martyrs“ in poetischer Prose zu erläutern strebt, daß die christliche Mythologie „dem Spiele

der Leidenschaften" (um seine eignen Worte zu gebrauchen) und der Entwickelung der Charactere in der Epopee günstiger sei, als die heidnische Theogonie, hat Hr. Le Mercier in seiner Atlantiade physische und geometrische Gottheiten an die Stelle derer des Pantheons gesetzt, und nicht minder vernachlässigend alle Martyrerheere und Legionen von Heiligen, als die vorsitzenden Gottheiten des Olymps und Parnasses, hat er sich auf einmal in ein neues System poetischer Maschinerie geworfen. Er begründet nämlich seine Ansprüche auf dichterische Originalität darin, daß er seine Helden und Heldinnen in den Gesetzen der Schwerkraft und Abstoßung aufsucht; und folgend dem Systeme Newtons, „die virtuellen Weltkräfte" (les forces virtuelles du monde) zu Personen gestaltet. Die Hauptpersonen seines Heldengedichts sind die Centripetal- und Centrifugal-Kräfte unter den Namen Barythée und Proballane, während (Curgire) die krumlinigte Bewegung, (Pyrophèse) der Wärmestoff, (Sulphydre) der Schwefel, und Electrone (die Electricität) den Hauptplan ausspinnen helfen und mehrere Episoden herbeiführen, die Pole und einige andere stumme Personen aber bloß als Figuranten aufzutreten scheinen, um in diesem glänzenden Melodram der Ele-

mente eine Rolle zu spielen. Der Verfasser selbst versichert seine Leser, daß die Episoden, herbeigeführt durch die Liebschaften der Damen Electrone, Magnesième (der Magnet) und Syder (das Eisen) nicht weniger furchtbar und lieblich, erhaben und schön sind, als die fabelhaften Intriguen der Götter und Göttinnen des Olymps, während die Launen der Nymphe Sulphydre die Ursache jener vulcanischen Erschütterungen werden, welche endlich die Insel Atlantis, die Sonne der Haupthandlung des Gedichts, zerschmettern u. s. w.

Das Französische Publicum wird über die Verdienste dieses neuen excentrischen Ergusses eines beliebten Dichters urtheilen. Mir ist es erlaubt, über seine liebenswürdige Persönlichkeit und anziehende Unterhaltungsgabe ein Zeugniß abzulegen. Ich ward wenige Tage nach der ersten Vorstellung seines „Charlemagne“ bei ihm eingeführt, als noch der Erfolg oder Nichterfolg des Stückes unentschieden war. „Ich habe es“ sagte er, „den politischen Factionen des Tages Preis gegeben. Sie werden das Schicksal des Stücks ohne Rücksicht auf seine Verdienste und Fehler entscheiden. Mehrmals las ich es dem Kaiser Napoleon vor; es hatte seinen Beifall und er war kein schlechter Beurtheiler.“ — „Aber warum,“ fragte ich,

„brachten Sie es nicht unter seiner Regierung auf die Bühne?“ — „Weil er sich selbst den Character Carls des Großen angeeignete und so das Ganze das Ansehen einer argen Schmeichelei gehabt haben würde.“

Während Le Mercier seine Talente auf die Darstellung der Liebschaften der Elemente verwendet, zieht Volney, der erhabne Volney, sein hohes Genie aus seiner bisherigen Laufbahn zurück und steigt von den großen philosophischen Ansichten der „Ruinen der Reiche“ zu kalten chronologischen Berechnungen herab. Er hat sich nämlich der Bearbeitung eines tiefgedachten und sonderbaren Werks über die Geschichte der Chronologie hingegeben. Man versichert, daß dieser berühmte Schriftsteller in demselben zu beweisen sucht: die Geschichte Moses sei eine Compilation astronomischer Thatsachen, Abraham sei ein glänzendes Sternbild und Moses selbst sei Bacchus oder die Sonne. So den genealogischen Stammbaum des patriarchalischen Adels zu verrücken, und geschähe es auch durch Versetzung desselben unter die Gestirne, ist ein gefahrvolles Unternehmen.

Ich hatte das Vergnügen, sehr häufig einen angenehmen Cirkel zu besuchen, verschönert durch

die Anziehungskraft der gesellschaftlichen Talente des Grafen von Segur, zu deren Bildung und Vervollkommnung fast alle Höfe Europens einst beitrugen. Der Graf von Segur, einer der geschicktesten Minister des alten königlichen Frankreichs und einer der elegantesten Dichter der Revolutionsperiode, der Verfasser der beliebten Schriften: „La Politique de tous les Cabinets de l'Europe“ — „Le Théâtre de l'Hermitage“ — „La Chaumière“ — La Solitude und einer großen Anzahl gelungener Vaudevilles und Sonnets, — ist von hoher Geburt und der älteste Sohn des Marquis von Segur, Marschalls von Frankreich. Schon im Jahr 1786 ward er als Gesandter an den Russischen Hof geschickt, wo er einen Tractat schloß, der Frankreich alle diejenigen Handelsvortheile zusicherte, welche bis dahin England allein genossen hatte. Im Jahr 1789 ward er zum Abgeordneten des Adels von Paris bei den Etats-Generaux ernannt und im Jahr 1791 als Gesandter der Französischen Republik zum Pabst Pius VI. geschickt, der, dem Republicanismus weniger günstig, als einst sein Nachfolger, sich weigerte, ihn anzunehmen. Als Gesandter am Berliner Hofe im Jahre 1792 sah er sich genöthigt, während der ganzen Schreckenszeit durch

ein freiwilliges Exil in fortgesetzter Abwesenheit aus seinem Vaterlande Sicherheit zu suchen. Nach Robespierres Fall ward er Abgeordneter zum gesetzgebenden Corps; stimmte für das lebenslängliche Consulat Bonaparte's und unterstützte diesen Schritt auf die wirksamste Weise. Bald vereinigte er die Würden eines Staatsraths, Großceremonienmeisters und Großkreuzes der Ehrenlegion mit der Mitgliedschaft des Nationalinstituts und zeigte die größte Anhänglichkeit an die Person des Kaisers und das Interesse seiner Familie. Die Annahme der Pairswürde bei der ersten Wiederherstellung der Bourbonen und der Wiedereintritt in seine ehemaligen Stellen während der Hundert Tage zog ihm im Jahre 1815 den Verlust aller seiner Würden zu und jetzt lebt er in der Zurückgezogenheit des Privatstandes.

Zu den durch Geburt eben so sehr als durch Talente ausgezeichneten Schriftstellern Frankreichs gehört der Herzog von Levis, Enkel des Marschalls gleiches Namens und Sohn des unglücklichen grand Bailli de Senlis, dessen Ergebenheit für die Sache der Bourbonen ihn im Jahre 1794 auf die Guillotine brachte; der junge Herzog floh nach England, wo seine Leichenrede auf Ludwig XVI. und Marien Antoinetten, nebst

vielen andern politischen und literarischen Flugschriften im Druck erschien. Er gehörte zu denjenigen Mitgliedern des alten Adels, welche Napoleons Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich benutzten und setzte dort seine schriftstellerischen Arbeiten mit der nämlichen Freiheit fort, die er unter dem Schutz einer auswärtigen Regierung genossen hatte. Jetzt bekleidet er eine der ersten Hofstellen bei der Herzogin von Berry. Zu seinen, neuesten Werken gehören: „Considerations Morales sur les Finances.“ Unter seinen früheren, mit Beifall aufgenommenen Schriften sind: „Les Pensées“ — „Les Souvenirs“ — „Mémoires sur l'Angleterre.“ — und „Lettres Chinoises“ — die ausgezeichnetsten.

Einen der angenehmsten Gesellschaftskreise fanden wir in den gewöhnlichen Sonnabendscirkeln des Grafen und der Gräfin von Pastoret. Der Graf war schon im alten königlichen Frankreich Mitglied der Academie der schönen Wissenschaften und Historiograph. Während der Revolution war er nach einander Minister des Innern, Präsident des Departements von Paris und Procureurgeneral des nämlichen Departements. Mit genauer Noth den Gefahren des Schreckensreiches entschlüpft, trat er im Jahr 1797 als Mitglied des

Raths der Fünfhundert wieder auf, nahm Theil an den Spaltungen des Directoriums, und ward nach Cayenne deportirt, entkam aber aus seinem Exil und erhielt 1798 die Stelle eines Professors des Natur- und Völkerrechts am College de France. Unter der kaiserlichen Regierung ward er zum Mitgliede des Instituts, zum Senator, Reichsgrafen und Officier der Ehrenlegion erhoben. Nach der Vertreibung des Kaisers ernannte ihn der König zum Pair, zum Conseiller de l'Université, Präsidenten des Wahlcollegiums vom Var und Commandanten der Ehrenlegion. Er hat sich durch viele politische Berichte und durch Denkschriften für die Academie der Inschriften und schönen Wissenschaften ausgezeichnet und ist gegenwärtig mit einem ausführlichen Werke über die Gesetzgebung beschäftigt, wovon ein Theil während meiner Anwesenheit in Paris im Druck erschien. Sein Sohn, der bereits die Stelle eines Maître des requêtes bekleidet, ist der Verfasser des schönen Gedichts: „Les Troubadours" und einer anziehenden Schrift über Heinrich IV.

Die angenehmen und launigen Novellen Pigault Le Bruns, die in die meisten modernen Sprachen übersetzt, in England den Werken Smollets und Fieldings an die Seite ge-

stellt werden, sind von den Pariser Critikern nicht immer ihrer Ursprache würdig gehalten worden: „Les romans de Pigault le Bruns,“ sagte mir ein witziger Französischer Critiker, „ont toujours l'air d'être composés dans les rues et écrits sur les bornes.“

Hr. Picard, Directeur de l'Odeon, hat sich durch seine vielen trefflichen Lustspiele den ehrenden Beinamen: „Le petit Molière“ erworben. Seine dramatischen Talente wurden schon von Napoleon durch einen ansehnlichen Jahrgehalt und durch die Stelle eines Directeur de l'Academie imperiale de musique belohnt.

Sowohl Frau von Stael als Frau von Genlis schienen bei den Royalisten und Ultra's unpopulär zu seyn; die erstere wegen der ihr Schuld gegebenen republicanischen Grundsätze, die andre wegen ihrer Theilnahme an der frühern Revolutionsperiode. Ueber die Werke der Frau von Stael äußerten sie gewöhnlich: „C'est de l'éloquence, si Vous voulez, cependant c'est une phrasière, que Madame de S * *.“ Von der Fr. v. Genlis hieß es: „Pour son style, c'est d'une pureté très-facile et élégante, mais il n'y a rien de naturel dans ses romans, que les enfans.“ Ihre Battuécas müssen sie jedoch selbst mit den

wärmsten Freunden der Legitimität, der Kirche, des Staats und des Königs von Spanien ausgesöhnt haben.

Ich folgte ihrer Einladung in ihren einsamen Aufenthalt im Kloster der Carmeliter, einem Orden, der neuerlich mit mehr als ursprünglicher Strenge wieder hergestellt ist. An das finstere Klostergebäude, welches die Schwesterschaft der Carmeliterinnen einschließt, stößt eine kleine Wohnung, einrichtet für die Laien-Gäste und umgeben mit einem niedlichen Garten. Hier empfing mich Fr. v. Genlis mit einer Güte und Herzlichkeit, die ganz die Naivität und Frische jugendlicher Gefühle und Lebhaftigkeit hatte. Sie war beschäftigt, Blumen in ein Buch zu malen, welches sie ihr Herbier sacré nannte, und welches alle, in der Bibel erwähnte Pflanzen enthalten sollte. Außerdem arbeitete sie an der Abkürzung einiger dicken Bände Französischer Memoiren, an ihrem Journal de la Jeunesse und an der Herausgabe ihrer kurz nachher erschienenen Battuécas. Nichts desto weniger beschäftigt sie sich häufig mit der Musik und spielt die Harfe, das Pianoforte und die Laute. Alles ist bei ihr Thatkraft und Geschäftigkeit. Als ich über die Mannigfaltigkeit ihrer Beschäftigungen meine Ver-

wunderung äußerte, erwiderte sie: „das ist nichts, aber worauf ich stolz bin, ist, daß ich zwanzig verschiedener mechanischen Beschäftigungsarten kundig bin, wodurch ich mein Brod verdienen könnte.“ Ihre Unterhaltung ist ernst, einfach und anspruchlos, doch lachte sie herzlich über einige, eben in Paris circulirende Anecdoten, die ich ihr mittheilte.

Man hatte mir in Paris erzählt, Frau von Genlis habe mit dem Kaiser Napoleon im geheimen Briefwechsel gestanden. Als ich eines Tages das Gespräch auf diesen Gegenstand brachte, erwiderte sie rasch und freimüthig folgendes: „Bonaparte war sehr freigebig gegen Literatoren; ein Jahrgehalt von viertausend Franken ward gewöhnlich allen Schriftstellern und gens de lettres, die es bedurften, ausgesetzt. Mir bewilligte er jedoch sechstausend Franken und eine Reihe von Zimmern im Arsenal. Da ich ihn weder je gesprochen, noch irgend einen Verkehr mit ihm gehabt hatte, so fiel mir diese Freigebigkeit auf, und ich ließ mich daher bei ihm erkundigen, was er erwarte, daß ich thun solle, um sie zu verdienen? Mit einer gewissen Sorglosigkeit warf er demjenigen, der ihm die Frage vorlegte, die Antwort hin: „laßt Frau von Genlis mir jeden

Monat einen Brief schreiben." Da mir kein Gegenstand vorgeschrieben war, so wählte ich die Literatur; doch stets enthielt ich mich aller Politik. Obgleich ich Napoleon nie sprach, so bewilligte er doch auf meine Empfehlung fünf talentvollen dürftigen Literatoren einen Jahrgehalt.

Körperliche Schwäche scheinen die hagre Gestalt der Frau von Genlis gänzlich zu verschonen. Ihr schwarzes Auge ist noch immer voll Leben und Ausdruck, und auf ihrem blassen Gesichte sieht man nur wenige Spuren des Alters.

Vom Herzog von Orleans sprach sie mit Bewunderung und sichtlichem Stolze, und mit Recht. Sein Character, der ihm die Achtung aller Länder erwarb, die er durch seinen Aufenthalt ehrte, gereicht derjenigen, deren Vorschriften einen so großen Antheil an seiner Erziehung hatten, zum glänzendsten Ruhme; „aber," äußerte Frau von Genlis, „seine natürlichen Anlagen waren so glücklich, daß er fast Alles der Natur verdankte."

Wer las je Adéle de Sénange, oder Eugenie et Mathilde, und wünschte nicht, die Verfasserin, Frau von Souza, kennen zu lernen? Und wer brachte je eine Stunde in ihrer Gesellschaft zu, ohne zu jenen lieblichen Erzeugnissen ih-

res Geistes zu eilen? Die Werke und ihre Verfasserin werfen einen wechselseitigen Glanz auf einander zurück. Viele Jahre nach dem Tode ihres ersten Gemahls, des Generals Flahaut, vermählte sie sich mit dem Portugiesischen Gesandten, Hrn. von Souza, einem Manne von vieler Belesenheit und ausgebreiteten Kenntnissen. Ihr Sohn erster Ehe, schwang sich durch ausgezeichnete Tapferkeit, vorzüglich in den Schlachten bei Mohilow, Dresden, Leipzig, Hanau und Waterloo noch im jugendlichen Alter zum General empor. Mit diesem trefflichen Sohne ist das Dasein der Mutter aufs innigste verwebt.

Es leben noch in Paris viele Damen von ausgezeichneten literarischen Verdiensten. Unter andern Madame de Bois, die Verfasserin von „Les Aveux de l'amitié," Mademoiselle de T— Verfasserin von „Marie Bolden," und „Cecile de Renneville," — Mademoiselle Alexandrine Gotres, und Frau von Chateaubriand. Viele Französische Uebersetzungen Englischer und Deutscher Werke rühren von Damen her. Unter ihnen nenne ich die Vicomtesse de Roulze, die Uebersetzerin einer meiner ersten Schriften, „the Novice of St. Dominick." Die berühmte Helene Maria Williams, die sich schon seit

vielen Jahren in Paris aufhält, versammelt noch immer einen Kreis ausgezeichneter Freunde um sich her. In einem ihrer Sonntagscirkel machte ich mit Vergnügen die Bekanntschaft des Hrn. Maron, der für den ausgezeichnetesten protestantischen Kanzelredner in Frankreich gehalten wird, und von Napoleon gewöhnlich „der protestantische Pabst" genannt wurde.

Mit der innigsten Freude empfing ich einen Besuch, von Voltairens berühmter „belle et bonne," der Marquise de Villette. Ihre unerschöpfliche Gutmüthigkeit ward mir eine vielfache Quelle des höchsten Genusses, wozu ihre vielen und merkwürdigen Erinnerungen über ihren ruhmvollen adoptiven Vater am wesentlichsten beitrugen. Ihr Wohnzimmer ist eine Art von Reliquien-Tempel, Voltaire's Andenken geweiht. Ihre Bücherschränke sind mit seinen Werken, ihre Schreibpulte mit seinen handschriftlichen Briefen gefüllt, und der Armsessel, den er einzunehmen pflegte, steht an ihrem Camin. Seine Porzellanbüste, deren er in seinen Briefen an d'Alembert erwähnt, das Modell seiner Statüe von Pigal und sein Bildniß von Largillière schmücken das Zimmer. Noch bewahrt Frau von Villette seine Hauskleidung, worin er Besuch annahm, und einen

Anzug, worin er im Schauspiel erschien, als sein Brustbild mit Lorbeeren gekrönt ward. Mein Verlangen, alle anziehende Reliquien dieses großen Mannes genau zu sehen, veranlaßte Frau von Villette zu einer Art von Gedächtnißfeier Voltaires. Sie lud alle Freunde und Zeitgenossen des Patriarchen von Ferney zu einem Frühstücke ein, die Werke, die Kleidungsstücke, und die Handschriften Voltaires wurden vor uns ausgebreitet; Weihrauch brannte vor seiner Büste, die mit dem nämlichen Kranze gekrönt ward, den er einst bescheiden von der Stirn nahm, als die Bewundrung eines ganzen Volks ihn damit bekränzte. Cheniers erhabene an ihn gerichtete Ode ward laut vorgelesen und mit einer Bewegung und einem Enthusiasmus angehört, dessen nur diese feurige Nation fähig ist.

Als Voltaire den Kranz bescheiden bei Seite legte, flüsterte er der Frau von Villette ins Ohr: „je meurs sur les roses.“

Diese Gedächtnißfeier gehörte zu meinen anziehendsten Genüssen in Paris, und knüpfte die Gegenwart an die Vergangenheit. Sie stellte den Französischen Character in einer seiner glücklichsten Ansichten dar, ganz lebend für die Macht des Ge-

nies, und voll innigen Gefühls für die Ansprüche und Erinnerungen der Freundschaft, begabt mit glänzender Fröhlichkeit und tiefem Gefühl; innigst empfänglich für Nationalruhm und Nationalwerth, verbunden mit Aufklärung, Studium und Liebe für Künste und Wissenschaften; — ein Verein der glücklichsten Elemente der moralischen und physischen Existenz, der nur einer freien Regierungsverfassung bedarf, um dieß Volk, wo nicht zur größten, doch zu einer der größten Nationen des Erdbodens zu machen.

Geschichte der unglücklichen Französischen Besitznehmungsexpedition nach dem Senegal, im Jahre 1816, insbesondre des schrecklichen Schicksals der Mannschaft der Fregatte Meduse. Nach der neueren Darstellung zweier Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

„Endlich am 17. früh Morgens entdeckten wir am fernen Horizont zu unsrer unaussprechlichen Freude eine Brigg. Wir eilten, Tücher von allen Farben, befestigt an Faßreifen als Signale aufzuziehen. Eine halbe Stunde lang schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung; einige glaubten das Schiff näher kommen, andre es sich entfernen zu sehen. Aber, ach! die Brigg entschwand unsern Augen. Aus dem höchsten Freudentaumel wurden wir in die tiefste Niedergeschlagenheit und in das bitterste Schmerzgefühl zurückgeworfen; wir beneideten das Schicksal derer, die wir an unsrer Seite hatten umkommen sehen, und nahmen uns vor, sobald unser Vorrath verzehrt seyn

würde, auf unserm Lager hingestreckt, mit Ergebung den Tod zu erwarten. Um das Gefühl der Verzweiflung zu mildern, suchten wir Trost in den Armen des Schlafs, schützten unser Lager durch ein Segeltuch gegen die brennenden Strahlen der Sonne, und legten uns sämmtlich zur Ruhe. Nach zwei Stunden stürzte der Oberkanonier, der zuerst unter dem Zelt hervorkroch, mit dem Freudenruf auf uns zu: „wir sind gerettet, die Brigg ist in unsrer Nähe." Und so war es wirklich. Mit vollen Segeln kam sie auf uns zu und war nur noch eine halbe Lieue von uns entfernt. Alle, selbst diejenigen, welche durch ihre gefährlichen Wunden seit mehreren Tagen ans Lager gefesselt waren, schleppten sich hervor, um des Anblicks des rettenden Schiffs zu genießen. Fast unsinnig vor Freude umarmten wir uns, und Thränen flossen über unsre dürren Wangen. Unsre Freude verdoppelte sich, als wir die weiße Flagge von der Brigg wehen sahen. Es war der Argus. Wer malt die Freude des Wiedersehens unserer rettenden Landsleute! Schnell ward von der Brigg ein Boot ausgesetzt und mit Hülfe der Mannschaft, welche die Kränksten und Schwächsten, unter denen auch ich mich befand, in ihren Armen trug, waren wir bald sämmtlich an Bord der Brigg

übergesetzt. Wir fanden eine stärkende Fleischbrühe mit trefflichem Wein vermischt für uns bereit, unsre Wunden wurden verbunden, und man ließ es an keiner Sorgfalt und Aufmerksamkeit fehlen, um unsern Zustand zu lindern. In der folgenden Nacht drohte uns noch einmal eine Lebensgefahr; es brach im Schiffe Feuer aus, welches jedoch durch zeitige Hülfe gelöscht ward.

„Es war in der That die höchste Zeit, das Ende unsrer dreizehntägigen Leiden zu sehen, denn selbst die Kraftvollsten unter uns hätten längstens noch zweimal vierundzwanzig Stunden das Leben erhalten können, und ich selbst fühlte, daß ich den Tag nicht überleben würde. Die Art unsrer Rettung ist wahrhaft wunderbar. Der Argus war vom Senegal abgefertigt, um sowohl die noch fehlenden Böte, als das Floß aufzusuchen. Mehrere Tage lang segelte die Brigg die Küste entlang, ohne uns entdecken zu können. Sie traf indeß mehrere in den Böten an der Wüste Zahara gelandete Schiffbrüchige, welche im Begriff waren, ihren Weg zu Lande fortzusetzen, und theilte ihnen Lebensmittel mit. Da man alle fernern Versuche, das Floß aufzufinden, vergeblich glaubte, trat die Brigg ihre Rückfahrt zum Senegal an, um dort die Vergeblichkeit der angestellten Forschungen an-

zukündigen, und auf dieser Rückfahrt war es, wo wir sie am Morgen wahrnahmen. Schon hatte sie sich bis auf vierzig Lieues der Mündung des Flusses genähert, als der Wind sich nach Südwesten drehte. Er wehete gerade auf die Stelle zu, wo die Fregatte gestrandet war. Der Capitain, wie durch eine Eingebung getrieben, erklärte, wieder umkehren und dieser Richtung folgen zu wollen. Nach zweistündiger Fahrt, entdeckte man ein Fahrzeug, und erkannte bald das Floß. Auf unsre Frage, ob man uns schon lange aufsuche, erwiderte uns der Capitain: „er habe keinen bestimmten Befehl hierüber erhalten, und nur dem Zufall allein verdanken wir es, daß man uns gefunden habe.“ Mehrere unter der Mannschaft der Brigg erklärten uns offen, daß man uns schon seit länger als acht Tagen sämmtlich todt geglaubt habe. Die Instructionen des Capitains lauteten folgendermaßen: „Herr von Parnajon, Befehlshaber der Brigg Argus, soll sich mit seinem Schiff an die Küste der Wüste begeben, und alle Mittel anwenden, den gelandeten Schiffbrüchigen Hülfe zu leisten, ihnen die nöthigen Lebensmittel und Munition zustellen, und wenn er sich über das Schicksal dieser Unglücklichen vergewissert haben wird, seine Fahrt bis zur Fregatte Meduse fort-

zusetzen, um zu sehen, ob vielleicht die Strömungen das Floß dorthin getrieben habe." Dieß war Alles, was über unser elendes Fahrzeug gesagt ward.

„Am folgenden Morgen sahen wir endlich das seit dreizehn Tagen so heiß ersehnte Land, und warfen am 19. Juli Nachmittags um 3 Uhr auf der Rhede von Saint Louis die Anker.

„Dieß ist die treu erzählte Geschichte des Flosses, worauf hundert und fünfunddreißig Verlassene ihr Grab fanden. Von den funfzehn Geretteten starben sechs zu Saint Louis an den Folgen der erlittenen Beschwerlichkeiten. Die Ueberlebenden sind mit Narben bedeckt und ihre schrecklichen Leiden haben ihre Gesundheit gänzlich zerrüttet.

„Der Gouverneur schickte uns eine große verdeckte Barke entgegen, um uns ans Land zu bringen. Mehrere Französische und Englische Officiere empfingen uns am Ufer und unter den erstern erkannten wir einen Officier, der uns die nämliche Hand darreichte, die uns vierzehn Tage früher den Dolch in die Brust stieß, indem sie das unser Floß führende Schlepptau fahren ließ."

Geschichte der übrigen Schiffbrüchigen von der Meduse.

Die beiden Barken, welche den Gouverneur und den Fregatten-Commandanten führten, erreichten ohne Unfall den Senegal und trafen auf der Rhede von Saint Louis die Corvette Echo, welche dort seit einigen Tagen vor Anker lag. Die Brigg Argus, die ebenfalls ihre Bestimmung schon erreicht hatte, ward auserwählt, um den in den Böten und auf dem Floß Zurückgelassenen zu Hülfe zu kommen. Der Capitain dieses Schiffs, von Rettungseifer getrieben, wollte sogleich unter Segel gehen, allein sein Eifer ward durch außer ihm liegende Ursachen, von denen weiter unten die Rede seyn wird, gefesselt.

Unter den übrigen vier Böten, näherte sich das größte und am zahlreichsten besetzte, die Schaluppe, zuerst dem Lande und setzte Nachmittags am 6. nordwärts vom Cap Meric, achtzig bis neunzig Stunden Weges von Saint Louis, dreiundsechzig Mann ans Land. Noch am nämlichen Tage traf die Schaluppe die drei übrigen zurückgebliebnen Böte und nahm dem schwächsten, einer Pirogue, ihre aus funfzehn Personen bestehende Mann=

schaft ab. Am 8. nöthigte die Schiffsbesatzung der Schaluppe von Hunger und Durst gequält den Commandanten, der die Absicht hatte, seine Fahrt bis zum Senegal fortzusetzen, der Küste zuzusegeln und sie vierzig Stunden Weges von der Insel Saint Louis ans Land zu setzen. Auch die beiden andern noch besetzten Böte hatten sich der Küste genähert und waren am 8. gelandet. Die Officiere vereinigten ihre Besatzungen und traten den Weg zum Senegal an. Ohne Führer, von Hunger und Durst gepeinigt, versengt von den brennenden Sonnenstrahlen, durchwanderten sie nach unsäglichen Beschwerlichkeiten die Sand-Dünen der Küste, bis ihnen endlich in einer weiten Ebene eine frische Quelle Leben und Hoffnung wieder gab. Stets den Meeresstrand zur Seite, gewahrten sie am 11. den kreuzenden Argus, der, sobald er sie entdeckt hatte, dem Ufer zusegelte und den Wanderern durch ein Boot Zwieback und Wein zuschickte. Noch am nämlichen Abend stießen sie auf Eingebohrne, von denen ihnen schon Tages zuvor einige halb gezwungen zu Wegweisern gedient hatten. Vor allen Dingen aber verdient hier der Edelmuth eines Irländischen Kauffahrteischiffs-Capitains erwähnt zu werden. Aus eigner Bewegung war er von Saint Louis

abgereist, bloß in der Absicht, die Schiffbrüchigen aufzusuchen und ihnen Hülfe zu leisten. Er redete die Landessprache und hatte Maurische Kleidung angelegt. Mit Recht bedauern die Verfasser der vorliegenden Geschichtserzählung, den Namen dieses edlen Britten vergessen zu haben, der mit den unglücklichen Wanderern alle Beschwerden theilte, um sie ihrer Bestimmung entgegen zu führen und auf eigne Kosten unterwegs einen Ochsen kaufte, den er sogleich schlachten und unter die hungernde Reisegesellschaft vertheilen ließ. Endlich erreichten am 13. Jul. fünfundzwanzig Mann von der Schaluppe, ferner die früher auf der Pirogue eingeschifft gewesenen funfzehn Personen und die Mannschaft der beiden übrigen Böte nach unsäglichen Leiden die Insel Saint Louis.

Diejenigen dreiundsechzig Mann von der Schaluppe, die, wie oben erwähnt worden, beim Cap Meric ans Land gegangen waren und einen Weg von achtzig bis neunzig Lieues zurückzulegen hatten, erduldeten noch weit größere Beschwerden und trafen erst am 23. Jul. am Senegal ein, nachdem jedoch mehrere vor Elend umgekommen waren.

Einige, die sich von der Truppe entfernt hatten, fielen den Mauren in die Hände und wur-

den von ihnen zu ihr Lager geführt. Ein Officier blieb länger als einen Monat unter ihnen und ward dann nach Saint Louis geleitet.

Auch Hr. Kummer, der die Expedition als Naturkundiger begleitet hatte, *) verließ die Caravane der von der Schaluppe ans Land gesetzten Schiffbrüchigen, und nahm eine östliche Richtung in der Hoffnung, Mauren zu treffen, bei denen er Mittel finden könnte, den ihn seit zwei Tagen quälenden Hunger und Durst zu stillen. Den ganzen Tag hindurch setzte er seine Wanderung fort, ohne irgend ein menschliches Wesen zu treffen. Gegen Abend sah er auf einer Anhöhe mehrere Feuer lodern. Voll Freude und Hoffnung, endlich die nöthigen Nahrungsmittel und Leute zu finden, die ihn nach St. Louis geleiten könnten, näherte er sich festen und raschen Schrittes, redete die in ihren Zelten befindlichen Mauren mit vieler Zu-

*) Dieser talentvolle junge Mann, der sich seit einigen Jahren als Hauslehrer in der Familie eines der angesehensten Banquiers in Paris aufgehalten hatte, ist von Geburt ein Sachse und ein Neffe des verdienten Buchhändlers, Hrn. Kummer zu Leipzig. Bloß die Begierde, zur Erweiterung der Gränzen seiner Lieblingswissenschaft, der Naturkunde beizutragen, trieb ihn an,

versicht in einigen Arabischen Worten an, und begleitete sie mit tiefen Verbeugungen. „Nehmt unter eure Zelten," so sprach er, „den Sohn einer unglücklichen Muhamedanerin auf, mit der ich in Oberägypten wieder zusammenzutreffen im Begriff war. Ein Schiffbruch hat mich an eure Küste geworfen, und ich komme, euch im Namen des großen Propheten um gastfreie Aufnahme und Hülfe zu bitten." Bei der Nennung des großen Propheten warf er sich nach Arabischer Sitte mit

---

sich dieser gefahrvollen Unternehmung freiwillig beizugesellen. Mit Vergnügen können wir unsern Lesern aus authentischer Quelle die Nachricht mittheilen, daß er nach den jüngsten, seiner Familie zugekommenen Nachrichten fortdauernd an der Africanischen Küste, wo er jedoch den Aufenthalt in den Französischen Niederlassungen, mit dem in den Brittischen Colonien vertauscht hatte, seiner Wissenschaft lebt. Wie weit er die Expedition des Major Peddy in Innern von Africa, welcher er sich nach den weiter unten vorkommenden Nachrichten anschloß, begleitet hat, darüber ist den Seinigen bis jezt nichts bekannt geworden. Die nachstehenden vorläufigen Mittheilungen, die ersten, welche über seine Reise im Publicum bekannt geworden sind, lassen, wenn er so glücklich ist, seine treffliche Gesundheit zu erhalten, eine reichliche Ausbeute für die Natur- Völker- und Länderkunde erwarten. A. d. U.

dem Antlitz zur Erde; die Mauren thaten ein Gleiches, und zweifelten nicht, daß sie einen Muselmann vor sich hätten. Mit Freuden nahmen sie ihn auf, luden ihn in ihre Zelte ein und baten ihn um Erzählung seiner Abentheuer. Nachdem sie ihn durch Speise und Trank gestärkt hatten, ließen sie sich von ihm das Versprechen geben, sie an den Ort zu führen, wo die große Schaluppe auf den Strand gelaufen war; sie hofften nämlich auf eine ergiebige Beute an zurückgebliebenem Strandgute. Jetzt führte das Oberhaupt des Volksstammes Hrn. K. in eigner Person umher, zeigte ihm seine Zelte und seine Herden und rühmte sich seiner Reichthümer und Würden. Er sei, sagte er, der Prinz Fune Fahdime Muhammed, ein Sohn des Liralie Zaïde, Königs der maurischen Volksstämme der Trazas; er wolle ihn, nach ihrer Rückkunft vom Meeresstrande, dem Könige, seinem Vater vorstellen und dessen zahlreiche Sclaven und unzählbare Heerden zeigen. Während sie das maurische Lager durchgingen, bemerkte Prinz Muhammed, daß Hr. K. eine Uhr habe und verlangte sie zu sehen; er nahm sie, und nachdem er sie betrachtet hatte, erklärte er Hrn. K., er würde sie ihm wiedergeben, wenn sie zu Andar, (einem Comptoir in der Nähe

von St. Louis) angekommen seyn würden, welches in der Folge pünctlich geschah. Hr. K. war über die außerordentliche Sorgfalt erstaunt, welche diese Volksstämme auf ihr Vieh verwenden. Hinter den Viehheerden unterhielten Sclaven eine lange Reihe lodernder Feuer, um die Thiere, die alle von seltner Schönheit waren, vor Insecten zu bewahren. Auch in der Reinigung des Viehes ward eine seltne Sorgfalt beobachtet, und diese Beschäftigungen geschahen unter der unmittelbaren Aufsicht der Herren und selbst des Prinzen, und währten bis Abends um 11 Uhr. Hr. K. ward eingeladen, im Zelte des Prinzen sein Nachtlager zu nehmen; allein bevor er sich schlafen legen konnte, ward er mit einer Menge von Fragen bestürmt, unter denen ihn mehrere sehr in Verwunderung setzten. Auch die Geschichte der Französischen Revolution war ein Gegenstand derselben. Herr K., die Treulosigkeit und Raubgier der Mauren fürchtend, suchte sich des Schlafs zu erwehren, allein vergebens; erschöpft durch dreitägige Beschwerden entschlummerte er auf einige Augenblicke, welche die Mauren dazu benutzten, ihm seine Börse mit dreißig Napoleonsd'or, nebst Halstuch, Oberrock, Schuhen, Weste und andern Dingen, die

er in der Tasche hatte, zu rauben. Seine Schuhe wurden ihm nachher wieder gegeben.

Am folgenden Morgen begleitete Hr. K. den Prinzen an den Strand, zu der Schaluppe, wo die Mauren jedoch wenig fanden, was ihrer Aufmerksamkeit werth war, außer einigen Stücken Kupfer und verschiednen Fässern. Auf dem Rückwege verweilte der Prinz Muhammed mit Hrn. K. in dem Zeltlager einiger, zu seinem Stamme gehörigen Mauren, wo man unsern Reisenden Erfrischungen reichte; allein hier ward er aufs äußerste von den Weibern und Kindern gequält, welche unaufhörlich seine Haut befühlten und zugleich versuchten, von den wenigen ihn noch übrigen Theilen seines Anzugs Stücke abzureißen. Abends forderte man ihn aufs neue auf, die Geschichte der Französischen Kriege zu erzählen, er that es mit Hülfe Arabischer Schriftzüge, die er im Sande zeichnete. Diese Gefälligkeit, und sein Vorgeben, daß er der Sohn einer Muhamedanerin und eines Christen sei, setzten ihn bei dem Prinzen sehr in Gunst. Seine, in des Prinzen Händen befindliche Taschenuhr war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Hr. K. war dagegen nicht wenig erstaunt, mitten unter diesen Horden fünf bis sechsjährige Kinder mit Fertigkeit Arabisch

schreiben zu sehen. Am folgenden Morgen vor Tagesanbruch, begaben sich die Mauren auf eine Anhöhe und erwarteten zur Erde geworfen und das Gesicht gegen Osten gewandt, den Aufgang der Sonne. Hr. K. ahmte ihnen in allen ihren Ceremonien nach. Jetzt führte ihn der Prinz und dessen Gefolge in südöstlicher Richtung weiter, und unser Reisender begann zu fürchten, daß man die Absicht habe, ihn nach Marocco zu bringen. Er theilte seine Besorgnisse dem Prinzen mit, indem er seine Worte durch Abzeichnung eines Theils der Africanischen Küste auf dem Sande, deutlicher zu machen suchte; allein die Mauren machten ihm zu seiner großen Freude verständlich, daß sie die Absicht hätten, ihn nach der Insel Saint Louis zu bringen. Am Mittag verweilte der Trupp am Ufer eines Landsees; Hr. K., durch Beschwerden erschöpft, fiel auf dem Sande ausgestreckt in Schlaf. Während inmittelst die Mauren ausgingen, die traubenähnliche Frucht eines gewöhnlich an den Ufern stehender Gewässer wachsenden Gesträuchs aufzusuchen, führte der Zufall einen Franzosen von Hrn. Kummers Schiffsgesellschaft, Hrn. Rogery, der sich zugleich mit ihm in paralleler Richtung von der übrigen Mannschaft entfernt hatte, an den nämlichen Ort; er erkannte in Hrn.

K. seinen Freund, und glaubte ihn todt. Zitternd näherte er sich und bald ging seine Trauer in Freude über, als der Erwachende entzückt über das unerwartete Wiedersehen in seinen Armen lag. Auch Hr. Rogery war von den Mauren bis aufs Hemd ausgeplündert und von den Weibern und Kindern aufs boshafteste gequält, so daß er keinen Augenblick ruhig liegen konnte. Eine sonderbare Bitterkeit hatten sich seines Characters bemächtigt und selbst seine Verstandeskräfte angegriffen. Nachdem die beiden Freunde einige Stunden der Ruhe genossen hatten, erschienen die Mauren und erquickten sie mit den eingesammelten, sehr wohlschmeckenden Beeren. Bald setzte sich der Zug südostwärts in Bewegung, und traf Abends im Lager des Königs Zaïde ein. Die Nachricht von der Strandung der Schaluppe war auch hieher gedrungen und der König, der Alles mit eignen Augen sehen will, hatte sich selbst an die Küste begeben, um den Gestrandeten die nöthige Hülfe zu leisten; erst vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft unserer Reisenden kam er zurück. Immittelst schloß der Prinz mit den beiden Weißen einen Handel, um sie nach Saint Louis zu führen. Er verlangte für seine Mühe, mit Inbegriff der Unterhaltungs- und Reisekosten, für jeden achthundert

Gourden, worüber sie ihm einen schriftlichen Contract in Arabischer Sprache unterzeichnen sollten. Hr. K. willigte sogleich ein und auch Hr. Rogery, der Anfangs Bedenken trug, entschloß sich dazu, als die Mauren erklärten, daß sie ihn widrigenfalls zurückbehalten würden. Am folgenden Tage traf der König Zaïde ein, ein langgewachsener Mann mit offener Miene und drei großen am linken Oberkinnbacken hervorstehenden Zähnen, die bei den Mauren für eine ausgezeichnete Schönheit gehalten werden. Kein Zierrath unterschied ihn von seinen Unterthanen. Er war mit einem großen Säbel, einem Dolch und einem Paar Pistolen bewaffnet; seine Soldaten führten Lanzen und kleine Türkische Säbel. Zaïde nahm die beiden Weißen mit Güte auf, und befahl, sie gut zu behandeln. Auch ihm mußte Hr. K. die Geschichte der letzten Französischen Staatsumwandlung erzählen. Die Ereignisse der ersten Französischen Revolution waren ihm bereits bekannt. Anfangs konnte Hr. K. nicht vollkommen verstehen, was der König von ihm zu wissen verlange. Dieser befahl hierauf seinem ersten Staatsbeamten, im Sande einen Abriß von Europa, dem Mittelländischen Meere, der Küste von Africa und der Insel Elba zu zeichnen, und auf die letztere hindeutend,

verlangte er die Ereignisse zu wissen, welche seit Bonaparte's Entfernung von dieser Insel in Frankreich Statt gefunden hätten. Hr. K. benutzte diesen günstigen Augenblick, um seine Uhr zurückzufordern, worauf der König seinem Sohne befahl, ihm solche wieder zuzustellen. Als Hr. K. in seiner Erzählung den ehemaligen Kaiser bald Napoleon bald Bonaparte nannte, fragte ein anwesender Morabu, ob dieß der General sei, dessen Armeen er auf seiner Wanderschaft nach Mecca in Oberägypten gesehen habe? Auf die Bejahung dieser Frage bezeigte der König nebst seinem Gefolge großes Erstaunen, daß ein bloßer Armeebefehlshaber sich zur kaiserlichen Würde habe erheben können, und es schien, als ob unter diesen Volksstämmen bisher die Meinung geherrscht habe, der Kaiser Napoleon und Bonaparte, wären zwei verschiedene Personen.

Nachdem Hr. K. die Neugier des Königs befriedigt hatte, befahl dieser am folgenden Morgen seinem Sohne, dem Prinzen Muhammed, die beiden Weißen, in Begleitung eines seiner Staatsbeamten, zwei anderer Mauren und eines Sclaven, nach Andar zu geleiten. Zu ihrem und ihrer Lebensmittel Transport, wurden ihnen zwei Kameele gegeben. Vor der Abreise ließ der König

ihnen Erfrischungen reichen und rieth Hrn. K., seine Uhr, damit nicht die Mauren sich derselben bemächtigten, dem Prinzen in Verwahrung zu geben, der ihm solche bei der Ankunft wieder zustellen würde. Als am dritten oder vierten Tage die Reisenden in der Mittagsstunde ausruhten, zog der sie begleitende Staatsbeamte, welcher die, zwischen ihnen und dem Prinzen abgeschlossenen Contracte in Verwahrung hatte, den des Hrn. Rogery aus seinem Taschenbuche hervor. Dieser bemächtigte sich plötzlich desselben und zerriß ihn in Stücke. Sogleich stürzte einer der Mauren auf ihn zu, ergriff ihn beim Halse, warf ihn zur Erde und war im Begriff, ihn mit einem Dolche zu durchbohren, als der Prinz, auf Vorbitten des Hrn. K., für den er große Zuneigung hegte, ihm Gnade widerfahren ließ. Allein während des Rests der Reise hörte man nicht auf, Hrn. Rogery zu peinigen; er erhielt nur den vierten Theil seiner bisherigen Mundportion und mußte den ganzen übrigen Weg zu Fuße machen.

Nachdem unsre beiden Reisenden ungefähr hundert und vierzig Stunden Weges zurückgelegt hatten, erreichten sie endlich am 19. früh Morgens ein Dorf an den Ufern eines Arms des Senegal, der den Namen Marigot des Maringouins führt.

Die Umgegend war trefflich angebaut und mit Baumwoll-Pflanzungen, Mais- und Hirse-Feldern bedeckt, untermischt mit einzelnen Gehölzen, die sehr zur Annehmlichkeit und Gesundheit des Landes beitragen, welches nach Hrn. Kummers Meinung zum Anbau von Colonialwaaren ganz geeignet ist. Hier fängt Nigritien an, bewohnt von einem gutmüthigen Volke. Auch fehlte es den Reisenden, seit sie die Grenzen dieses Landes betreten hatten, nie an Nahrungsmitteln, und die Neger gaben ihnen Alles was sie bedurften. In dem erwähnten Dorfe, Bu genannt, trafen sie eine gute Negerin, die ihnen Milch und Cuscus (aus Hirsemehl) reichte. Als sie die beiden halb nackten Weißen sah, und vollends als sie erfuhr, daß sie Franzosen seien, vergoß sie Thränen der Rührung. Sie lobte die Französische Nation, und erzählte: sie sei von den Mauren, die sie den Armen ihrer Mutter entrissen hätten, und die sie die „Räuber der Wüste" nannte, zur Sclavin gemacht. In gutem Französisch fragte sie: „N'est ce pas que ce sont là de vilains Messieurs?" Nachdem die Reisenden ihre Frage von ganzem Herzen bejahet hatten, fuhr sie fort: „diese Räuber entführten mich ungeachtet der Anstrengung meines unglücklichen Vaters, der mich muthvoll

vertheidigte. Sie verheerten unser Dorf, welches einen Augenblick zuvor des Glücks und der Ruhe genoß; wir sahen an diesem traurigen Tage ganze Familien wegführen, und wir Alle wurden auf jenen schrecklichen Markt zu St. Louis gebracht, wo die Weißen das abscheuliche Gewerbe der Menschenhändler treiben. Das Schicksal begünstigte mich, so daß ich nicht nöthig hatte, den Tod in America zu suchen. Ich hatte das Glück in die Hände des achtungswerthen Französischen Generals Blanchot zu fallen, dessen Name und Andenken den Einwohnern von St. Louis stets theuer seyn werden. Dieser würdige Gouverneur behielt mich einige Jahre lang in seinem Dienste; als er aber sah, daß ich immer an mein Vaterland und an meine Eltern dachte, und mich nicht an eure Sitten gewöhnen konnte, gab er mir die Freiheit, und seit jenem Augenblick habe ich Allem, was den Französischen Namen trägt, ewige Freundschaft gewidmet. *)

---

*) Die Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe des Generals Blanchot ward von den Einwohnern von St. Louis so sehr anerkannt, daß sie ihm nach seinem Tode auf eigne Kosten ein Denkmal mit der einfach

So wie sich die Reisenden der Stadt St. Louis näherten, wurden die Mauren gefälliger, und als sie im Begriff waren, über den Fluß zu setzen, gab Prinz Muhammed Hrn. Kummer seine Uhr zurück. Der Französische Gouverneur nahm den Prinzen und sein Gefolge sehr freundlich auf, und ließ ihnen anstatt der versprochenen Summe sechzig Franken in lauter kupfernen Zweisous-Stücken, auszahlen. Diese Summe schien den Mauren ungeheuer, und sie waren äußerst zufrieden damit, ein Beweis, daß sie den Werth des Geldes nicht kannten. Nachdem alle aus dem Schiffbruch Gerettete sich zu St. Louis vereinigt fanden, erwarteten die Franzosen, ohne weiteres in den Besitz ihrer Niederlassungen gesetzt zu werden, welches jedoch der Englische Gouverneur nicht nur verweigerte, sondern auch von dem Oberbefehlshaber der Französischen Expedition verlangte, daß er alle aus dem Schiffbruch Gerettete sofort aus der Stadt St. Louis entfernen sollte, ein Verlangen, wovon man den Grund nicht einzusehen

---

schönen Inschrift setzen ließen: „Ici reposent les restes du brave et intègre général Blanchot," unter welchem seine Asche ruht.

vermochte. Der Französische Gouverneur begab sich daher auf das Cap Verd, nachdem er zuvor ein Schiff an Bord des Wracks der Meduse beordert hatte, um daselbst hunderttausend Franken baares Geld, die er am Schiffe zurückgelassen zu haben behauptete, und Mundvorräthe, die sich in Menge am Bord befunden hatten, und woran man in der Colonie Mangel litt, abzuholen. Von den unglücklichen Menschen, die man am Bord zurückgelassen hatte, mit dem heiligen Versprechen, sie gleich nach der Ankunft zu St. Louis abholen zu lassen, war wenig die Rede; kaum dachte man noch an sie. Als man den Französischen Gouverneur an diese siebenzehn Verlassenen erinnerte, erwiderte er: „ei was siebenzehn! Gewiß sind nicht mehr drei davon übrig." Das zu dieser Expedition bestimmte kleine Schiff ward von einem Lieutenant commandirt, und die Mannschaft bestand hauptsächlich aus schwarzen Tauchern. Erst am 26. Jul. segelte es, nur auf acht Tage mit Lebensmitteln versehn, von St. Louis ab. Widrige Winde nöthigten es, nachdem es sieben Tage lang fruchtlos gesucht hatte, sich der Meduse zu nähern, und da seine Vorräthe zu Ende gingen, unverrichteter Sache in den Hafen zurückzukehren. Noch einmal segelte es ab, mit Lebensmitteln auf zwanzig Tage

versehen; allein dießmal waren die Segel in so schlechtem Zustande, daß es nach vierzehntägigem vergeblichen Umherschiffen zum zweiten Mal umkehren mußte. Jetzt ließ man endlich neue Segel machen, worüber zehn Tage hingingen, und bei dieser dritten Fahrt gelang es, das Wrack der Meduse zu erreichen. Um so unverzeihlicher waren diese wiederholten Zögerungen, da es in der Niederlassung mehrere zu dieser Expedition geeignete Schiffe gab, und verschiedene Kaufleute die ihrigen zu diesem Zwecke anboten. Allein der Französische Gouverneur verweigerte ihre Annahme, weil er nur mit einem einzigen von ihm begünstigten Handlungshause Geschäfte machen wollte, welches ihm Vorschüsse an Geld und Lebensmitteln leistete, und zwar mit einem Gewinn von hundert Procent; eine Großmuth, wofür der Chef dieses Handlungshauses auf des Gouverneurs Antrag, den königlichen Orden der Ehrenlegion erhielt.

Zweiundfunfzig Tage waren seit der Abfahrt des Flosses und der Böte vom Wrack der Meduse verflossen, als das vom Gouverneur abgeschickte Schiff die Trümmer der Fregatte erreichte. Aber wie groß war das Erstaunen der Ankommenden, als sie von den siebenzehn Zurückgebliebenen, drei Unglückliche, noch athmend, wenn gleich dem

Tode nahe, vorfanden. Eine Zeit lang hatten die siebenzehn Verlassenen von einigen im Wrack vorgefundenen Vorräthen an Zwieback, Wein, Brantwein und gesalzenem Speck ihr Leben gefristet; als aber zweiundvierzig Tage ohne Hülfe verflossen, und die Lebensmittel beinahe verzehrt waren, versuchten zwölf der Entschlossensten, auf einem kleinen, aus Schiffstrümmern zusammengesetzten Flosse, ohne Segel und Ruder, mit wenigen Lebensmitteln versehen, das Land zu gewinnen. Sie wurden das Opfer ihrer Kühnheit; denn in der Folge fanden einige Unterthanen des Maurischen Königs Zaïde die Trümmer ihres Flosses an der Küste der Wüste Zahara. Ein andrer Matrose faßte den abentheuerlichen Entschluß, sich in einem Hühnerkäfig den Wellen anzuvertrauen, die ihn jedoch noch im Angesicht der Fregatte verschlangen. Die vier übrigen nahmen sich vor, die Meduse nicht zu verlassen. Einer von ihnen hatte, bei der Ankunft des Schiffs vom Senegal, so eben den Geist aufgegeben. Die drei übrigen waren so schwach, daß sie nicht zwei Tage länger hätten leben können. Nur die größte Sorgfalt vermochte, sie ins Leben zurückzurufen, und alle drei sind jetzt völlig hergestellt.

Aus dem Schiffswrack rettete man Mehl, Wein und andere Gegenstände; allein die gesuchten 100,000 Franken wollten sich nicht finden lassen. Wohl aber barg man mehrere, den Passagieren zugehörige Effecten, aber vergebens forderten die Eigenthümer sie zurück. Die Finder erklärten sich für Corsaren und die gefüllten Koffer der Schiffbrüchigen für gute Beute. Am Tage nach der Rückkehr des Schiffs verwandelte sich die Stadt St. Louis in einen öffentlichen Markt, der wenigstens acht Tage währte. Hier wurden nicht nur Gegenstände, die dem Staat gehörten, sondern auch alle Effecten der umgekommenen und noch lebenden Schiffbrüchigen feil geboten, und sogar sämmtliche Flaggen der Meduse, Segel, Tauwerk, Bücher und Instrumente wurden um einen Spottpreis weggeschlagen. Aus der großen National-Flagge verfertigten sich die Neger Serviettten und Tischtücher. Bald nachher sah man diese Leute in den Kleidungsstücken der Verunglückten in der Stadt umhergehen.

Einige Tage nachher wurden die Kaufleute von St. Louis ermächtiget, auf ihre Kosten Alles, was vom Schiffswrack und dessen Inhalt noch zu bergen seyn möchte, abzuholen, unter der Bedingung, daß die Hälfte davon der Französischen Re-

gierung zugehören sollte. Das Resultat dieser Expedition, die in weniger als drei Wochen vollendet wurde, war ein großer Vorrath von Lebensmitteln, Segel, Tauwerk ꝛc. Allein die Kaufleute wußten es dergestalt einzurichten, daß von dem der Regierung gebührenden Antheil, nur ein Geringes an seine Bestimmung kam.

Bald nach diesen Verschleuderungen erhielten die sich noch zu St. Louis aufhaltenden Französischen Officiere und Soldaten vom Englischen Gouverneur den Befehl, sich in das, vom Französischen Gouverneur bezogene Lager von Daccard zu begeben. Alle Franzosen, deren Gesundheitszustand es verstattete, hatten ihn dahin begleitet, oder waren ihm gefolgt. Vor seinem Abzuge hatte er den im Französischen Hospital Zurückgebliebenen, unter denen sich auch Hr. Correard befand, alle mögliche Hülfsleistungen zugesichert. Allein vergebens. Er bekümmerte sich nicht weiter um sie, und nur der Großmuth der Engländer verdankten sie ihre Erhaltung. Eben damals befanden sich zu St. Louis die Officiere der Brittischen Unternehmung zur Erforschung des Innern von Africa, unter den Befehlen des Majors Paddy. Kaum hatten diese edelmüthigen Britten die unglückliche Lage der, im Hospital krank, hülflos

und halb nackend zurückgelassenen Franzosen vernommen, als sie sich, vereint mit den Officieren der Englischen Besatzung, in das Lazareth begaben, und diejenigen Französischen Officiere, welche im Stande waren auszugehn, einluden, bis zur Uebergabe der Colonie ihr tägliches Mahl mit ihnen zu theilen. Hr. Correard konnte nebst andern schon um deßwillen an dieser Wohlthat nicht Theil nehmen, weil es ihm an allen Kleidungsstücken fehlte, und namentlich er selbst nichts als eine Bettdecke hatte, um seine Blöße zu bedecken. In einem Augenblick der Verzweiflung über seine trostlose Lage, sah er zwei Brittische Officiere und bald nachher den Major Peddy selbst, begleitet von Hrn. Kummer und gefolgt von mehreren Sclaven, beladen mit allen, ihm nöthigen Kleidungsstücken hereintreten. Der Major schloß den unglücklichen Correard in seine Arme, und bat ihn mit Thränen der Rührung im Auge vereint mit seinen Begleitern das Mitgebrachte als einen Beweis des Verlangens, ihm nützlich zu werden, anzunehmen, sich in seinem noch schwankenden Gesundheitszustande nicht in das verpestete Lager von Daccard zu begeben und ihr täglicher Tischgenosse zu werden. Um jeder Bedenklichkeit in der Annahme dieser Wohlthaten vorzubeugen, fügte der

Major die Versicherung hinzu, daß er, so wie viele seiner Cameraden, von den Franzosen in seinen Feldzügen gegen diese Nation in den Antillen und in Spanien, ähnliche Hülfsleistungen erhalten hätte, und daher ein Franzose ihm nicht die Ehre verweigen dürfe, sich eines Theils seiner Schuld entledigen zu können. Von diesem Augenblick an erhielt Hr. Correard nebst den übrigen im Hospital befindlichen Französischen Officieren von dem edlen Peddy und seinen Begleitern, jede nur mögliche Hülfsleistung.

Das Dorf Daccard, von Negern bewohnt, in dessen Nähe der Französische Gouverneur die ihm untergebne Mannschaft ihr Lager aufschlagen ließ, liegt auf dem Cap Verd, dessen Besitz den Franzosen bereits durch die Engländer zugestanden war. Das Lager bestand aus den Resten der Besatzung der Meduse und einer Compagnie Colonialsoldaten. Der Oberbefehl über dasselbe ward Hrn. von Fonsain, einem achtungswerthen Greise, anvertraut, welcher als ein Opfer seines Diensteifers dort starb, während der Gouverneur, um seine Gesundheit vor den Folgen dieses höchst ungesunden Aufenthaltes zu bewahren, auf der Insel

Gorée seine Wohnung aufschlug. Die Corvette Echo ward nach Frankreich beordert, um Truppenverstärkung und Zufuhr an Lebensmitteln zu holen. Sie hatte dreiundfunfzig Schiffbrüchige am Bord, unter denen sich auch der Mitverfasser der vorliegenden Geschichtserzählung, Hr. Savigny, befand.

Die Mannschaft im Lager, schlecht genährt und großentheils geschwächt durch lange Beschwerlichkeiten, ward bald durch schreckliche Krankheiten heimgesucht. Zwei Drittheile wurden durch Faulfieber aufs Lager geworfen, welche so reißend um sich griffen, daß die Aerzte kaum Zeit hatten, die nöthigen Heilmittel zu verschreiben, auch waren durch die Nachlässigkeit der Verwaltung die Hospitäler fast ganz von den nöthigen Vorräthen an Chinarinde entblößt. Zwar wurde unter dem Oberbefehl des Herrn von Chaumarey's diesen und andern Mängeln abgeholfen, allein es war zu spät; eine oft tödtliche Ruhr gesellte sich zu den übrigen Krankheiten und allenthalben sah man nur Verzweifelnde. Kaum konnte man für den Dienst des Lagers die nöthige Mannschaft zusammenbringen. Dagegen litten diejenigen, welche sich auf der Rhede von Gorée befanden, sehr we-

nig von den Einflüssen der schlechten Jahreszeit, indem dort die Luft weit gesünder ist.

Endlich ward am 20. November der Französische Gouverneur durch Hrn. Macarty, Generalgouverneur der Brittischen Niederlassungen, ermächtigt, jeden beliebigen Ort auf der Küste, zum Aufenthalt zu wählen, allein erst am 25. Jan. 1817 wurden die Franzosen in den völligen Besitz ihrer Africanischen Niederlassungen eingesetzt. Am Ende Nov. trat die Englische Expedition unter dem Major Peddy ihren Zug durchs Innere von Africa an; Hr. Kummer gesellte sich zu ihr. Sie bestand außer zwei Oberofficieren aus einem Arzt, einem Dollmetscher, dreißig weißen und hundert schwarzen Soldaten, und führte vierzehn Cameele, hundert und funfzig Pferde, eben so viel Esel und hundert Ochsen mit sich. Sie ward auf sechs kleinen Fahrzeugen, aufwärts des Flusses Rio Grande, vierzig Lieues weit ins Innere geführt. Leider erlag schon, wenig Tage nach der Abreise von Saint Louis, der edle Anführer dieser Unternehmung den Beschwerlichkeiten des Climas.

Hrn. Correard, dessen Gesundheit täglich schwächer wurde, riethen die Englischen Aerzte sehr dringend, nach Frankreich zurückzukehren. Auf ihre Bescheinigung konnte der Französische Gouver-

neur sich seiner Abreise nicht widersetzen. Den 28. Nov. schiffte er sich auf dem Flütschiff, die Loire, nach Frankreich ein, und langte schon am 27. Dec. in Rochefort an.

Inzwischen hatte Hr. Savigny, während seiner Heimkehr auf der Corvette Echo, den wesentlichen Inhalt der vorliegenden Geschichtserzählung zu Papier gebracht, in der Absicht, seinen Aufsatz im Marine-Ministerium niederzulegen, und man hatte ihm bei seiner im September erfolgten Rückkehr gerathen, sich bei dieser Gelegenheit dem Minister persönlich vorzustellen, um irgend einigen Ersatz des erlittenen bedeutenden Verlusts zu erlangen. Noch trug er den Arm in einer Binde und litt die heftigsten Schmerzen an seinen Wunden. Bei seiner Ankunft in Paris (am 11. Sept.) begab er sich sogleich ins Ministerium und übergab dort Alles, was er über den Schiffbruch der Meduse niedergeschrieben hatte. Aber wie groß war sein Erstaunen, im Journal des Debats vom 13. Sept., einen fast wörtlichen Auszug seiner Geschichtserzählung zu lesen. Nach angestellter Erkundigung erfuhr er, daß ein Bekannter, dem er zu Brest eine Abschrift seines Aufsatzes anvertraute, selbige indiscreten Händen überlassen hatte, welche sie zur Publicität brachten. Noch am nämlichen

Tage ward er ins Marineministerium verabladet; und hier erklärte man ihm, Se. Excellenz der Minister wäre sehr ungnädig auf ihn und er habe sich sogleich von dem Verdachte der Schuld an der öffentlichen Bekanntmachung der Schicksale der Expedition vom Senegal zu reinigen. Aeußerst niedergeschlagen über diese Nachricht, eilte er zum Redacteur des erwähnten Tageblattes, welcher ihm schriftlich bezeugte, daß er jene Nachrichten nicht von Hrn. Savigny, sondern aus einem Ministerial-Büreau erhalten habe. Man ließ ihm hierauf andeuten, daß er sich wieder in den Hafen zurückbegeben könne. So mußte er also unverrichteter Sache die Hauptstadt verlassen. Allein, noch waren die Unannehmlichkeiten, die ihm die Bekanntmachung seiner Leidensgeschichte zuziehen sollte, nicht am Ende. Aus dem Journal des Debats ward sie in Englische Tageblätter aufgenommen und gelangte, mit sehr starken, dem Gouverneur und andern Personen höchst mißfälligen Zusätzen und Bemerkungen nach Saint Louis. Dort fühlte man, daß es kein anderes Mittel gäbe, sich zu vertheidigen, als die Geschichtserzählung für falsch zu erklären. Man arbeitete daher an einen Gegenbericht, und forderte auch den sich damals noch dort aufhaltenden Hrn. Correard wieder-

holt und dringend zur Mitunterzeichnung desselben auf, zuletzt sogar unter der Drohung, daß man ihn widrigenfalls nicht nach Frankreich zurückkehren lassen würde. Allein seine unerschütterliche Weigerung, keine Unwahrheiten zu unterzeichnen, triumphirte endlich über die Ungerechtigkeit und man wagte es nicht, sich seiner Heimkehr länger zu widersetzen. Versehen mit der schriftlichen Bescheinigung des Hrn. Correard über dieses Verfahren, und zwei andern Attestaten über sein thätiges und muthvolles Benehmen auf dem unglücklichen Flosse, hat Hr. Savigny schriftlich um Erlaubniß, sich dem Minister vorstellen zu dürfen. Allein nach zweimonatlichem Harren, ward ihm nicht nur die erbetne Erlaubniß verweigert, sondern auch zu verstehen gegeben, „daß er, so lange der damalige Minister in seiner Stelle bliebe, nichts zu erwarten habe." Er nahm daher, im Gefühl des Verdrusses über diese Ungerechtigkeiten, nach sechsjährigem Seedienste als Schiffswundarzt, seinen Abschied.

Auch Hrn. Correard ließ man sein Benehmen in Hinsicht der Bekanntmachung der unglücklichen Expeditionsgeschichte, schmerzlich empfinden. Mit zerrütteter Gesundheit und von allen Hülfsmitteln entblößt, schleppte er sich mit Mühe

nach Paris und sollicitirte drei Monate lang beim Seeministerium um Anstellung; allein endlich ließ man ihm bedeuten: „das Ministerium sei ihm nichts schuldig. Es sei sein eigner Wille gewesen, mit der Expedition abzugehen und nach den, ihm und den übrigen freiwilligen Begleitern der Unternehmung gemachten Bedingungen, könne er sich nicht anders als durch den Gouverneur vom Senegal, an Se. Excellenz den Minister wenden.“ Was nach dem Vorgefallnen auf diesem Wege für ihn zu erwarten war, konnte nicht zweifelhaft seyn. Er begab sich also, ohne die mindeste Unterstützung erlangt zu haben, in sein Schicksal, und leistete auf alle fernere Sollicitationen Verzicht, bis die nicht lange nachher erfolgte Ministerialveränderung seine Hoffnungen neu belebte. Jetzt wandte er sich an den neuernannten Seeminister, Grafen Molé, der ihm auch in einem Schreiben vom 18. Sept. 1817 die Zusicherung ertheilte: „daß er jede sich darbietende Gelegenheit, ihm förderlich zu seyn, gern ergreifen werde.“

Noch beim Abdruck der vorliegenden Geschichtserzählung harrte der Hülflose der Erfüllung dieses Versprechens.

Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans.

(Fortsetzung.)

Carl VII. in Gien.

Der König verweilte etliche Tage zu Gien, um dort die vom Herzog von Burgund zu unterzeichnende Vertragsurkunde zu erwarten. Sie betraf einen, bis zum Ostertage zu schließenden Waffenstillstand. Voll Vertrauen auf das Versprechen des Fürsten, in Paris an Förderung und Erfüllung dieses Vertrags zu arbeiten, hatte er ihm freies Geleit durch alle pflichtig gebliebene Städte ertheilt und Compiègne und Pont-Saint-Maxence, zwei für das königliche Heer wichtige Plätze, zu übergeben befohlen. Ersteres verweigerte Flavy, mehr aus Selbstsucht, als aus beharrlichem Vaterlandssinn. Unterdessen hatte Herzog von Bedford kaum erfahren, daß der König wieder Paris nahe, so war er der Hauptstadt zu Hülfe geeilt. Die Hauptleute der Besatzung von Saint-Denis zogen sich, aus Besorgniß, ihm nicht wi-

verstehen zu können, nach Senlis zum Grafen Vendome.

Am 14. oder 15. Sept. 1429 kam der Engländische Regent in Paris an, und ließ St. Denis wegnehmen. Die Armignacs waren entflohen; die Stadt ward ausgeplündert, ruchlos selbst der Kirchen und Grabstätten nicht geschont — natürlich auch nicht der dort aufgehängten Waffen der Jungfrau. Nur der Degen scheint von den Mönchen gerettet worden zu seyn. Ueber die Jungfrau selbst war man damals wohl einverstanden, daß sie eine Prophetin sei; nur, ob ihre Eingebungen von Gott oder vom Bösen herrührten, darüber waren die Meinungen getheilt. Bedford wollte den durch den Abzug der königlichen Heere belebten Muth der Seinen nützen und ließ eine starke Division nach Lagny ob der Marne abgehen. Aber Ambroise von Lore und Foucault fochten mit ihren Leuten drei Tage und Nächte so tapfer, daß die Engländer unverrichteter Sache wieder abziehen mußten.

Um diese Zeit gerieth die Stadt Laval auf sonderbare Weise in die Hände der Franzosen. Talbot hatte sie, bevor noch Orleans belagert worden, durch Ueberfall erstiegen und genommen.

André von Laval hatte 20,000 Goldthaler Lösegeld für sich und die Seinen geboten und war als Geißel geblieben. Im Sept. aber suchten die Herren Hommet, Raoul du Bouchet und Bertrand de la Terriere, die Stadt wieder zu bekommen, und legten Fußvolk in Hinterhalt in eine Mühle, deren reicher Eigenthümer den Engländern abhold war. Eines Morgens drangen mit Oeffnung der Thore, die im Hinterhalt Gelegenen in die Stadt ein, und riefen Maria und heil. Denys. Die Engländer erschraken und flohen, und überließen die Stadt den Franzosen.

Bedford hatte den Herzog von Burgund bei seiner Eitelkeit gefaßt und auf seiner Seite gehalten, so daß Carl hintergangen und in Paris selbst der Bund mit den Feinden des Vaterlands erneut wurde. Dahin kam er mit einem, dem klugen Bedford allerdings fürchterlichen Gefolge, am 30. Sept., und besuchte die Königin Isabeau von Baiern, Mutter der Königin von England. Sechs Tage darauf traf auch der Cardinal von Winchester ein. Nach gepflogener Berathung übernahm der Herzog das Gouvernement der Stadt, und gegen Ostern sollte es wieder ins Feld gehen. Natürlich wähnte der schwache Carl, alles gehe nach Wunsch. Seine am

10. Oct. eintreffenden Gesandten wurden auch mit trügerischen Hoffnungen hingehalten, so daß ihm ein Waffenstillstand bewilligt ward. Am 17. zogen Bedford und seine Gemahlin, des Herzogs von Burgund Schwester, nach der Normandie ab; am 18. folgte der Herzog, um in Flandern seine Verlobte, die Tochter des Königs von Portugall, zu empfangen, wodurch er sich den Parisern so wenig empfahl, als seine übermüthigen rohen Truppen. Die Hauptstadt blieb ohne Besatzung und so wäre sie, wenn Carl schleunig mit seinem Heere darauf losgezogen wäre, unstreitig leicht in seine Hände gefallen. Aber der Herzog konnte frei umher ziehen, und zu spät ging der König nach Bourges ab. Zu Selles in Berri erwartete und empfing ihn, trotz allem durch la Tremouille unterhaltenen Mißverständniß, Marie von Anjou, seine Gemahlin. Dieser Schritt der Königin war zu überraschend und öffentich, die Jungfrau nahm zu lebhaften und rücksichtslosen Antheil an ihrem Schicksal, als daß der König ihr ausweichen konnte. Er zog also mit ihr in Bourges ein, und Johanna folgte ihnen unter Jubel des Volks. Letztere wohnte anfangs bei du Chesne, dann bei Renaut von Bouligny, geheimem Rath des Königs.

In England überlegte man jetzt, wie man König Heinrichs Angelegenheit wieder höbe; denn Carls Krönung zu Rheims hatte alle Entwürfe gar sehr durchkreuzt. Man beschloß dennoch, Heinrich in Paris krönen zu lassen. Da jedoch auch Englands Scepter nicht allzu fest in seiner Hand saß, sollte er zuvörderst als König von England gekrönt werden. Die Feierlichkeit mußte um mancher Vorbereitungen und Verlegenheiten willen einen Monat aufgeschoben werden, und erst am 15. Nov. 1429, mußte der Ohm, Herzog von Gloucestre, vor dem Engländischen Parlement, die Titel Protector und Vertheidiger des Reichs abgeben, mit Vorbehalt jedoch, daß diese Verzichtung durchaus nicht seinen Bruder, den Herzog von Bedford, als Regenten von Frankreich, beeinträchtigte. Tags darauf ward Heinrich VI. als König von England gekrönt.

In Frankreich wüthete unterdeß der Bürgerkrieg fort. Bedfords siebenmonatige Bemühung, die Festung Château-Gaillard wieder zu gewinnen, war vergeblich. Der Herzog von Burgund kirrte die von Amiens und die ganze Picardie so, daß sie seinem Aufgebot gern folgten, und in Abbeville und Saint-Ribier seiner Befehle harrten.

Aber die Abentheuer und Irrfahrten seiner Braut hielten ihn lange auf.

Die Engländische Regierung suchte auf alle Weise die, ihrer Zwangsherrschaft müden Völker zu begütigen und fest zu halten. Während sie sich bemühte, den wüthigen Priester, Pierre Cauchon, zum Bischof von Rouen zu erheben, lohnte Carl mittels eines Patents vom 16. Jan. 1429 die Ergebenheit und den Muth der Jungfrau. Er adelte sie, Jacques d'Ay, dessen Weib Isabelle, Jacquemin, Jean und Pierre, ihre Familie und all' ihre so männliche als weibliche, in rechtmäßiger Ehe erzeugten Nachkommen, und ertheilte ihnen alle Adelsrechte und Freiheiten. Ihre Brüder hatten unstreitig schon früher Wappen und den Namen Dulys, oder Dalys bekommen, der in Daillys, oder Dailly, endlich in Daï oder d'Ay überging. Damals ließ Carl auch der Jungfrau zu Ehren eine Denkmünze schlagen, auf deren Vorderseite ihr Bild, auf der Kehrseite eine Hand mit einem Degen und der Umschrift: consiliis confirmata dei. Sie mußte sich reicher kleiden und bekam ein Gefolge. Doch diese Erhebung änderte nichts in ihrem Wesen; sie blieb eben so sanft und herzinniglich fromm, eben so demüthig, wohlthätig und hülfreich, gleich mäßig,

keusch und schamhaft, wie vorher. Lautere Natur und Unschuld außer dem Kriegshandwerk, war sie in letzterm eine kecke, gewandte Reiterin, muthig, umsichtig, barmherzig, enthaltsam. Wie wenig ihre Frömmigkeit dennoch in Aberglauben ausartete, beweise folgendes! Ihre Wunder hatten unter den, einem beschaulichen Leben geweihten Frauen viel Nacheiferung erweckt, und es gab damals, wenn nicht Heldinnen, doch Begeisterte und Wahrsagerinnen in Menge. Unter diesen hatte sich auch eine Catharine de la Rochelle einen gewissen Ruf erworben, und sie sowohl als der obenerwähnte Bruder Richard, suchten gegenseitig den Geruch ihrer Heiligkeit zu verbreiten, und des Königs Gunst zu gewinnen. Bereits in Jargeau hatte Johanna dieß Weib gesehen; zu Montfaucon in Berry ward sie ihr nochmals vorgestellt. Sie gab vor, eine weiße Frau in Goldstoff gekleidet sei ihr erschienen und habe ihr befohlen, durch alle gute Städte mit Herolden und Trompeten zu ziehen, und ausrufen zu lassen, daß, wer Gold, Silber oder Schätze hätte, sie zur Besoldung des Gefolgs der Jungfrau herbeischaffte. Johanna rieth der Schwärmerin, wieder heimzugehen, und Wirthschaft und ihre Kinder zu besorgen. Ja, um ihr nicht zu viel zu thun, fragte sie, ob die

Frau allnächtlich komme; und als dieß von Catharinen bejaht wurde, schlief sie bei ihr, wachte bis Mitternacht und sah nichts. Früh fragte sie, ob die Frau gekommen? Während sie geschlafen, war die Antwort. Nach manchen Versuchen befragte sie endlich ihre Heiligen Margarethe und Catharine, und konnte, auf ihre Eingebungen, frei erklären, daß es mit Catharinens Vorgeben eitel Lug und Trug sei.

Johannens Gefangennehmung.

Schon in Gien war der Plan zu einem Feldzug nach der Normandie durch Perche und das Gebiet von Orleans entworfen. Johanna und Herzog von Alençon waren zu Führern bestimmt und gingen, nachdem sie das Heer in Bourges gesammelt, vor Saint-Pierre-le-Moutiers, eine kleine Stadt zwischen dem Allier und der Loire, ungefähr vier Wegstunden von da, wo diese Flüsse zusammenströmen, in einem bergumringten Thale, an einem Moorgrund. Nachdem sie die Stadt eine Zeitlang belagert, ward gestürmt. Der tapfere Widerstand der Bestürmten zwang die Franzosen zum Rückzug. Doch die Jungfrau, mit vier bis fünf Mann, als ob sie 50000 hätte, muthig, harrte wacker aus, ließ die Gräben mit Reißig

füllen, und schnell war die Stadt genommen. Versuchtem Kirchenraub wehrte die Führerin. Jetzt wollte sie nach Ile-de-France, wo die Engländer und Burgunder einige Vortheile erhalten hatten und die wieder an Frankreich gefallenen Plätze bedrohten. Die Heerführer aber entschieden, la Charité ob der Loire sei zu nehmen, und sie gehorchte.

Es war tief im Winter, Catharine de la Rochelle rieth ihr ab, dahin zu gehen. Sie aber, nachdem ihre Sendung ihr vollendet schien, gehorsam wie ein Kind, folgte dem Hrn. von Albret und dem Marschall von Sainte-Sevère. Das Belagerungsheer war gering, die Festung stark und von einem gleich listigen, wie muthig beharrlichen Führer, Perrinet Grasset, befehligt. Ein Monat verfloß unter Nöthigungs- und Sturmversuchen, und noch war an Uebergabe nicht zu denken. Endlich berückte Perrinet die Belagerer gar, daß sie, alles Gezeug zurücklassend, flohen.

Reichlich vergütet ward dieses Mißlingen durch La Hire's Erkletterung der Stadt Louviers in der Normandie, an der Spitze von 600 entschlossenen Männer. Die meisten Einwohner huldigten

Carln; die Mißwilligen durften frei, ohne jedoch etwas mitzunehmen, fortziehen.

Um dieß alles kümmerte sich der Herzog von Burgund gar wenig. Einzig bemüht, alle Pracht und Macht vor seiner königlichen Braut auszustellen, gab er Feste, die an Pracht alles übertrafen, was Phantasie und Stolz Europäischer Fürsten noch ersonnen hatte. Zu Brugge, wo die Vermählung gefeiert ward, hatte man einen vortrefflichen Holzpalast aufgeführt, und die Straßen mit gewirkten bunten Teppichen umhängt. Die vornehmsten Bürger zogen der neuen Herzogin entgegen, vor ihnen her 164 Trompeter. Fürsten und Herren waren beim Feste, das acht Tage hintereinander dauerte und mit einem glänzenden fünftägigen Turnier endete. Während er so herrlich und in Freuden lebte, herrschte in den Umgebungen von Paris das tiefste Elend. Die Beamten bekamen statt Ehrensoldes leere Versprechungen; die königischen Heerhaufen plünderten bis an die Thore der Stadt. Fünfhundert Mann, unter dem Herrn von Saveuses und Johann von Brimeu, vom Herzog dahingesendet, wurden in einen Hinterhalt gelockt und konnten sich nur mit starkem Lösegeld befreien. Am 23. März ward Saint-Denis überfallsweise erstürmt, ein Theil der Picardischen Be-

satzung niedergehauen, die Stadt geplündert und geleert, ehe die Feinde sich noch vom ersten Schreck erholt hatten. Ile-de-France und die Umgegenden, wechselten beständig ihre Herrschaft. In der Normandie nahmen die Engländer das muthig lange vertheidigte Estrepagny wieder; Torcy ward geschleift. Melun nützte die Abwesenheit eines Theils der Englándischen Besatzung, verbreitete das Gerücht vom Anzuge der furchtbaren Picarden, und ein alter Trompeter des Königs blies Lärm, worauf sich alles stromweis versammelte, die wenigen Engländer und Burgunder überfiel, im Schloß einsperrte, und mit Nicole de Giresme das auf der Seineinsel gelegne Schloß belagerte. Die beutebeladenen Engländer kehrten zurück, wunderten sich über die Thorsperre, sammelten sich in Corbeil und zogen Verstärkungen aus den umliegenden Besatzungen. So erschienen sie vor Melun. Die Gouverneurs der Französischen Plätze eilten an der Spitze ihrer Heere allerwärts herbei. Giresme hatte die Seineinsel schon besetzt, als die Burgunder und Engländer sie befestigen wollten. Sie wurden auch mit Hülfe der Jungfrau abgetrieben. Doch widerstand Melun nicht lange mehr.

In Paris selbst bildete sich im April eine Verschwörung der vornehmern Bürger, deren Zweck

war, das dem Herzog nur bis Ostern abgetretene, und dann wieder von den Engländischen Drängern zu besetzende Paris dem Französischen Heeren zu übergeben. Unglücklicherweise ward alles verrathen; mehr als 150 wurden verhaftet, die übrigen flohen. Vielen kostete es ihr Vermögen, manchen das Leben, gefoltert wurden andre, die Rädelsführer geviertelt. Wunderbar deutsam schossen das Jahr weiße Rosen in Menge über den Märtyrern auf. Aber auch die gottbegeisterte Heldin selbst sollte ein makelloses Opfer für Frankreichs Schuld bringen. Vor Melun bereits erschienen ihr ihre heiligen Frauen und kündeten ihr an, daß sie vor Johanni in die Gewalt der Feinde gerathen müsse, daß sie aber dieß Kreuz nur dankbar hinnehmen solle, indem Gott ihr Muth und Kraft verleihen werde. Kein Flehen um Fürbitte half; umsonst erklärte sie, lieber sterben, als in Gefangenschaft schmachten zu wollen. Geduld und Ergebung war jetzt ihre Aufgabe.

Von nun an war sie bloß das blinde Werkzeug der Heerführer, wie ihr geboten war, obwohl sie dieß, um das Heer nicht zu entmuthigen, verschwieg. In diesem Monat, am Feste des H. Georg, Englands Schutzherrn, landete das Königskind, Heinrich, in Calais, und ward, von vielen Großen umgeben, in Montrelet mit Ge-

prang eingeholt. Seine Ankunft ward in Paris mit Lobgesängen und Lustfeuern engländischerseits gefeiert. Auch das leicht verblendete Volk dankte Gott in der Genovevenkirche; nur wenigen fiel es schwer aufs Herz. Mangel an Gewerbverkehr drückte durchaus; einige leichte Vortheile, die der Herzog von Burgund und seine Heerführer gewannen, gaben nur schwache und vergängliche Hoffnungsschimmer.

Im Anfang dieses Jahrs zog dieser Fürst von Mont-Didier aus, besetzte Gournay und belagerte die Festung. Der Befehlshaber, Tristan von Magueliers, capitulirte mit ihm auf Uebergabe der Festung am 1. Aug., wenn unterdeß nicht Entsatz käme; bis dahin solle auf des Herzogs Gebiet keine Feindseligkeit Statt finden. Etwas voreilig willigte der Herzog ein, weil er eben Kunde erhalten, daß der Junker von Commercy, Yvon du Puys und mehrere Heerführer, mit zahlreichen Truppen die Festung Montagu, die für jetzt in des Herzogs Händen war, belagern wollten. Georges de la Croix, ein Burgunder und ein Engländer, denen Johann von Luxenburg diesen Platz anvertraut hatte, vertheidigten ihn, trotz allen Aufforderungen, entschlossen, in Hoffnung auf Hülfe. Wirklich zogen auch, auf

die Kunde von des Herzogs Ankunft, die Belagerer ab, und ließen ihr Gezeug im Stich. Hierauf kam der Herzog mit dem Heer nach Noyon. Johann von Luxenburg streifte bis an Beauvais, und belagerte das Schloß Prouvelieu, von wo aus Engländische Abenteurer in den Umgebungen von Mont-Didier plünderten. Nachdem er sich der Festung bemächtigt, ließ er die meisten dieser Räuber hinrichten, die übrigen gefangen setzen, und kehrte nun nach Noyon zum Herzog.

In Ile-de-France streiften beutegierige Rotten mit dem Schwert in der Faust umher. Chasse ward belagert; dann Chelles, mit seiner alten reichbegabten Abtei, die nur von schwachen frommen Jungfrauen bewohnt war. Als diese, gleich von Geiern gescheuchten Tauben, flohen, und die Engländer nun alles ausgeplündert, kam auch die Reihe an das Schloß. Da eilten die Französischen Heerführer aus den benachbarten Besatzungen herbei und umzingelten die Räuber. Diese wurden verjagt und geschädigt; aber die Franzosen trugen ebenfalls wenig Bedenken, zu nehmen.

Zwei Wegstunden von Paris liegt auf einer Halbinsel der Marne die feste Abtei Saint-Maur-des-Fossés, weiland ein altes starkes Schloß der

Bagauden, ursprünglich von Cäsar rückgelassener Römer, die sich nachher empörten, aber geschlagen wurden. Unter Chlodwig II. ward aus dem alten Schloß ein Benedictinerkloster, und von den im Jahr 868 dahin geschafften Ueberbleibseln des heil. Maurus bekam es den Namen. Dort sammelten sich alljährlich am Johannistage bis noch vor nicht gar langer Zeit, Schaaren von Andächtigen. Nach großen Feierumzügen mit klingendem Spiel, wurden die Ueberbleibsel des heil. Maurus, angebliche Heilmittel der Fallsucht, ausgestellt. Das Wimmern und Hülfgeschrei der Kranken, das Platz da! der Träger, das Durcheinander von Kerzenhändlern, Bettlern, Pilgern und Pilgerinnen, endlich die unter dem Namen Mysterien aufgeführten Schauspiele, dieß alles war für die Pariser eine reizende Lustbarkeit. Wie sehr mußte sie die Nachricht schmerzen, daß dieser so liebe Ort ihrer Andacht und Freude von den Franzosen genommen war!

England suchte immer neue Heere nach Frankreich zu senden. Der Ruf der Heldin war über das Meer gedrungen, und mancher Held, der zuvor vorlaut jauchzend Frankreich zu unterjochen gedachte, zögerte jetzt doch an Englands Küsten. Da erging unterm 3. Mai 1430 von Kent ein

Aufruf des Herzogs von Gloucester an die Viscounts von London und der Amtleute von Roff, bei Gefängnißstrafe, Einziehung von Pferden und Geschirren, alle Hauptleute und Gemeine, die aus Furcht vor der Jungfrau in den Städten blieben, zu zwingen, daß sie König Heinrich folgten. So kühne Mahnung schreckte nicht wenig die Pariser, Burgunder und ihre überseeischen Bundesgenossen.

Die Kriegerin Gottes hatte noch einmal die Waffen ergriffen, Berry verlassen, und zog an der Spitze eines kleinen Heerhaufens und mehrerer Heerführer gen Ile-de-France. Ihre beiden Brüder zogen mit ihr; sie hatte zwölf Pferde mit sich. Ihre Ausrüstung, Geschirr, und baares Geld mochte an mehr als 12000 Thlr. betragen; doch war dieß zumeist anvertrautes Geld, die Heerhaufen zu zahlen. In den ersten Tagen des Mais, beinah um dieselbe Zeit, wo sie vor einem Jahre Orleans entsetzt hatte, kam sie nach Lagny ob der Marne. Dort fand sie den tapfern Jean Foucault, Geoffroy de Saint-Aubin, den Schotten Kannede und einen Hauptmann Barrée. Merkwürdig war, während ihres Aufenthalts, folgender Vorfall. Ein Weib war eines scheinbar todten Kindes entbunden worden, welches

demnach zu taufen man Bedenken trug. Die Aeltern konnten sich darüber nicht beruhigen, und so lagen in der Hauptkirche zu Lagny, um den bewegungslosen Körper des Kindes, vor dem Bilde unserer lieben Frau, die Jungfrauen der Stadt, als deren Gebet am wirksamsten schien. Auch Johanna ward ersucht, mit fürzubitten; sie ging und kniete mitten unter die Jungfrauen. Drei Tage gab das Kind kein Zeichen des Lebens. Kaum hatte sie zu beten begonnen, als es Farbe bekam, dreimal gähnte, und zu leben schien. Es ward eilig getauft, starb aber beinah in demselben Augenblick und ward in geweihter Erde begraben. Es hieß, Gott hätte es auf das Gebet der Jungfrau wieder erweckt.

Bald darauf ward ihr gemeldet, daß eine Schaar von drei bis vierhundert Engländern oder Burgundern, durch Isle = de = France ziehe und mit Beute beladen aus der Umgegend von Lagny zurückkehre. Ein gewisser Franquet aus Arras, eben so tapfer als grausam, in Diensten des Herzogs von Burgund, führte sie an. Johanna entrüstet, daß dieser Räuber sein Handwerk fast unter den Augen einer tapfern Besatzung treiben dürfe, erklärte den Heerführern zu Lagny, wie sie ihn zu verfolgen und, wo sie ihn treffe, zu be-

kämpfen gesonnen sei. Ihr Muth theilte sich allen Kriegern mit. So zog sie, von Foucault, Geoffroy, Kannede und Barree begleitet, mit ungefähr vier hundert Mann aus. Auch traf sie Franquet bald, der sogleich Halt machte und seine Schaar einem Busch gegenüber aufstellte. Auch Johanna und ihre Gefährten hatten ihre Schaar aufgestellt, und zogen zu Pferd, wie zu Fuß, heran. Das Handgemeng war blutig und der Sieg lange unentschieden. Franquet empfing die Franzosen mit einer furchtbaren Salve, die mehrere zum Kampf unbrauchbar machte. Zweimal wichen die Franzosen, zweimal führte die Jungfrau muthig sie wieder heran. Endlich entschied sich der Sieg für sie. Die Feinde wurden meist zusammengehauen, und fielen in die Hände der Sieger. Franquet ward mit gefangen.

Mit ihm, dem von so manchen Greueln Befleckten, daß man ihn nach Kriegsrecht richten wollte, zog sie im Mai 1430 zu Lagny ein. Anfangs wollte sie ihn lieber gegen einen Herrn von Lours ausgewechselt wissen. Als sie aber erfuhr, daß dieser nicht mehr am Leben sei, übergab sie jenen. Er ward auf sein eignes Bekenntniß, daß er Mörder, Räuber und Verräther sei, enthauptet.

Diese Hinrichtung ward ihr späterhin stark zum Verbrechen angerechnet.

Mittlerweile war der Herzog von Burgund vor Choisi ob der Oise, auf der Straße von Noyon nach Compiegne gerückt, mit ihm Johann von Luxenburg, Graf Suffolk und Graf Arundel. In Choisi befehligte Louis de Flavy. Der Herzog, um Zuzug und Zufuhr abzuschneiden, hatte es von der Morgenseite angegriffen, und lagerte an dem linken Flußufer, dem Brückenkopf gegenüber, der damals die Festung mit der, von den Flüssen Aisne und Oise gebildeten Halbinsel verband. Für Compiegne war Choisi wichtig; es deckte das erstere, welches der Herzog unstreitig, wenn die Feste fiel, mit aller Macht belagerte. Die Jungfrau zog aus Compiegne, um Choisi zu entsetzen. Auf Umwegen ging der Zug über Soissons. Dies war unglücklicher Weise einem Picarden, Guichat Bournel, anvertraut, der eben in Unterhandlungen mit dem Herzog wegen Uebergabe stand. Als er hörte, daß Graf Clermont, der ihm Soissons anvertraut, heranziehe, glaubte er sich entdeckt und sperrte die Thore, angeblich — denn die Einwohner waren königisch — um der Stadt die Einlagerungslast zu erleichtern. Die Städter ließen sich das gern gefallen, und die

Heerhaufen mußten vor der Stadt beiwachten. Aber Guichat war doch verlegen und sendete an den Grafen, er habe nicht anders handeln können, weil die Städter es so gewollt; doch wolle er den Erzbischof von Rheims und den Grafen Vendome nebst einigen wenigen Dienern aufnehmen. Der heuchlerische Antrag ward angenommen. Die Heerführer wurden durch die vorgefundenen Schwierigkeiten muthlos, zogen, da sie ihre Schaaren nicht ernähren konnten, Tages darauf ab, über die Marne und Seine nach der Loire hin.

Johanna mit nichten! Ihren Muth konnte nichts beugen. Sie kehrte nach Compiegne zurück und zog allerwärts neue Schaaren zusammen. Kaum waren die Französischen Heerführer abgezogen, so verkaufte Guichat die Stadt. Die Jungfrau war darüber höchlich entrüstet. Auf ihren Aufruf eilten Jacques de Chabannes, Theaulde de Valpergue, Regnaut de Fontaines, Poton de Xaintrailles, und andre rühmlichst bekannte Ritter nach Compiegne. Bald waren an 2000 Streiter beisammen. Man beschloß, die Vorstädte von Noyon, wo des Herzogs Gepäck und ein Theil seines Heers war, anzugreifen, um ihn zum Entsatz von Choisi zu zwingen. Johanna hatte

nichts zu thun, als Gott zu gehorchen, sie folgte stumm.

Saveuses und Jean de Brimeu mit Montgommery und einigen andern Engländern, hatten die Vorstädte von Noyon besetzt und hielten an der sogenannten Bischoffsbrücke Wacht, daß nicht Streifschaaren aus Compiegne von Noyon aus, in das herzogliche Lager gesendete Lebensmittel auffingen. Kaum hatte es zu tagen angefangen, als die Heldin Frankreichs, Valpergue, Fontaines und Xaintrailles mit ihren 2000 Mann über die Engländer hereinstürmten. Der Angriff war gewaltig, der Widerstand hartnäckig, der Kampf furchtbar blutig. Endlich hatten die Franzosen alle Hindernisse besiegt, die Engländischen Banner waren niedergetreten, Johanna, Valpergue, und Xaintrailles waren mitten in den Feind gedrungen, als auf das Geschrei der Verbündeten und den furchtbaren Kampflärm, die Burgunder unter Leitung von Saveuses und Jean de Brimeu, sich zum Kampfe gesellten, und Streitkräfte entwickelten, welche die Angreifenden keinen Sieg mehr hoffen ließen. Die Französischen Ritter hielten ihrerseits nicht für räthlich, den Angriff fortzusetzen, beriefen somit ihre Krieger unter ihre Banner, und kehrten beutebeladen

nach Compiegne zurück. Die Engländer vervielfachten, um sich vor einem zweiten Ueberfall zu decken, Gräben, Schanzen und allerlei Festigungen.

Kurz darauf fiel Xaintrailles nochmals unvermuthet über das herzogliche Lager vor der Brücke von Choisi her. Die Franzosen tödteten alles, was sie vom Feinde um das Lager herum fanden, was sich nicht ergab. So hart ward endlich die Festung Choisi vom Burgundischen Geschütz genöthet, daß Louis de Flavy, weil er ein für den Entsatz hinlängliches Heer aufbringen zu können zweifelte, sich auf Unterhandlungen einließ, und eine Capitulation abschloß, kraft welcher der Besatzung freier Abzug mit Waffen und Gepäck vergönnt ward. Der Herzog von Burgund ließ sogleich die Festung schleifen und die Brücke herstellen, um auf das andere Ufer der Oise zu gelangen und Compiegne von der Nordseite anzugreifen.

Er hatte die, eine Wegstunde nordwestlich von Compiegne gelegene Festung, Condin oder Coudun genommen. Unter seinem Gefolge war Enguerrand de Monstrelet. Johann von Luxenburg stand in Clairay oder Claroy, Boudon de Noielle zu Marigny; der Herr von Mont-

gommery und seine Engländer zu Venette, längs der Wiese. Mit jedem Augenblick zogen dem Herzog neue pflichtige Schaaren zu. Die Jungfrau war für jetzt nicht zu Compiegne, sie suchte Beistand; aber der Platz hatte treffliche Hauptleute, die den Feind nicht Fuß um die Mauern fassen ließen. Täglich geschahen mehr Ausfälle, und blutige Gefechte fielen vor. Die Bürger von Compiegne halfen zum Theil wacker und muthig mit.

Mittlerweile flog Johanna, wohl bekannt mit den Absichten und Streitkräften des Herzogs, der Stadt mit den so viel als möglich aufgebotenen Kriegern zu Hülfe. An der Spitze eines unerschrockenen Heerhaufens zog sie von Crespy vor dem Tage von Compiegne aus, und traf, den Belagerern unbewußt, ein. Englischerseits waren Huntington, Arundel und Suffolk mit 1400 Mann ungefähr eingetroffen, welche die Pariser Besatzung unterstützen sollten. Große Freude erregte Johannens Ankunft; denn sie schien allen Frankreichs Schutzengel. Diese Begeisterung strebte man zu benutzen, Baudon de Noielle bei Marigny anzugreifen, und seine angelegten Werke zu vernichten. Sofort zogen Johanna, Poton der Burgunder, und andere Kriegshelden aus Compiegne durch das Brückenthor an der

Spitze von sechshundert Bewaffneten, theils zu Roß, theils zu Fuß. Es ging über die Brücke schleunigst nach der sich jenseits ausbreitenden Wiese zu.

Johanna war leicht unter den Rittern, welche sie umgaben, zu unterscheiden, an dem purpursammtnen Gewand, dem guten Schwert, und einem sogenannten Halbrenner vorzüglicher Art. Es war Nachmittag fünf Uhr. Johann von Luxenburg war eben vor Clairay mit Herrn von Crequi und acht bis zehn Edelleuten aufgebrochen, um die schwachen Seiten des Platzes zu erkunden. Beim Anblick der Franzosen, die mit starken Schritten auf der Ebene heranrückten, zogen sie sich aufs Marigny zurück und riefen zu den Waffen. In dem Augenblick waren die dortigen Krieger waffenlos einer sorglosen Ruhe hingegeben. Schnell rüsteten sie sich und sammelten sich zu den Schaaren um Johann von Luxenburg. Der Kampf hatte begonnen und schien mörderisch zu werden; Lärmgeschrei lief durch die ganze feindliche Linie. Die von Montgommery befehligten Engländer eilten von Venette herbei, und stellten sich auf dem Wiesengebreite in Schlachtordnung. Johanns von Luxenburg Schaaren stürzten ihrem Führer zu Hülfe, der bis an Marignys Grän-

zen zurückgetrieben, fast am Sturmangriff der Amazone und ihrer Ritter erlag. Jetzt mußte der Herr von Crequy, gefährlich im Gesicht verwundet, das Schlachtfeld verlassen. Nie hatte Johanna mehr kühne Tapferkeit gezeigt, zweimal schlug sie den immer wechselnden Feind zurück. Sie versuchte einen dritten Anprall und konnte sie dießmal nur halb so weit als früher zurückweisen. Als nun die Franzosen merkten, daß sie das ganze feindliche Heer auf den Hals bekämen, zogen sie sich nach der Stadt, die Jungfrau zuletzt, unaufhörlich um sich blickend und ihren Schaaren den Rücken deckend. Da zogen die Engländer eilig heran, ihr den Weg abzuschneiden; die Krieger der Amazone erschraken und stürzten in Unordnung nach dem Schutzgatter des Brückenbollwerks. Der Gedrang war dort so arg, daß man nicht vor-, nicht rückwärts konnte. Die Sturmglocken in der Stadt wurden geläutet, der Besatzung anzudeuten, daß die Jungfrau in Gefahr sei. In diesem Augenblick thaten die Burgunder, von allen Seiten unterstützt, einen furchtbaren Angriff auf die Französischen Geschwader und brachten sie stark in Unordnung. Von Schreck ergriffen stürzte sich ein Theil derer, die auf dieser Stelle kämpften, ganz bewaffnet in den Fluß; mehrere ergaben sich; Poton, der Bur-

gunder, fiel den Feinden in die Hände. Die Jungfrau allein vertheidigte sich immer fort. Leicht erkenntlich auch an der Fahne in der einen Hand, während sie mit der andern unter die Feinde einhieb, fand sie sich bald von einer Menge Krieger umzingelt, die sich alle um die Ehre stritten, sie zu fangen; noch aber gelang es ihr, bis an das Schutzgatter der Brücke zu dringen. Sie konnte nicht hinein, vermuthlich weil der eifersüchtige Guillaume de Havy es gesperrt hatte. Denn, ist gleich dieser sein Verrath unerwiesen, so ist doch auch das Gegentheil, welches durch seine sonstigen Verbrechen wahrscheinlich wird, nicht dargethan. Von allen Waffengefährten verlassen, von Angreifenden umdrängt, that sie Wunder der Tapferkeit, um nur der Gefangenschaft zu entgehen, und suchte die Felder seitwärts nach der Picardie zu gewinnen; aber ein Burgunderischer Ritter, nach andern ein picardischer Bogner, faßte sie beim Rock und zog sie vom Pferde. Lyonnel, Bastart von Vendome ließ sie greifen, mit Gewalt entwaffnen und nach Marigny unter starken Gewahrsam bringen. Die Franzosen klagten vor Schmerz und Wuth, die Engländer und Burgunder jauchzten vor Freude. Die Neuigkeit ward sogleich an alle Engländisch gesinnte Städte gesen-

det und kam auch am dritten Tage (25. Mai 1430) nach Paris. Ueberall wurden in den weniger Engländisch gesinnten Städten, Feste gegeben; die Pariser brannten Lustfeuer ab und sangen in der Hauptkirche Te Deum. Viele Prediger sogar eiferten gegen die Befreierin Frankreichs, klagten sie der Gottlosigkeit, der Zauberei an, logen und verläumdeten sie schamlos.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cardinal Rohan, oder neuenthüllte Geschichte des berüchtigten Pariser Halsband-Processes im Jahre 1786.

(Fortsetzung.)

Cagliostro machte Proselyten; er wollte ihrer nicht Viele, aber Auserlesene, um denen, die darnach strebten, zur Zahl der Auserwählten zu gehören, einen desto größern Reiz einzuflößen; er wollte Personen von großem Namen und reiche Financiers, zwei Hauptstützen der Aegyptischen Logen; der hohe Stand verschaffte Einfluß und der Reichthum die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens.

Einer der Geweihten war der Schatzmeister Saint-James, ein Mann, dessen ganzes Verdienst in seinem unermeßlichen Vermögen lag. Frauen wurden nicht in dieser Loge zugelassen, allein Frau von la Motte, schon fernhin ihre Hülfsquellen vorbereitend, überredete den Cardinal, diesen Millionair mit hineinzuziehen, der, geschmeichelt, sich in so guter Gesellschaft zu befinden, für die Einfälle der Königin nützlich und in dieser Hinsicht für den Prinzen von großem Werth seyn könnte. Dieser Rath ward befolgt. Frau von la Motte, aufs engste verbunden mit dem Charlatan, leistete jeden Abend der vorgeblichen Gräfin Cagliostro Gesellschaft. Der Cardinal hatte dieser Frau die Schwester seines Secretairs zur Gesellschafterin gegeben. In diesem kleinen Kreise, dem sich der Baron Planta und der Secretair beigesellten, brachte der Cardinal, welcher die Kosten des Haushalts bestritt, seine Abende zu. Frau von la Motte erheiterte die Gesellschaft durch ihre muntere Laune, und studierte zugleich die Charactere der verschiednen Theilnehmer, um nach den Umständen Nutzen davon zu ziehen. Der Groß-Almosenierer freute sich täglich einer Bekanntschaft, welcher er die größten Verbindlichkeiten zu haben glaubte.

Inzwischen setzte die Gegenwart des Cardinals zu Paris und sein öfterer Aufenthalt zu Versailles die la Motte in Verlegenheit. Der Halsschmuck war auseinander genommen, sie hatte sich die am wenigsten ausgezeichneten Steine vorvorbehalten, um sich Armbänder, Ohrgehänge und Ringe daraus verfertigen zu lassen; auch ihr Freund und Helfershelfer, Villette, hatte sich einige Fragmente des Schmucks zugeeignet; der ganze Rest sollte nach London gebracht werden, um sich Fonds zu verschaffen, womit diese Frau und ihr Mitschuldiger sich ein Einkommen verschaffen konnten, geeignet, die Abkömmlingin der Valois, den Wohlhabendsten gleich zu setzen.

Um diesen neuen Plan zur Ausführung zu bringen und die Fragen und Nachforschungen über die Reise der la Motte nach London zu vermeiden, mußte man den Cardinal nach dem Elsaß zurückkehren lassen. Ein Briefchen der angeblichen Marie Antoinette bewirkte diese Rückkehr. „Ihre Abwesenheit," hieß es in demselben, „wird nothwendig, um die Maßregeln zu treffen, die ich für nöthig halte, Sie an die Stelle zu setzen, wo wo Sie seyn sollen. Während dieser Abwesenheit war Frau von la Motte nach London gewesen, um dort die Diamanten des Halsschmucks zu ver-

kaufen. Sie lebte mit ihrem Freunde Villette zu Bar-sur-Aube im Ueberfluß, und schmückte sich mit den zurückbehaltenen, zu ihrem Gebrauche neu gefaßten Diamanten. Der Baron Breteuil, dessen Haß gegen den Cardinal nicht schlummerte, hatte schon entdeckt, daß Frau von la Motte die Mittelsperson gewesen sei, deren sich der Cardinal bedient habe, um von dem Halsbande nähere Kunde zu erhalten und es zu erlangen; er kannte die häufigen Zusammenkünfte des Prinzen mit dieser Frau und Cagliostro, er besuchte die Juwelierer und ließ sich von ihnen, gleich als ob es aus Neugier geschehe, den ganzen Hergang des Handels über den Halsschmuck erzählen, wobei er sich diesen Kaufleuten als der Vertraute der Königin in dieser Angelegenheit ankündigte. Da sein rachsüchtiges Gemüth nicht geneigt war, günstig von seinem Feinde zu urtheilen, überredete er sich, der Cardinal stecke in tiefen Schulden und habe diese Unterhandlung ersonnen, um seiner Gläubiger los zu werden. Nach dieser Ansicht betrachtete er das Verderben des Groß-Almosenierers als unausbleiblich, und sehr nahe. Die Königin und der Abbé de Vermond, von allen diesen Umständen benachrichtigt, erwarteten mit einer Art von Ungeduld den Zeitpunct der ersten Zahlung, welcher die Fäden dieser geheimen Intrigue an den Tag legen sollte.

Die Nachrichten, welche die la Motte aus London erhielt, waren ihren Wünschen ganz gemäß. Ein sehr großer Theil der Diamanten des Halsschmuckes war verkauft; die daraus gezogenen Fonds waren angelegt. Da aber der 30. Jul. als der zur ersten Zahlung von hunderttausend Thalern bestimmte Tag nur noch sechs bis sieben Wochen entfernt war, so ward der Cardinal, dessen Gegenwart zu dieser Zahlung nothwendig war, im Laufe des Jun. zurückberufen. Mit der Eile eines Mannes, der seinem Ziele nahe zu seyn glaubt, langte er an. Ein Briefchen versicherte ihn, daß Alles zur Erfüllung seiner Wünsche bereit sei, und daß er in kurzem die Wirkungen der Zusagen seiner Monarchin sehen würde. Sehr geschickt fügte man hinzu, daß man beschäft sei, die Fonds zur ersten Zahlung zusammenzubringen, daß zwar unvorhergesehene Umstände, der Aufbringung des Geldes Schwierigkeiten in den Weg legten, man jedoch hoffe, es werde keine Verzögerung darin eintreten.

Immittelst war man in den Abendzusammenkünften bei Cagliostro voll Freude, in Erwartung des nahenden glücklichen Tages, an welchem die Königin die Wünsche des Groß-Almoseniers erfüllen sollte; Frau von la Motte allein wußte

das Gegentheil. Auf ihren Rath ward Saint James, Cagliostro's Proselyt, in diesen Abendcirkeln nicht unabsichtlich zugelassen. „Ich sehe," sprach sie eines Tages zum Cardinal, „daß die Königin wegen der hunderttausend Thaler, die am 30. Jul. zahlbar sind, in Verlegenheit ist. Um Sie nicht zu beunruhigen, schreibt sie Ihnen nicht; aber ich habe ein Mittel ausgedacht, wie Sie sich ihr gefällig machen und sie beruhigen können. Wenden Sie sich an Saint James, hunderttausend Thaler sind Nichts für ihn, wenn er weiß, daß die Rede darin ist, der Königin einen Dienst zu leisten. Benutzen Sie seinen Freudentaumel über die Aufmerksamkeiten, die Sie und der Graf Cagliostro ihm beweisen. Reden Sie mit ihm im Namen der Königin, sie wird es genehmigen und der Erfolg dieser neuen Unterhandlung kann die Gesinnung, die Sie ihr eingeflößt haben, nur vermehren." Der Cardinal dankte der Frau von la Motte für ihren guten Rath, entdeckte dem Millionair im Tone des Vertrauens alles was in Bezug auf den Ankauf des Halsbandes vorgegangen war, und zeigte ihm die schriftliche Autorisation der Königin. Er vertraute ihm ihre Verlegenheit und versicherte ihm, es werde ein untrügliches Mittel seyn, sich ihre Protection zu er-

werden, wenn er die erste Zahlung an den Juwelierer übernähme. Gleich allen Emporkömmlingen war Saint James begieriger nach Ansehen als nach Geld. Ihn verlangte sehr nach einer Ehrenstelle und dem rothen Ordensbande, wozu er bis dahin noch nicht hatte gelangen können. Der Cardinal versprach ihm beides, Namens der Königin als Lohn des erbetenen Dienstes. Der Financier erwiderte, er werde sich sehr glücklich schätzen, seiner Monarchin Beweise seiner unbegränzten Ergebung an den Tag zu legen und so bald er sich durch ihre Befehle beehrt sähe, würde er sie über die erste Zahlung von hunderttausend Thalern beruhigen. Der Groß-Almosenierer setzte die Gräfin von dieser günstigen Antwort in Kenntniß und stattete in dem ersten ihr für die Königin eingehändigten Schreiben Bericht darüber ab. Aber der Verfälscher der königlichen Handschrift war abwesend; Frau von la Motte hatte ihn nach ihrer Rückkehr von Londen nach Bar-sur-Aube zu sich berufen, wo sie gemeinschaftlich Anstalten trafen, das aus dem Halsbande gelöste Geld sicher anzulegen. Die Verzögerung der sehnlich erwarteten Antwort der Königin beunruhigte den Cardinal und er äußerte der Gräfin sein Befremden über dieß Benehmen im Augenblicke der herannahenden Zahlung. Ueberdieß besorgte er,

Saint James könne glauben, man habe ihn täuschen wollen. Kummervoll fügte er hinzu: Noch weniger könne er die beharrliche Härte im äußern Benehmen der Königin gegen ihn mit der warmen Theilnahme die in ihren Briefen herrsche, vereinigen. Diese letztere Bemerkung wiederholte der Cardinal unaufhörlich seit seiner Rückkehr aus dem Elsaß. Frau von la Motte, die bis dahin seine Besorgnisse listig zu beruhigen gewußt hatte, nahm sich vor, ihn von diesem immer wiederkehrenden Zweifel aus dem Grunde zu heilen. Inzwischen kehrte der Verfälscher Villette von Bar-sur-Aube zurück. Die ersehnte Antwort der Königin ward ungesäumt dem Cardinal zugestellt. „Sie habe, hieß es in dem Briefe, mit der Antwort nur in der Hoffnung gezögert, daß sie nicht in den Fall kommen werde, die Anerbietungen des Hrn. von Saint James zu benutzen; nur für die erste Zahlung nehme sie solche jetzt an, und zwar mit dem Versprechen ungesäumter Wiedererstattung; übrigens wünsche sie, daß Hr. von Saint James ihr bald Gelegenheit geben möchte, diesen Dienst dankbar anzuerkennen." Einige Tage vergingen, bevor der Cardinal diese Antwort dem Hrn. von Saint James mittheilen konnte. Inzwischen hatte Frau von la

Motte, vereint mit ihrem Manne und Villette, alle Anstalten zu einem seltsamen Possenspiele getroffen, dessen Erfindung und Ausführung eine teuflische Einbildungskraft verriethen. Sie unternahm es, dem Cardinal glauben zu machen, daß die Königin, da sie ihm noch nicht die gewünschten öffentlichen Beweise ihrer Achtung geben könne, ihm in den Boskets von Versailles Nachts zwischen 11 und 12 Uhr eine Zusammenkunft bewilligen wolle, um ihm dasjenige mündlich zu sagen, was sie ihm über die Rückkehr ihrer Gnade nicht schreiben könne. Ein Briefchen mit vergoldetem Schnitt war der Verkündiger dieser glücklichen Nachricht; es bestimmte die Nacht und die Stunde der Zusammenkunft; keine ward je ungeduldiger ersehnt.

Die Gräfin hatte im Palais-Royal zu Paris ein schön gewachsenes Mädchen wahrgenommen, deren Profil dem der Königin glich; auf diese warf sie ihre Augen um die Hauptrolle in der Bosket-Scene zu spielen. Oliva, — so hieß die Ausersehene, — ward überredet, das kleine Schauspiel, worin sie auftreten sollte, werde auf Verlangen der Königin und zu deren Belustigung aufgeführt. Die angebotne Belohnung bewog dieß Mädchen, die aus ihren Reizen Gewinn zog, zur Annahme dieser Rolle.

Begleitet von der Gräfin, langte Oliva in einer Miethkutsche zu Versailles an. Zuvörderst ließ man sie das Local der Scene in Augenschein nehmen, worauf sie Nachts um 11 Uhr, von der Frau von la Motte insgeheim eingeführt werden sollte. Dort ließ man sie ihre Rolle mit den Worten, die sie zu sagen hatte, probiren. Man sagte ihr: Es werde sich im Bosket ein langer Mann im blauen Oberrock mit einem großen niedergeschlagenen Hute ihr vorstellen, ihr nahen und ehrfurchtsvoll die Hand küssen. Sie habe ihm mit leiser Stimme zu sagen: „Nur einen Augenblick kann ich Ihnen widmen, ich bin mit Ihnen zufrieden; bald werde ich Sie zur höchsten Gunst erheben.“ Hierauf habe sie ihm ein Kästchen und eine Rose zuzustellen, und auf das Geräusch nahender Personen immer mit leiser Stimme die Worte zu sprechen: „dort kömmt Madame und die Gräfin Artois; ich muß mich entfernen.“ Auch dem Cardinal hatte man das Bosket und den Ort seines Eintritts gezeigt, mit dem Beifügen, daß er dort ohne Zwang den Gesinnungen seiner Anhänglichkeit freien Lauf lassen und sich über das, was ihn interessire, näher erklären könne, und daß die Königin ihm als Zeichen ihrer Gewogenheit ein Kästchen mit ihrem Bildnisse und eine Rose

zustellen werde. Man wußte zu Versailles, daß die Königin zuweilen Abends mit Madame und der Gräfin Artois in den Boskets lustwandelte. Die Nacht der Zusammenkunft kam heran; der Cardinal im verabredeten Anzuge, begab sich mit dem Baron Planta auf die Terrasse des Schlosses; hier sollte ihn Frau von la Motte, in einem schwarzen Domino gehüllt, von dem Augenblicke benachrichtigen, wo die vorgebliche Königin das Bosket betreten würde. Die Nacht war ziemlich finster; die bestimmte Stunde verfloß und die Gräfin erschien nicht. Schon ward der Cardinal ungeduldig, als der schwarze Domino sich ihm näherte. „Ich komme von der Königin," hieß es; „es ist ihr sehr unangenehm, daß sie die Unterredung nicht wie sie gewünscht hatte, verlängern kann; Madame und die Gräfin Artois haben ihr vorgeschlagen, sie auf ihrem Spaziergange zu begleiten. Eilen Sie daher ins Bosket, sie wird sich von ihnen losmachen und ungeachtet der Kürze der Zeit, Ihnen unzweideutige Proben ihrer Protection und ihres Wohlwollens geben. Der Cardinal begab sich an den Ort der Scene; Frau von la Motte und der Baron Planta entfernten sich, um die Rückkehr des Prinzen zu erwarten. Die Scene ward gespielt, wie Frau von la

Motte sie ersonnen hatte; die vorgebliche Königin, im Abendkleide, hatte ganz den Anzug und die Haltung der Person, welche sie darstellte. Der Cardinal zeigte bei seiner Annäherung Gefühl und Ehrfurcht; die falsche Königin sprach mit gedämpfter Stimme die ihr vorgeschriebenen Worte, und stellte ihm das Kästchen zu. Als sich das absichtlich veranlaßte Geräusch vernehmen ließ, mußte man sich etwas eilig trennen. Der Cardinal traf hierauf wieder mit der Gräfin und dem Baron Planta, die ihn erwarteten, zusammen; er beklagte sich bitter über den widrigen Zufall, der ihn des Glücks beraubt hätte, eine für ihn so anziehende Unterhaltung zu verlängern. Alle zogen sich hierauf zurück. Der Cardinal schien völlig überzeugt, er habe mit der Königin geredet, und von ihr das Kästchen erhalten. Frau von la Motte freute sich des Erfolgs ihrer List. Oliva, deren Interesse es mit sich brachte, die gespielte Rolle geheim zu halten, ward nach Paris zurückgeführt, und für ihre Gefälligkeit sehr gut bezahlt. Hr. von la Motte und Villette, welche die verabredeten Tritte und Stimmen nachgemacht hatten, um die Unterhaltung abzukürzen, trafen wieder mit der la Motte zusammen, und Alle wünschten sich Glück zu dem erwünschten Erfolg.

Am folgenden Tage erschien ein Briefchen mit vergoldetem Schnitt, worin man die Hindernisse bedauerte, welche eine Verlängerung der Unterredung nicht verstattet hätten.

Dieß Briefchen, in Verbindung mit der Zusammenkunft im Bosket, gaben dem Eifer des Cardinals neue Thätigkeit für das Interesse und die Ruhe der Königin, die er im Betreff des ersten Zahlungstermins des Halsschmucks, in Verlegenheit glaubte. Die Rückkehr des Hrn. von Saint-James beschleunigte, ohne daß der Prinz es ahnte, die Entwickelung der Intrigue, die ihn in einen Abgrund von Unannehmlichkeiten und Demüthigungen stürzen sollte. Als der Cardinal mit dem Financier bei Cagliostro zusammentraf, beeiferte er sich, ihm die neuen Befehle, die er von Ihro Majestät erhalten zu haben glaubte, mitzutheilen. Saint-James war eitel, aber zu klug, um ohne Vorsichtsmaßregeln eine Stimme von 100,000 Thalern aufs Spiel zu setzen. Er verlangte zur Sicherheit den Besitz des Schreibens, welches man ihm mitgetheilt hatte. Der Cardinal erwiderte, er könne ihm solches nicht zustellen, ohne dazu ermächtiget zu seyn, doch werde er nicht säumen, ihm eine bestimmte Antwort zu geben. Immittelst glaubte Saint-James, der, wie er mir

in der Folge gestanden hat, Argwohn geschöpft hatte, mit dem Abbé de Vermond über die Sache reden zu müssen, um ihn zu bitten, die Befehle der Königin über den, ihm in ihrem Namen vom Cardinal Rohan geschehenen Antrag einzuholen.

Bei der Nachricht von dieser zweiten Unterhandlung des Cardinals, um sich im Namen der Königin Fonds zu verschaffen, zweifelte der Abbé de Vermond nicht länger, der Prinz müsse sich in der größten Noth befinden, da er zu ähnlichen Mitteln seine Zuflucht nehme, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Sein Gemüth, exaltirt durch seine Anhänglichkeit an seine Monarchin, sah in diesem Betragen nur eine dem Namen und der Ehre seiner erhabenen Gebieterin erfahrne Beleidigung. Hätte er nur seinem Eifer Gehör gegeben, so würde die Sache sogleich zum Ausbruch gekommen seyn, so begnügte er sich, dem Hrn. von Saint James zu antworten: Er würde ihm die Absichten der Königin kund thun. Auch eilte er, die Monarchin von der Sache zu benachrichtigen. Mit mehr Unwillen als je sah sie, daß ein Plan geschmiedet war, sie auf die unziemlichste Weise zu compromittiren. Gequält von diesem Gedanken, wollte sie diesem Uebermaaß von Schändlichkeit

einen Damm entgegensetzen, und machte sich Vorwürfe, schon zu sehr damit gezögert zu haben. Bewegt durch alle diese Gedanken, welche ihr Vertrauter keineswegs zu beruhigen suchte, ließ sie den Baron Breteuil zu sich rufen. Der Minister, der mit geheimer Freude sein Schlachtopfer selbst ins Verderben rennen sah, mäßigte durch seine Bemerkungen die Heftigkeit des Abbé Vermond und den lebhaften Unwillen der Königin. Sein Haß, stärker als sein auffahrender feuriger Character, ließ ihn bei dieser Veranlassung nur darum ruhig, um desto sicherer seine Streiche zuführen. „Das Verbrechen," sagte er, „ist von zu großer Wichtigkeit, um mit Uebereilung in der Sache zu verfahren. Die höchste Gewalt würde tadelnswerth seyn, wenn sie handelte, ohne die vom Gesetz vorgeschriebne Form zu beobachten; der Schuldige kann nicht mehr entschlüpfen. Die bloße Aussage der Juwelierer konnte abgeläugnet werden und der Cardinal, wenn er den Halsschmuck bezahlte, ging siegreich aus dem Rechtsstreit hervor; aber hier ist ein zweites Zeugniß, welches dem ersten das stärkste Gewicht giebt. Ich werde mir daher eine von Saint James unterzeichnete Erklärung verschaffen; wenn dann im nahen Zahlungstermin Böhmer und Bassange nicht be-

friedigt werden, und diese Erklärung die ihrige unterstützt, so ist der Augenblick da, dem Könige die Sache vorzutragen und seine Autorität zu gebrauchen, um sich des Schuldigen zu versichern, ohne den Tadel des Publicums auf sich zu laden, welches im Gegentheil den Unwillen Sr. Majestät theilen wird. Man überließ hierauf die Sache dem Eifer und der Erfahrung des Barons Breteuil. Der Minister säumte nicht, mit dem Hrn. von Saint James zu sprechen; von ihm erfuhr er alle nähern Umstände seiner Unterredungen mit dem Cardinal beim Grafen Cagliostro. Er verlangte darüber eine schriftliche, unterzeichnete Erklärung, um sie der Königin zuzustellen. Saint James ertheilte sie ihm. Seine Absicht war, getreue Darstellung der Wahrheit; Gunst oder Furcht hätten ihn nie vermocht, eine Lüge niederzuschreiben, aber sein schwaches Gedächtniß verleitete ihn zu einem oder zwei Ausdrücken, welche im Proceß eine sehr schwere Anschuldigung gegen den Großalmosenierer begründeten. In seiner Erklärung läßt er den Cardinal, wo er ihn redend einführt, die Worte sagen: „ich habe die Königin gesehen, die mich ermächtigt hat" ꝛc. Der Prinz hingegen behauptet, gesagt zu haben: „Sie haben den Befehl der

Königin gesehen, die mich ermächtigt." rc. Saint James, nahm bei der Confrontation seine Erklärung nicht zurück, fügte indeß hinzu: er habe ohne Zweifel den Cardinal unrichtig verstanden. Hätte Hr. von Saint James, den ich als einen offnen loyalen Mann kennen lernte, den Gebrauch, den man von seiner Erklärung machen wollte, im Voraus gewußt, so würde er sie, wie er mir versichert hat, dem Baron Breteuil nicht ohne vorgängige Mittheilung an den Cardinal, zugestellt haben; allein der Minister, ohne sich näher darüber zu erklären, äußerte weiter nichts, als daß die Königin neugierig sei, zu wissen, wie der Cardinal sich bei dieser, für sie geführten Negotiation benommen und ausgedrückt habe. Diese Reticenz war absichtlich, und erst nachdem die Erklärung der Königin zugestellt war, offenbarte der Baron Breteuil dem Hrn. von Saint James die Wahrheit, mit dem Verbote, dem Cardinal von dem Schritte des Ministers zu benachrichtigen. Alsbald nachher letzterer bei Cagliostro mit ihm zusammentraf, drang er lebhafter in ihn, die Königin, wie er sagte, aus der Verlegenheit zu ziehen und ihm die an Böhmer und Bassange schuldigen hunderttausend Thaler zuzustellen. Er fügte hinzu, daß

er zwar nicht ermächtigt sei, ihm seinem Verlangen zufolge, das Schreiben und die Befehle der Königin einzuhändigen, daß er ihm aber selbst eine Schuldverschreibung zustellen wolle. Saint James begnügte sich anfangs, zu erkennen zu geben, daß unerwartete Umstände ihn in die Möglichkeit versetzen, im gegenwärtigen Augenblick jene Summe darzuleihen; da er indeß den Cardinal, nach Allem, was er von ihm gesehen hatte, nicht für so schuldig halten konnte, als der äußere Anschein anzudeuten schien, konnte er sich nicht enthalten, ihm zu sagen: „Sind Sie der Absichten der Königin völlig gewiß? Sollten Sie nicht betrogen seyn oder noch jetzt betrogen werden?" Der Prinz, immer noch verblendet durch die Intriguen der la Motte, nahm diese Bemerkungen bloß für eine Ausflucht. In seinem vermeintlichen Briefwechsel mit der Königin stattete er der darüber Bericht ab. Die Antwort war nicht tröstend; man äußerte Verdruß über das Zurücktreten des Financiers, Besorgnisse, die hunderttausend Thaler nicht zusammenbringen zu können, und den Wunsch, daß der Cardinal die äußersten Anstrengungen machen möchte, sich die erste Zahlungssumme zu verschaffen.

Jetzt fand zum erstenmale der Argwohn Eingang in die Seele des Prinzen. Jetzt erst fand er beim Rückblick auf alles Vorgegangene, Unwahrscheinlichkeiten in einer Reihe von Umständen und Thatsachen, die ihm anfangs einfach und natürlich geschienen hatten. Der Zweifel des Hrn. von Saint James gab diesem Argwohn neue Kraft; es war nicht glaublich, daß ein Millionair, der nach der Protection der Königin strebte, sich so plötzlich weigerte, sie zu verbinden. In dieser peinlichen Gemüthsbewegung nahm er seine Zuflucht zu seinem Orakel. Cagliostro, mit seinem Tone der Inspiration mäßigte seine Unruhe ohne sie zu zerstreuen. Man ließ die la Motte kommen. „Sie haben mich grausam betrogen," sprach der Cardinal, sie fest ins Auge fassend. Diese ungestüme Anrede von Seiten eines Mannes, dessen Vertrauen bis dahin unbegränzt gewesen war, brachte eine Frau, durch das Verbrechen zur Verstellung und Unverschämtheit gebildet, keinweges außer Fassung. „Monseigneur" rief sie, „Sie beleidigen mich in dem nämlichen Augenblicke, wo ich die Königin vermocht habe, endlich den Schleier zu zerreißen, den sie zwischen ihren Gesinnuugen und ihrem Benehmen bis jetzt glaubte beibehalten zu müssen. Bald werden Sie

sich Ihres Verdachts schämen.“ Jetzt verhehlte ihr der Cardinal keine seiner Besorgnisse; allein der zuversichtliche Ton der la Motte, die nahen Hoffnungen worin sie ihn noch einmal einwiegte, ihr Versprechen, Fonds zur ersten Zahlung herbeizuschaffen, und die Meinung Cagliostros, der ohne selbst ganz beruhigt zu seyn, sich bemühte, alle Zweifel zu zerstreuen, warfen den Cardinal in das vorige Dunkel zurück.

(Der Schluß folgt.)

Kemble's Abschied von der Brittischen Schaubühne.

Seit langer Zeit hat in den Annalen der Brittischen Schaubühne kein Ereigniß so sehr Epoche gemacht, als Kembles, dieses zweiten Garricks, Mitglied des Königlichen Theaters zu Covent-Garden, Abschied von der Bühne. Zur letzten Vorstellung die zu seinem Benefiz bestimmt war, hatte er eine seiner Hauptrollen, die, des Coriolan, gewählt. Kaum erinnert man sich, daß irgend ein Vorgang ähnlicher Art in der Hauptstadt einen so hohen Grad von Theilnahme erregte. Alle

Logen und verschlossene Plätze waren vierzehn Tage zuvor bestellt und schon Mittags um zwölf Uhr war der Eingang des Hauses mit einer ungeheuern Menschenmenge umlagert. Kaum wurden die Thüren geöffnet, als ein so furchtbarer Andrang entstand, daß nur mit der größten Mühe, Unglücksfälle verhindert werden konnten. Nie gab Kemble die schwere Rolle des Coriolan mit mehr Energie und Größe, und die ungeminderte Kraftäußerung seines hohen Talents, vermehrte das Trauergefühl über seinen nahen Verlust. Begieriger griff das Publicum jede, auf seinen Liebling anwendbare Stelle des Stücks, um ihm den enthusiastischsten Beifall zu zollen. In den Zwischenacten ward eine Zuschrift an Herrn Kemble, abgedruckt auf einen Foliobogen im Hause im Umlauf gesetzt. Ein, mit goldnen Lettern auf weißen Atlas abgedrucktes Exemplar derselben, in einer geschmackvollen goldgestickten Einfassung, begleitet mit einem Lorbeerkranze, ward vorn im Parterre zur Ueberreichung bereit gehalten. Als der Vorhang fiel, wurden Zettel herumgereicht mit den Worten:

„No farewell for ever from Kemble*).“

---

*) Kein Abschied auf immer von Kemble.

Durch den Mißverstand, daß einige glaubten, es sei damit gemeint, Herrn Kemble von einer Anrede an das Publicum gänzlich abzuhalten, entstand sogleich Unruhe im Parterre; doch bald zeigte es sich, daß das Publicum nur einen gemeinschaftlichen Wunsch hege. Der Vorhang hob sich; eine große Straße von Rom, eine der Hauptscenen des Trauerspiels zeigte sich; und Kemble erschien als Coriolan. Hinter ihm hob sich eins der schönsten öffentlichen Gebäude, welche die Hauptstadt der alten Welt schmückten. Unbeschreiblich war der Eindruck des Ganzen. Jeder hatte das Gefühl, als ob mit Kemble der Römische Geist, Römische Größe, und Rom selbst im Begriff wäre, von der Bühne zu verschwinden und eine unausfüllbare Kluft zurückzulassen. Die sympathetischen Bande, die ihn seit länger als dreißig Jahren mit Allem, was das Drama großes und edles hat, innigst verwebt, und den Herzen des Publicums theuer gemacht hatten, sollten, wie man fürchtete, auf einmal gelöset werden. Diejenigen, welche ihn in ihrer Jugend seine Laufbahn hatten betreten sehen, fühlten bei seinem Abschiede das Interesse der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft in einem einzigen Moment zusammengedrängt. Ein mehrmaliges anhaltendes Bei-

fallgeklatsch machte es ihm eine Zeit lang unmöglich, sich hörbar zu machen. Endlich sprach er mit bebender Stimme und oft unterbrochen durch Rührung, folgende Worte: „Ladies und Gentlemen, zum letzten Male erscheine ich heute vor Ihnen.“ „Nein, nein,“ unterbrach ihn ein lauter Ruf von allen Seiten. „Ich bin im Begriff,“ fuhr er fort, „meine lange künstlerische Laufbahn zu beschließen.“ — „Nicht auf immer, kein Abschied auf immer,“ erscholl es wieder. — Diese wiederholten Beweise der öffentlichen Achtung rührten den Künstler bis zu Thränen und machten ihn immer unfähiger, sich zu sammeln. Mit gebrochener Stimme und dem Ausdruck heftiger Gemüthsbewegung in seinen Zügen, fuhr er fort, „Ladies und Gentlemen, ich will ihre Geduld nicht mißbrauchen. Schon früher fürchtete ich, es würde mir in dem gegenwärtigen Augenblick an hinreichender Kraft fehlen, und ich hätte gewünscht, mich schweigend von Ihnen zurückzuziehen, allein der Gedanke würde mir drückend gewesen seyn, daß, wenn auch nur aus alter Gewohnheit, beim Abschiede einige Worte von mir hätten erwartet werden können. Der unwandelbaren Güte, womit Sie mich seit dem ersten Abend, wo ich als Mitbewerber um den öffentlichen Beifall auftrat, bis zu diesem schmerz-

lichen Augenblick behandelten, werde ich mich ewig dankbar erinnern. Was meine Kräfte vermochten, ward stets mit frohem Herzen Ihrem Dienste geweiht; sowohl in der Darstellung der mir zugetheilten Rollen, als in der Eigenschaft eines Mitdirigenden, war es stets mein innigstes Streben, den Glanz und die Angemessenheit des Dramas zu erhöhen, und vorzüglich die Meisterwerke unseres göttlichen Sheakspears mit Wirkung auf die Bühne zu bringen; stets, — ich darf es sagen — wurden alle meine Anstrengungen, Studien und Arbeiten durch den Beifall und die Billigung, womit ihre Güte sie belohnte, versüßt. Ladies und Gentlemen, ich muß scheiden, und mit widerstrebendem Herzen sage ich Ihnen aufs ehrfurchtvollste ein langes Lebewohl." Bei diesen Worten verbeugte er sich in heftiger Bewegung, und zog sich rasch von der Bühne zurück. Jetzt ward das vorhin erwähnte Prachtexemplar der Zuschrift des Publicums nebst der Lorbeerkrone, dem eben anwesenden Talma, Kembles würdigen Kunstgenossen, der im Orchester seinen Platz hatte, mit dem Zuruf eingehändigt, beides auf die Bühne zu werfen. Dieß geschah, und einer der Mitdirectoren Herr Fawcett, ward hervorgerufen, um es Hrn. Kemble zuzustellen. Als einen Zuwachs der Eh-

renbezeugungen für den scheidenden Liebling, verbat sich das Publicum laut jedes Nachspiel, und dem allgemeinen Wunsch gemäß ward die Abendvorstellung geschlossen.

Die angeführte Zuschrift enthielt, außer einer ausführlichen Würdigung der Verdienste des trefflichen Künstlers, die Bitte, daß er, so lange seine Gesundheit es erlauben würde, jährlich in einigen Wintervorstellungen auftreten möge.

Vergleichung der Productionskosten Nordamericanischer und Westindischer Colonialerzeugnisse.

Nicht mit Unrecht fürchten die Engländer, daß die Nordamericanischen Republicaner ihnen bald, so wie in vielen andern Dingen, namentlich auch in den Marktpreisen der Colonialwaaren den Rang ablaufen werden. Mit reißender Schnelligkeit steigt der Anbau des Zuckerrohrs insbesondere in Georgien und höchst auffallend ist der Unterschied der Productionskosten in Nordamerica, von denen auf den Brittisch-Westindischen Inseln.

Nachstehende vergleichende Berechnung hat da-

her in England große Aufmerksamkeit erregt und die Nothwendigkeit gezeigt, Maaßregeln zu treffen, wodurch diesen Mißverhältnissen auf eine oder die andere Weise abgeholfen werde.

Man nennt zwei angesehene Pflanzer in Georgien, von denen der eine auf 85 Morgen Landes, (acres) durch 17 Arbeiter 140000 Pfund Zucker und 74 Oxhoft Melassen gewann, der andre aber auf 18 Morgen, jeden zu 2483 Pfund, im Ganzen 44781 Pfund Zucker und 23 Oxhoft Melassen, durch sechs Tagelöhner hervorbrachte.

Nach jetzigen Preisen, das Pfund Zucker an Ort und Stelle zu 17 Cents, würde das Zuckerproduct des ersten 23800 Dollars und die Melassen zu 80 Dollars das Oxhoft 6000 Dollars, mithin das Erzeugniß von 85 Morgen und 17 Tagelöhnern, die Summe von 29800 Dollars betragen und vollends die Durchschnittssumme der gesammten 103 Morgen, auf 23 Arbeiter vertheilt, für jeden derselben 9247 Pf. ergeben.

Auf den Westindischen Inseln hingegen, kann man im Durchschnitt 1320½ Pfund Zucker per acre zur Ausfuhr rechnen, und eine Pflanzung von 103 Morgen würde dort, um gehörig bearbeitet zu werden, mit 250 Negern, jung und alt durcheinander gerechnet, oder an kleinen Kindern, säugen-

den Müttern und abgelebten Sclaven 100 abgerechnet, wenigstens 150 arbeitende Sclaven erfordern, deren jeder im Durchschnitt nur 906 Pfund Zucker, also nur ein Zehntel des Georgischen Arbeiters erzielt. Ein ungeheures Mißverhältniß; denn angenommen, daß die Georgischen Pflanzer auch nur dahin gelangten, die sämmtlichen vereinigten Staaten mit Zucker zu versehen, welches nach den glaubhaftesten Nachrichten sehr bald der Fall seyn wird; so muß doch schon dieser Umstand den Preis des Brittischen Zuckers sehr herabsetzen. Bei allen diesem ist die neuerliche, durch den Präsidenten in Vorschlag gebrachte Aufhebung der directen Taxen, noch nicht mit in Anschlag gebracht, auch noch nicht mit in Erwägung gezogen, daß die Americaner das Material der Kleidung und Nahrung ihrer Arbeiter fast sämmtlich selbst hervorbringen, welches beides in Westindien größtentheils eingeführt werden muß.

Abstellung des Menschenhandels mit Schornsteinfegerknaben in England.

Schon seit vielen Jahren war in England der, zum Theil durch die Structur der Feueressen veranlaßte Mißbrauch eingerissen, zum Reinigen derselben fünf bis sechsjährige, und selbst vierjährige Kinder zu gebrauchen und durch diese, ihrem zarten Alter durchaus unangemessene Arbeit, allein in der Hauptstadt Englands, eine Anzahl von fünfhundert Kindern und eben so viel im Reste des Königreichs, physisch und moralisch zu verkrüppeln. Schon vor dreißig Jahren hatte dieser Gegenstand, die Aufmerksamkeit des Parlaments auf sich gezogen, und es war damals verordnet, daß kein Essenkehrer einen Lehrling, unter dem Alter von acht Jahren, annehmen solle. Doch ward diese Verfügung durch allerlei Mittel und Wege vielfältig umgangen, und der unglückliche Zustand dieser bedauernswerthen Kinderclasse fiel immer mehr in die Augen, so, daß sich eine eigne Gesellschaft zur Erforschung, Vergewisserung und Abstellung der unerhörten Schändlichkeiten bei der Annahme, Abrichtung und Behandlung dieser armen Kinder ver-

einigte. Sie brachte es endlich dahin, daß das Parlament aufs neue eine Commité zur Untersuchung dieser Sache anordnete. Hier sind die Hauptergebnisse ihres, in der Mitte des Jahres 1817, an das Haus der Gemeinen abgestatteten Berichts.

Die Essenkehrermeister entschuldigten die ihnen überwiesenen Hintansetzungen des Verbots der letzten Parlamentsacte damit, daß Aeltern, die ihnen ihre Kinder zu diesem Gewerbe verkauften, das Alter derselben unrichtig angäben, und ihnen nicht vorgeschrieben sei, außer der Angabe der Eltern irgend eine Bescheinigung darüber zu verlangen, daß ferner, nach der angeführten Parlamentsacte, den Schornsteinfegern unverwehrt sei, ihre eignen Kinder nach Belieben, zu ihrem Gewerbe zu gebrauchen.

Es wurden folgende Schändlichkeiten erwiesen: Die Kinder werden zu jenem Zwecke großentheils ihren Eltern gestohlen, oder aus Werkhäusern entführt. Um den natürlichen Widerwillen der armen kleinen Geschöpfe gegen das Erklimmen enger und gefährlicher Schornsteine zu besiegen, werden sie nicht nur mit Schlägen dazu gezwungen, sondern man läßt ihnen, von unten einen geübteren Knaben folgen, der ihnen mit spitzigen Stacheln

in die Füße sticht, oder man steckt unter ihnen Stroh an, um sie in die Höhe zu treiben. Natürlich ist der zarte Körper der Kinder, bei diesen gewaltsamen Operationen, den empfindlichsten Beschädigungen ausgesetzt, und sehr häufig sind sie mit Quetschungen, Geschwüren, offenen Wunden und Brandschäden, besonders an Beinen, Knieen und Ellenbogen bedeckt, und unbarmherzig lassen manche Meister sie ohngeachtet dieses Zustandes, ihr Geschäft fortsetzen, in der Erwartung, daß durch Gewohnheit die äußern Theile hart und unempfindlich gegen die Reibung werden. Daher die vielen Mißgestaltungen im Rückrad, so wie in Armen und Beinen, die man bei diesen Knaben wahrnimmt, und die bei einer so gewaltsamen Anstrengung in einem Alter, wo ihre Knochen noch weich und biegsam sind, unvermeidlich eintreten müssen. Ueberdieß müssen sie oft große Säcke mit Ruß, zwanzig bis dreißig Pfund schwer, tragen. Dieß alles hat die Folge, daß unter ihnen ein Uebel herrschend ist, welches in den Hospitälern den Namen chimney sweepers cancer, (der Schornsteinfegerkrebs), führt. Nach ärztlichen Aussagen ist es um so gefährlicher, da sie selten in Zeiten Hülfe anwenden, so daß oft gefahrvolle Operationen nöthig sind.

Aber nicht nur zu frühe harte Arbeit, spärliche Kost, elendes Lager und harte Behandlung ist das Loos dieser Kinder, sondern man läßt sie auch gewöhnlich ohne allen moralischen und religiösen Unterricht; und da ihre Arbeit früh Morgens beendigt ist, so bringen sie den Tag über in Müssiggang und Unfug auf der Straße hin. Wenn daher ihre Gesundheit stark genug ist, um den Uebeln und Mißgestaltungen zu widerstehen, welche die Folgen ihres Gewerbes sind, und sie so weit herangewachsen sind, daß sie nicht länger zu ihrem bisherigen Geschäft gebraucht werden können, so werden sie in die Welt hinausgestoßen, ohne alle Mittel, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Denn da dieß Gewerbe beständig mit Menschen überladen ist, so kann man annehmen, daß nur die Hälfte der Lehrlinge ihr Fortkommen in demselben findet. In London giebt es zweihundert Schornsteinfegermeister, welche zusammen fünfhundert Lehrlinge halten. Unter jenen befinden sich nur zwanzig angesehene und wohlhabende Meister, deren jeder vier bis fünf Lehrlinge hält, und die sich nach den Vorschriften der Parlamentsacte richten. Neunzig andere Meister, deren jeder drei Lehrlinge hält, vernachlässigen im höchsten Grade die physische und moralische Erziehung ihrer Zöglinge, und die übri-

gen neunzig Meister sind Personen, welche dies Gewerbe aus Noth ergriffen haben, in Stadt und Land umherziehen, keine bleibende Stätte haben, und ihre Essenkehrerknaben aufgreifen wo sie können, ja sogar nicht selten kleine Mädchen zu dem Geschäfte derselben gebrauchen. Vorzüglich in dieser Classe erreicht das Elend der armen Kinder den höchsten Grad. Aber selbst die angesehensten und achtungswerthesten Meister dieses Gewerbes läugnen nicht, daß sie beim Kehren der engsten Schornsteine, die kleinsten Knaben von ihren Gewerbsgenossen borgen, so, daß also diejenigen Arbeiten, die mit der größten Gefahr verbunden sind, dem zartesten Alter anheim fallen. Auch wurden der Parlaments-Commité mehrere, in den Jahren 1816 und 1817 diesen Kindern widerfahrenen Unglücksfälle und Grausamkeiten berichtet, welche selbst den Tod zur Folge gehabt hatten. Im Betracht aller dieser dringenden Umstände, untersuchte die Commité, ob durch irgend eine der, von den obenerwähnten menschenfreundlichen Gesellschaft in Vorschlag gebrachten Maschinen, die Reinigung derjenigen Essen, in welche es erwachsenen Personen einzudringen unmöglich ist, gehörig bewerkstelligt werden könnte. Und hier ergab das Gutachten des practischen Baumeisters in London, daß in der Haupt-

stadt unter hundert Schornsteinen, fünfundneunzig unbezweifelt durch die bereits eingeführten Maschinen gereinigt werden könnten, und daß sich, wenn es erforderlich wäre, auch für die übrigen leichte mechanische Vorrichtungen treffen ließen, den Gebrauch der Knaben zu ersetzen. Dieser Bauverständige fügte hinzu, daß zwar bei der Reinigung horizontallaufender Röhren, sich einige Schwierigkeiten im Gebrauch der Maschinen zeigen könnten, grade in diesen Fällen aber die Reinigung durch Knaben, der Gesundheit und selbst dem Leben der Letzteren äußerst gefährlich sei, indem der Knabe, wenn er senkrecht herabkommt, eine Menge Ruß mit sich herunter bringt, wodurch in der sich horizontal wendenden Röhre, die ihm zum einathmen nothwendige Luft verstopft wird, welches um so gefährlicher dadurch wird, daß in London diese Querröhren oft nur sieben Zoll ins Gevierte halten.

Nach diesem allen schlägt die Committé vor, durch eine Parlamentsacte den Gebrauch der Climbing-boys gänzlich zu verbieten, und das Alter der verstatteten Annahme von Schornsteinfegerlehrlingen überhaupt, auf wenigstens vierzehn Jahre festzusetzen.

Lithographie in Frankreich und England.

Diese so vielseitig wichtige Kunst ist eine von den wenigen Gegenständen, worin die Engländer und besonders die Franzosen der Deutschen Industrie den Vorzug einräumen. Die öffentlichen Blätter beider Nationen, preisend die Fortschritte der Deutschen in dieser Kunst, schreiben sie großentheils der vorzüglichen Beschaffenheit, der in Deutschland befindlichen Steine zu. Bekanntlich erfordern nämlich die lithographischen Zeichnungen einen äußerst feinkörnigen Stein, geeignet, eine Oberfläche, glatt wie Papier, anzunehmen. Es hat daher die Pariser Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste und Manufacturen auf die Entdeckung eines Steinbruchs, der diesem Mangel abhelfen könnte, so wie auch bei der Ungewißheit, ob dergleichen in Frankreich zu finden ist, auf die Verfertigung irgend einer zweckmäßigen Steincomposition bedeutende Preise ausgesetzt*). Dieß hat die Folge ge-

---

*) Bekanntlich ist das ganz neuerlich von dem Erfinder der Lithographie, Herrn A. Senefelder, erfun-

habt, daß eine brauchbare, bis jetzt aber, wie es scheint, ihrer Spärlichkeit wegen noch zu kostbare Steingattung aufgefunden ist.* Es giebt jetzt in Paris vier Anstalten, wo diese neue Kunst geübt wird. Es sind nicht nur mehrere Zeichnungen großer Meister mit vielem Glücke auf Stein copirt, sondern es haben auch mehrere Maler, lithographische Originalportraits zu entwerfen versucht. Natürlich haben diese Zeichnungen vor Kupferstichen den großen Vorzug, daß sie ohne Dazwischenkunft der nachahmenden Hand des Kupferstechers vervielfältigt werden können, ohne irgend einen Zug ihrer Originalität zu verlieren. Dagegen hat man bis jetzt in Frankreich und England noch nicht ganz den Nachtheil vermeiden können, daß die Striche des Griffels, wenn sie einander zu nahe kommen, beim Abdruck leicht in einander fließen, und verunstaltende Flecke bilden. Ein Mangel, in dessen Vermeidung man in Deutschland glücklicher zu seyn scheint. In der Königlichen Akademie der schönen Künste in Paris ward über diese neue Kunst folgender Bericht vorgelesen:

---

dene sogenannte Steinpapier, von einigen lithographischen Instituten, namentlich dem zu Carlsruhe, für zureichend erklärt worden. A. d. R.

„Vergleichen wir die Lithographie mit den verschiedenen Gattungen der Kupferstecherkunst, so finden wir, daß sie die Werke derselben ziemlich genau nachbilden, jene hingegen nicht mit gleicher Leichtigkeit die verschiedenen Methoden der lithographischen Verfahrungsart anwenden kann, welche allein die Mittel darbietet, authographische Abdrücke zu erhalten. Hiezu kommen die Vortheile der Schnelligkeit und Wohlfeilheit. Die Zeichnung wird auf der Steinfläche eben so schnell vollendet, als auf dem Papiere, der Abdruck nicht minder rasch, als vom Kupfer bewerkstelligt und die Originale sind von weit größerer Dauer. So hat man zu München von einer und der nämlichen Zeichnung, bis zu 30000 Abdrücke gemacht. Hiezu kommt, daß Holz und Kupferplatten nur für eine eine einzige Zeichnung dienen, der Stein hingegen durch dieselbe so wenig beschädigt wird, daß er nach einander eine große Anzahl aufnehmen kann. Wenn wir die Lithographie und den vielfachen Gebrauch, dessen sie fähig ist, in Erwägung ziehen, so müssen wir erstaunen, daß diese Kunst seit länger als funfzehn Jahren fast in ganz Europa im Gebrauch gewesen ist, daß wir die Erzeugnisse derselben in Händen und vor Augen hatten, und dennoch diese sinnreiche Verfahrungsart troß ihres

Nutzens und ihrer anerkannten Vorzüge, vor vielen Gattungen der Kupferstecherkunst, mit einer Art von Affectation von uns stießen." ꝛc.

Je seltener dergleichen Anerkennungen bei unsern westlichen Nachbarn vorzukommen pflegen, um desto mehr verdienen sie rühmliche Erwähnung.

Americanische Literar-Notizen.

In Washinton erscheinen nächstens zwei neue Zeitschriften, umfassenden Inhalts, von denen das Publicum bei der vorzüglichen Eignung der Herausgeber zu ihrem Unternehmen, große Erwartungen hegt. Das erste unter dem Titel, The Washington Museum or Repository of usefull Arts, ist hauptsächlich der Verbreitung derjenigen Wissenschaftszweige gewidmet, welche zur Beförderung der Künste und Manufacturen, in den Vereinigten Staaten am meisten geeignet sind, und wird sich durch eine möglichst practische und gemeinnützige Tendenz, auszuzeichnen suchen.

Das zweite unter dem Titel Emporium of Arts and Sciences, erschien früher in einer andern Gestalt, unter Leitung des bekannten Richters Coo-

per, hatte aber schon seit längerer Zeit aufgehört.

In Baltimore ist kürzlich eine Schrift erschienen, die als Denkmal der innigsten ehelichen Liebe und Frömmigkeit, besiegelt durch den, kurz vor dem Abdruck erfolgten Tod des Verfassers, des als Patriot, Staatsmann und Rechtsgelehrter von seinen Landsleuten sehr geschätzten Thomas P. Grosvenor mit allgemeiner Theilnahme gelesen wird. Grosvenor, geboren zu Pomfret in Connecticut, zeichnete sich früh als practischer Rechtsgelehrter aus. Seine Popularität und Beredsamkeit verschafften ihm die Stelle als Mitglied des Congresses. Auch in der gesetzgebenden Versammlung, zeichnete er sich als geübter und gründlicher Redner und denkender Staatsmann aus. Nie scheute er sich, wenn seinem Urtheil nach, die Umstände es heischten, Meinungen, welche denen seiner Freunde zuwider liefen, laut und kraftvoll zu vertheidigen, und sein gefälliges Benehmen machte ihn bei jedermann beliebt. Im März 1815 verehelichte er sich mit einem liebenswürdigen Mädchen, mit der die innigste gegenseitige Zärtlichkeit ihn verband. Alles vereinigte sich zum höchsten Lebensglücke des liebenden Paares, als noch vor Ablauf eines Jahres der Tod die Gattin durch

eine auszehrende Krankheit, dem Untröstlichen von der Seite riß. Die einzige Linderung seines Kummers fand der Trostlose darin, daß er mit zitternder Hand die Hauptzüge des trefflichen Characters der Abgeschiednen, ihre religiösen Gefühle, im Fortgange der sie mit reißenden Schritten der Auflösung entgegen führenden Krankheit und ihre erfolgreichen Kämpfe, sich von der Welt und deren Freuden loszureißen, in meisterhaften Zügen niederschrieb. Doch nicht lange widerstand er dem lastenden Gram und nach wenig Monden, folgte er noch in der Blüthe der Jahre der Geliebten ins Grab.

Jene Denkschrift, das schönste Grabmahl des edlen Paares führt den Titel: A Sketch of the Life, last Sickness and Death of Mrs. Mary Fane Grosvenor left among the Papers of the late Hon. Thomas P. Grosvenor.

Ein, für die Kunde der in den Vereinigten Staaten einheimischen Pflanzen äußerst wichtiges Werk des Hrn. William Barton, Professors der Botanik an der Universität von Pensylvanien, erscheint bei Carey und Sohn zu Philadelphia in acht Quartheften, jedes mit sechs colorirten

Kupfertafeln unter dem Titel: Vegetable Materia Medica of the United States; or Medical Botany. Es enthält die botanische und medicinische Beschreibung sämmtlicher in den Vereinigten Staaten bekannten Heilpflanzen, nebst ihren nach der Natur gezeichneten Abbildungen.

Auch die Americanische Entomologie hat an dem Hrn. Thomas Say, Mitglied der Academie der Naturwissenschaften zu Philadelphia, einen trefflichen Bearbeiter gefunden.

American Entomology; or descriptions of the Insects of North America, Illustrated by coloured figures, from drawings, executed from Nature. By Thomas Say, Member of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia etc. Philadelphia, published for Mitchell and Ames 1817.

Das Werk wird fortgesetzt, und zeichnet sich durch Deutlichkeit der colorirten Zeichnungen und durch classische Bestimmtheit der Beschreibungen aus.

Früher hatte die einheimische Entomologie im Nordamericanischen Freistaate, verhältnißmäßig noch wenige Verehrer gezählt, Hr. Melsheimer, der

Vater, ein geborner Deutscher, Prediger zu Hannover in der Grafschaft York in Pensilvanien, war der erste, der sich diesem Zweige der Naturgeschichte mit Eifer hingab. Er besaß sehr ausgebreitete entomologische Kenntnisse und eine treffliche Sammlung, wovon er eine Beschreibung herausgab, die zu den geordnetsten Werken dieser Art gehört. Sein Sohn, der dem Vater in der Predigerstelle zu Hannover folgte, widmet sich gleichfalls mit Erfolg dem Studium der Entomologie. Vater und Sohn haben wesentlich dazu beigetragen, die Europäischen Entomologen mit den Schätzen Americas in diesem Wissenschaftszweige, bekannt zu machen, während die Bewohner Americas, etwa drei oder vier Gelehrte ausgenommen, derselben gänzlich unkundig blieben. Hrn. Melsheimers, des Vaters, Beschreibung blieb in America ungekauft, und verursachte ihm einen nicht unbedeutenden Verlust; er starb, nur von Europäischen Gelehrten gekannt, und wegen seiner Entdeckungen geehrt. Erst vor vier bis fünf Jahren, ward in Philadelphia eine Academie der Naturwissenschaften errichtet, welche bereits drei Hefte ihrer Verhandlungen herausgegeben hat, denen nach Maaßgabe der sich darbietenden Materie, mehrere folgen sollen. Von dieser Gesellschaft ist Herr Say, der Verfasser des vor-

liegenden Werks, eines der ausgezeichnetsten Mitglieder, und alles läßt erwarten, daß aus dem Schooße dieses gelehrten Vereins, wichtige Entdekkungen und Aufklärungen in der vaterländischen Naturgeschichte, hervorgehen werden. Namentlich begnügt sich auch Herr Say keineswegs mit zweckmäßiger Anordnung der Arbeiten seiner Vorgänger, sondern er vermehrt die Schätze seiner Wissenschaft mit den Namen und Beschreibungen nie zuvor abgebildeter und beschriebener Insecten.

Ende des vierzehnten Bandes.

Miscellen

a[illegible] neuesten ausländischen Literatur.

[illegible] politischen, historischen,
[illegible]istischen, [illegible] und literarischen
Inhalts.

1 8 1 8

Drittes Heft.

Jena,
bei August [illegible] und Compagnie.
18[illegible]

Ethnographisches Archiv. Zweiten Bandes erstes Heft. 1818. Jena bei August Schmid und Compagnie.

Inhalt.

Ansichten über China. Nach dem Englischen des Herrn Henry Ellis. Mitglied der jüngsten Brittischen Gesandtschaft. — Entdeckungsfahrt der Brittischen Fregatte: Alceste in den Chinesischen Gewässern, an der Küste von Corea und nach den Liu-Kiu-Inseln; im Jahre 1816. — Rückfahrt der Fregatte Alceste aus der gelben See nach Canton. Ihr siegreiches Gefecht gegen die Chinesischen Batterieen und Kriegsfahrzeuge. — Heimfahrt und Schiffbruchsgeschichte der Gesandtschaft des Lord Amherst. — Reisenotizen. —

Minerva. März-Heft 1818.

Inhalt.

Inquisitionsproceß wider Carl V. und Philipp II., als Begünstiger der Ketzer und Schismatiker. Nach Llorente. — Abriß der Revolutionsgeschichte des Spanischen America (Fortsetzung.). — Kriegserklärung der Spanischen Regentschaft gegen die Americanischen Selbstregierungen. — Specialgeschichte der Revolutionen in den verschiedenen Ländern des Spanischen America. — Historischer Versuch über die Freiheit der Gallicanischen Kirche, und der andern catholischen Kirchen während der zwei letzten Jahrhunderte. — Diplomatische Unterhandlungen zwischen den Commissarien des Königs von Frankreich, Ludwig XVIII. und dem Präsidenten von Hayti, Petion, im Jahre 1816. — Miscellen. Staatsoeconomie von Connecticut. Neueste Kriegsnachrichten aus Ostindien.

Inhalt.

